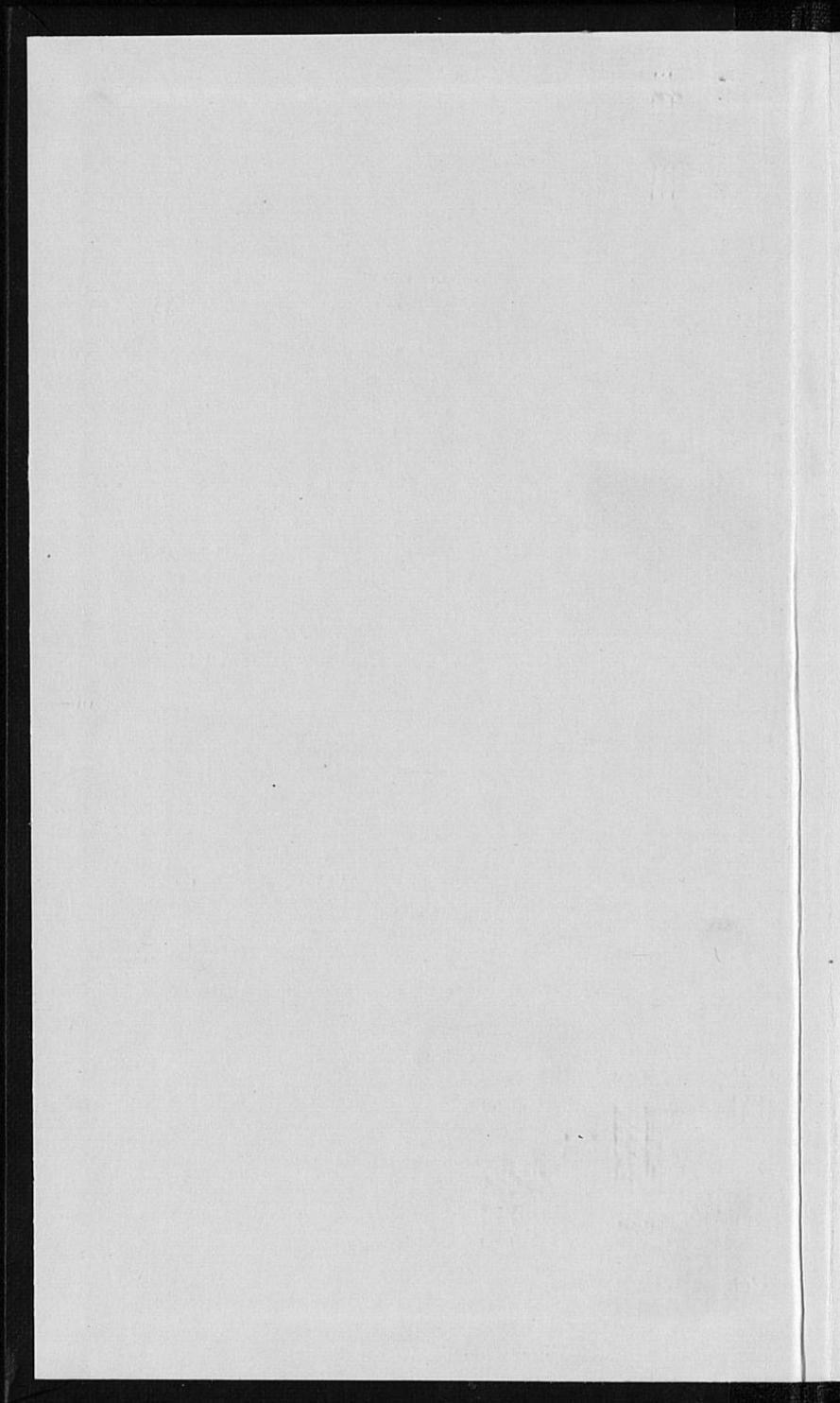
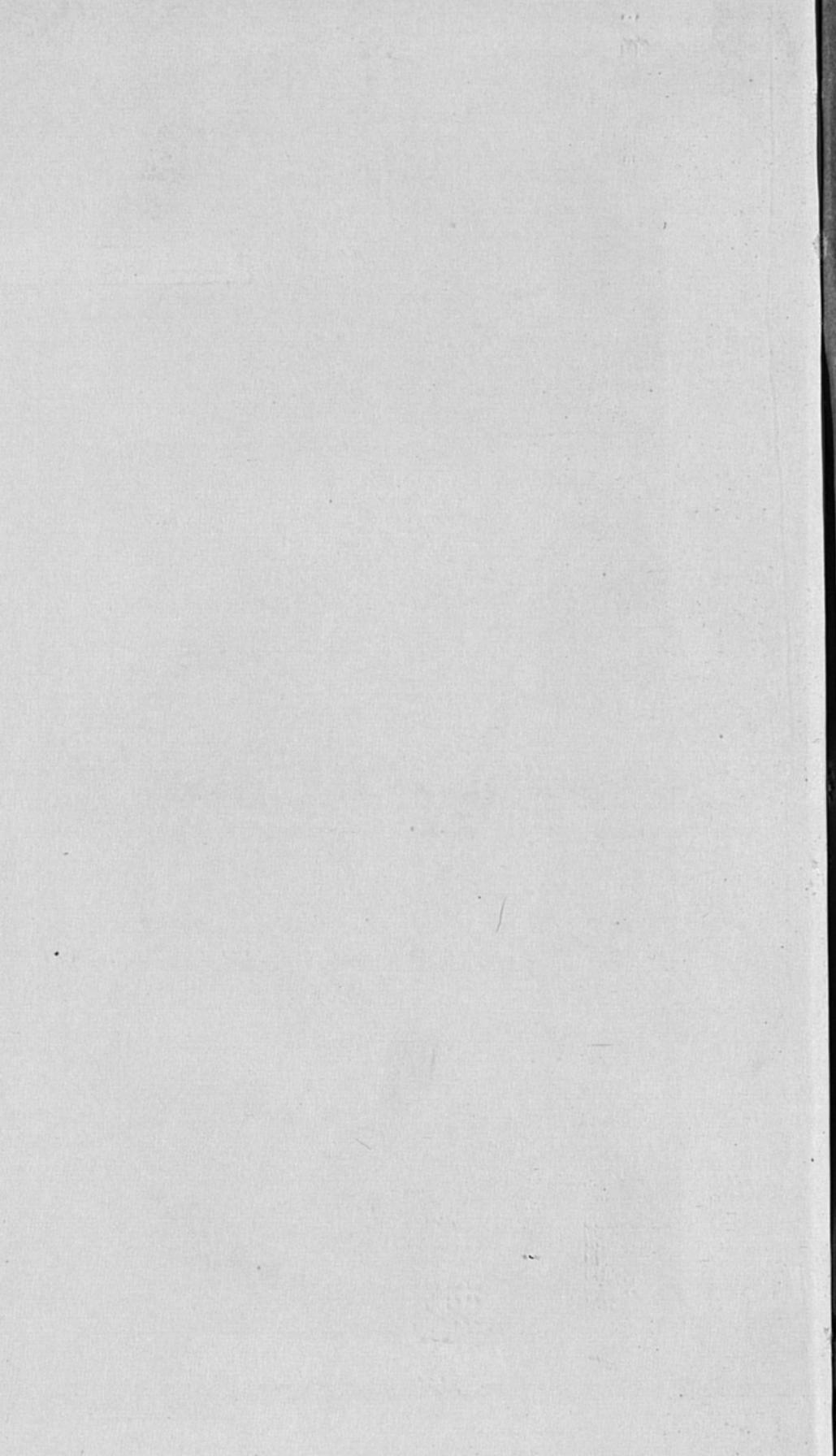


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100





Niederrheinische Unterhaltungen.

Eine gemeinnützige
Monatsschrift.
fürs Jahr 1792.

(Neuvollst.)

Erstes Heft. Januar.

Wesel und Frankfurt
bei Fr. Jak. Röder und J. Joach. Kessler.

Avertissement.

Sechs Jahre lang haben nun schon die Nie-
derrheinische Unterhaltungen das Glück ge-
habt mit immer gleichem Beifall gelesen zu wer-
den; ein Glück dessen sich bei der Menge deutscher
Zeitschriften vergleichungsweise nur wenige der-
selben rühmen können. Viele unsrer Leser haben
sich bezeugt, daß sie die Fortsetzung wünschen.
In einigen öffentlichen Blättern wird der Nie-
derrh. Unterhaltungen rühmlichst Erwähnung ge-
than. Einer der ersten literarischen Richterstühle
in Deutschland, dessen Stimme bei dem Publikum
etwas gilt, nemlich die Allgemeine deutsche Bi-
bliothek fordert in einer sehr günstigen Recension
die Herausgeber nachdrücklich zur Fortsetzung auf.
Bedarf es wohl einer stärkeren Ermunterung?
Wohl!

85/02847

Wohlan, im Vertrauen auf den ferneren Beifall so wol der bisherigen als der künftigen neuen Leser, den wir durch fortgesetzten Fleiß zu bedienen hoffen kündigen wir hiemit für das Jahr 1792 noch einen neuen und also den siebenten Jahrgang unter dem bisherigen bekannten Titel an:

Niederrheinische Unterhaltungen.
Eine geminnliche Monatschrift fürs Jahr 1792
Wiel und Frankfurt, bei Franz Jakob Röder
und Joh. Joachim Kessler.

Der Inhalt und die Einrichtung dieses Journals sollen dem wesentlichen nach unverändert dieselbe bleiben. Denen zu gefallen die damit noch nicht bekannt sind, wird beides hiemit nochmals angezeigt:

Angenehme und nützliche Unterhaltung, wie auch schon der Titel besagt, ist der Hauptzweck dieses Journals. Deswegen werden in demselben von dem Hauptsächlichsten, was in der bürgerlichen, literarischen und moralischem Welt vorgeht, Nachrichten, jedoch mit Ausschließung aller eigentlich sogenannter Zeitungsnachrichten, und überhaupt nur solche gegeben, wovon man sich für dem größten Theil der Leser die meiste Unterhaltung versprechen kann, nicht nur solche, die nicht einseitig diesen oder jenen Stand insbesonder — nicht ausschließlich den Gelehrten von diesem oder jenem Fach — sondern den Menschen überhaupt, den Gelehrten so wie den Nichtgelehrten, den Kaufmann, den Künstler, das Frauenzimmer und jeden Leser von Geschmack und Gefühl interessieren können.

Hiehin gehören also:

I. Nachrichten von merkwürdigen Vorfällen und Begebenheiten, besonders von solchen, die zum Beweise dienen, wie weit in dieser oder jener Gegend Aufklärung, guter Geschmack, Befregung herrschender Vorurtheile, Toleranz, Verbannung des Aberglaubens, und alles, was zur Beför-

Niederrheinische

Unterhaltungen.

Eine gemeinnützige

Monatsschrift

fürs

Jahr 1792.

[70.6.]

Erste Hälfte.

Monat Januar bis Julius.

Wesel und Frankfurt

bey Fr. Jak. Röder und J. Joach. Kefler.

Niederrheinische Unterhaltungen

Eine gemeinnützige

Monatsschrift

fürs Jahr 1792.

Erstes Heft. Januar.

I.

Vorschläge zur Abstellung einiger Mißbräuche und Beschwerden des geselligen Lebens.

Nachstehenden Aufsatz hat man im April des vorigen
Jahrs in Wernigerode und den nächstgelegenen
Ortern circulieren lassen, und schon bis zum 30ten
Juni hatten 183 der angesehensten Personen die
darin enthaltene Vorschläge, bloß den letzten aus-
genommen, für sich und ihre Familien unterschrieben.
Aus mehr als einer Ursache verdient dieser Auf-
satz in unsren Unterhaltungen einen vorzüglichen
Platz, denn

1. Ist ja, wie unsre Leser wissen, das mit einer
der fürnehmsten Absichten dieser Blätter, zur Tilgung
und Abschaffung eingeschlichener Vorurtheile und

Misbräuche auf die bestmögliche Art wirksam und beförderlich zu seyn.

2. Ist es überhaupt nützlich und gut, das Unschickliche, das Beschwerliche und Widersinnige eingetragener Misbräuche öfters zur Sprache zu bringen, weil eben dadurch immer mehrere Menschen drauf aufmerksam gemacht und wenigstens vorerst schon Wünsche zu deren Abschaffung rege gemacht werden, wodurch schon vieles gewonnen wird.

3. Ebenfalls ist es nützlich und angenehm zu sehen, wie auch an anderen Orten und Gegenden andere weise und gute Menschen über dergleichen Misbräuche denken und urtheilen. Auch die Verbreitung solcher Gedanken und Urtheile ist ein gutes Mittel, die Bemühungen zur Verdrängung einheimischer Vorurtheile und Misbräuche erleichtern zu helfen.

4. Auch sieht man aus nachstehendem Aufsatz, daß die Menschen und Sitten sich überall gleich sind, insofern bei Beschreibung der Misbräuche und Beschwerden, von deren Abstellung hier die Rede ist, einige kleine Nebenumstände und Modificationen abgerechnet, man sich schwerlich enthalten kan, zu sagen: c'est tout comme chez nous.

5. Ebenfalls sieht man hieraus, daß man auch die allereingewurzeltesten Vorurtheile und die verjährtesten Misbräuche, und wenn sie auch durch ihre Allgemeinheit und durch ihr Alter und lange Dauer ein noch so ehrwürdiges Ansehen erlangt haben, leicht besiegen, leicht verdrängen kan, wenn man nur ernstlich will.

6. Endlich steht man auch hier eine angenehme Bestätigung dessen, was wir schon oft erinnert haben, daß nemlich zur Erreichung jenes Zwecks die freiwillige Vrabredung und Vereinbarung mehrerer Persohnen immer das diensamste und bewährteste Mittel ist.

Die Herausgeber.

aß es, auffer der nun hier, wie an so vielen andern Orten, durch gesellschaftliche Vereinigung großen Theils abgeschafften Familientraur *) noch mancherley andere Dinge gebe, die, wenn auch einige darunter zu ihrer Zeit vielleicht etwas gutes hervorbrachten, doch jetzt wenigstens zwecklos, im Verhältnis der fortschreitenden Cultur und vernünftignern Denkungsart lästig und ungereimt, zum Theil mit unverantwortlichem Aufwand verbunden, und überhaupt für die gegenwärtige Zeitbedürfnisse ganz und gar nicht mehr passend, dabei aber von der Art sind, daß viele, die das alles wohl einsehen, aus Furcht, sich als Sonderlinge auszuzeichnen, sie doch noch beibehalten **) — dieß wird hofentlich von jedem eben so leicht zugegeben werden, als daß dergleichen Gebräuche, die zum Theil

*) Auch damit ist schon hin und wieder in unsern Gegenden, z. E. in Bese!, Duisburg und andern Orten ein glücklicher Anfang gemacht.

**) Tout comme chez nous.

Theil auffer dem Gebiet der Gesetzgebung liegen, zum Theil aber (wie die Erfahrung lehrt) durch Gesetze nicht leicht zu vertilgen sind, durch nichts so sicher abgestellt werden, als wenn Mehrere sich freywillig gegen einander verpflichten, es unter sich, und jeder so viel an ihm ist in seinem Wirkungskreise, künftig anders zu machen. — Nicht ohne Grund läßt sich also der Wunsch, daß das, was mit der Trauer zu Stande gekommen, auch in Ansehung einiger andern Gebräuche von vorgedachter Art versucht werden möchte, bei sehr vielen voraussetzen. Das Mittel einer Anfrage durch Umlauf innerhalb des nächsten Publikums, und einer verbindlichen Unterzeichnung, empfiehlt sich von selbst als das bequemste. Die zuerst Unterzeichneten stellen hiebei weiter nichts vor, als Theilnehmer der einzugehenden Verbindung, und fragen, gleichsam als wären sie von der in ihren nur noch unbekanntesten Gliedern schon vorhandenen Gesellschaft dazu aufgefordert, hierdurch an, ob man sich über die Unterlassung folgender Gebräuche:

1. Des Umarmungs- und Handfuß-Ceremoniels;
2. Der Titulatur in und auf Briefen, und in Unterredungen;
3. Der Rang Komplimente;

4. Der

4. Der Ceremoniel - Bekanntmachungen bey Geburten, Verlobungen, Trauerfällen;
 5. Des über den Zweck hinausgehenden Gevatterbittens, und übermäßigen Aufwandes bey Kindtaufen, imgleichen bey Gevattersfehen;
 6. Des übermäßigen und schädlichen Aufwandes bey Verlobungen und Hochzeiten, auch bey Gastereyen;
 7. Der Trauermahlzeiten; und
 8. Der abgesonderten Wochencommunions, und der Rangordnung bey Communions überhaupt,
- auf die nachbeschriebene Weise vereinigen wolle?

Es wird nämlich vorgeschlagen:

ad 1. Das besonders unter Mannspersonen herrschend gewordene, und schon in verschiedenen neueren Schriften aus mehr als einer Ursache mit Recht verstricene Umarmen und Küssen bey dem Zusammenkommen und Auseinandergehen, unter den Mitgliedern der Gesellschaft, selbst (wenigstens der Gewöhnung wegen) im freundschaftlichen Umgange, wo ja das Handgeben, wenns nöthig ist, besser an die Stelle desselben treten kann, ganz abzuschaffen; gegen Andre aber, die nicht von der Gesellschaft sind, nie den Anfang zu machen, sondern sich mehr leidend zu verhalten. Da es mit dem Handfußceremoniel
gegen

Niederh. Unterhalt. Januar.

gegen Frauenzimmer eine ähnliche Bewandnis hat, so würden auch die Theilnehmerinnen dieser Verbindung darauf Verzicht thun, und die Theilnehmer derselben es so viel möglich, wenigstens in dem Zirkel der Zusammengetretenen, künftig weglassen. *) — Daß der seltnerer Empfindungsausbruch unter Freunden und Freundinnen Ausnahme mache, bedarf kaum der Bemerkung.

ad 2. In Briefen unter den Mitgliedern, und, so viel es ohne Anstoß zu geben, in eines jeden Verhältnis angeht, auch an andre, alles Titularwesen zum Anfange und Schluß von jeder Art des Gebornen und zu Ehrenden, sammt der Schlußformel von jeder Art Hochachtung, und dem Unterschriftzusatz vom unterthänigen bis zum ergebenen, nebst den Ewr. und Die- und Demselben im Texte (welche durch Sie und Ihnen aus ihrem unrechtmäßigen Besitze wieder verdrängt werden) gänzlich wegzulassen, und, wie es schon von vielen geschieht, mit der Sache anzufangen und mit dem Namen zu schließen, außen aber auch bloß die einfachste Bezeichnung mit Herr, Namen und sogenannten Charakter

(wenns

*) Die hier gerügte Gewohnheit, so wohl des Umarmens der Mannspersonen als des Handkusses der Frauenzimmer ist wenigstens in unsren Gegenden noch nicht so allgemein, daß sie als ein Mißbrauch angesehen werden könnte.

(wenns nöthig ist) zu brauchen. — Auch die hiermit zusammenhängende, und zwar nicht allgemeine, aber doch manchem wider bessere Uebersetzung und Willen anklebende Gewohnheit, einen andern, besonders Vornehmern, in Unterredungen, statt Sie und Ihnen, bey seinem Charakter zu nennen, würde ebenfalls abgeschafft. *)

ad 3. Im Umgange unter einander affen den unfruchtbaren Complimenten zu entsagen, welche sich auf den äussern Rang beziehen, z. B. den mit keinen Vortheilen verbundenen sogenannten obersten Stellen, dem Vorangehen, dem Begleiten aus Ceremoniel, u. s. w. und dem Zudörthigen oder Ablehnen dieser und ähnlicher Vorzüge; besonders auch dem noch immer nicht ganz abgeschafften Gesundheiterinken, (wobei das allgemeine Anklingen bei besonders Veranlassungen billig ausgenommen bleibt,) dem oft so lästigen und zudringlichen Nörthigen zum Essen oder Trinken und zum Längerbleiben, dem Compliment beim Niesen, dem Führen beim Spazierengehen, als bloßes Ceremoniel betrachtet, 26. — Dagegen viel-

*) Ganz den Vorschlägen gemäß, die Bereits in den Niederrh. Unterhaltungen vom Jahr 1790 (Sept. No. 8.) ausführlich gegeben sind und hin und wieder mit vielem Beifall befolgt werden, deren Güte und Nützlichkeit sich nun auch, durch dasjenige, was hier über denselben Gegenstand gesetzt ist, bestätigt wird.

vielmehr das Gleichgeltende in Absicht solcher Dinge unter sich einzuführen, und sich dabei in jedem Fall nur durch die nächsten Umstände, ohne Rücksicht auf Rang und Compliment, ganz unbefangen bestimmen zu lassen.

Diese drey Vorschläge setzen die Ueberzeugung voraus — und sie darf sicher bey sehr vielen vorausgesetzt werden — daß das Komplimentwesen oder Umgangsceremoniel ein Uebel sey, wenigstens eine Sache, die weniger gute, als ungünstige Seiten hat. Unter diesen rechtfertigt schon die eine Vereinigung gegen dies Uebel, daß es, nach dem Maaß seiner Ausbreitung, die wahre gesellige Freundlichkeit und Gefälligkeit feltner gemacht hat. Diese also nach Möglichkeit wieder an jenes Stelle zu setzen, und ohne auf auszeichnende Sonderlichkeiten auszugehen, überhaupt auch außer jenen besondern Fällen, wider den leeren Komplimenten Parthe zu nehmen, ihn nachgerade unter einander immer mehr einzuschränken, und durch manches zu seiner Zeit gerechte Wort, vornemlich aber durch Beispiel, zur allgemeinen Einschränkung desselben allmählich beizutragen, würde mit ein Zweck der Vereinigung seyn. Man würde also, unter andern, die bloß zum Compliment gewordenen Erkundigungen nach dem Befinden, worauf der Fragende die Antwort gewöhnlich nicht hört, oft nicht einmal

einmal abwartet (wenn sie auch mehr als das; Ihnen aufzuwarten, wäre) sich abzugewöhnen suchen, und wirklich interessirende Erkundigungen der Art auf seltenere Gelegenheiten versparen; u. s. w. Indesß folgt aus allem diesem von selbst, daß es hiebei anfänglich mit den Abweichungen von den Regeln der Verbindung so genau nicht genommen werden kann. Aber selbst dann, wenn im Anfange noch oft dergleichen Abweichungen vorkommen, ist es schon Gewinn, daß gleich von jetzt an, wenigstens unter den Vereinigten, die denn doch wohl bald häufigern Unterlassungen solcher Gebräuche dem Ueberlassen, den nicht mehr als Mangel persönlicher Achtung ausgelegt werden können, sondern vielmehr als Achtung und Aufmerksamkeit für die Verbindung werden angerechnet werden. In dieser Hinsicht, und des so viel früher zu erreichenden Zwecks wegen wird es auch jeder der Zusammentretenden gern sehen, in Fällen des Vergessens oder sonst gemachter Ausnahme, von Mitvereinigten erinnert zu werden.

ad 4. Von gleicher Art und gesunkener Würde ist die Gewohnheit des Bekanntmachens oder Anzeigenlassens bei verschiedenen feyerlichen sowohl Freude, als Trauerfällen, insonderheit bei Geburten *) Verlobungen und dem Absterben naher Ver-

*) Mit Recht mag auch hierhin die wenigstens in unsren Gegenden noch sehr gebräuchliche Gewohnheit des

Berwandten. Ceremoniel hat auch hier das, was sonst nur der Freund dem Freunde, oder diesem und jenem Bekannten und Wohlwollenden, ohne allen Zwang bald früher bald später mittheilte, zur wohlhergebrachten Sitte gemacht, in seine Formen gegossen, Empfindung und Theilnehmung größtentheils in Komplimenten erstickt, und auf geringste den Bekanntmachenden und Benachrichtigten ohne Nutzen belästigt. Die von Zeit zu Zeit ausgedachten, zum Theil aber doch nur scheinbaren Erleichterungen bestätigen das alles. Nur die Mode gebietet darüber. Zudem fallen so leicht unvorsätzliche Unterlassungen oder andere Versehen in Beziehung auf Rang und dergleichen vor, und werden — übel genommen. Besser also, diesem

Fragenlassen gerechnet werden, die als eine Gegenhöflichkeit gegen das Ansagenlassen beachtet wird, und kraft dessen man schuldig und gehalten ist, an dem Hause einer Wöchnerin wenigstens 9 Tage lang hintereinander täglich fragen zu lassen, wie sich die Kindbettlerin mit dem Kleinen befinde? Wie lässig ist nicht eine solche Gewohnheit für Leute, die nur wenige Domestiken halten, zumahl an größeren Orten, wo dergleichen Fälle öfters eintreten, und wo oft an verschiedenen weit von einander entlegenen Gegenden der Stadt mehrere Wöchnerinnen zugleich sind! Und noch lässiger ist diese Gewohnheit für die Leute des Hauses selbst, wo der Gegenstand der Nachfrage liegt, da nicht nur der Patient selbst durch das häufige Anziehen der Klingel oder des Klopfels an der Hausthüre nothwendig sehr incommodirt werden, sondern auch überdem fast ein eigener Bedienter für die Zeit gehalten werden muß, um sie Botschaften anzunehmen.

diesem gewiß entbehrlichen Gebrauche ganz ent-
sagt. Die Zusammentretenden verbänden sich
also, alle dergleichen Bekanntmachungen, welche
nur irgend etwas von Ceremoniel und Förmlich-
keit haben, nicht bloß unter einander, sondern
auch in Ansehung anderer, wenigstens Einheimi-
scher, welche nicht beigetreten, aber doch von der
Ursoche unterrichtet sind, künftig ganz zu unter-
lassen, und die darunter nicht begriffenen freund-
schaftlichen und sonst gelegentlichen Mittheilun-
gen in dergleichen Vorfällen auf alle Weise von
abgemessener Form in Zeit und Art entfernt zu
halten, damit auch davon nichts wieder in jenes
ausartete.

ad. 5. Das bey Kindtaufen, Gevatterbitten
und Gevatterstehen mancherley eingerissen, was
mit dem Namen von Misbräuchen wohl nicht
zu hart benannt wird, (zum Theil auch bey Ver-
suchen, dergleichen durch Polizeygesetze einzu-
schränken, schon so benannt ist), und daß man-
che dieser Misbräuche sich ganz vom Zweck ent-
fernen, (wie überflüssige Gevatternzahl, und be-
sondre aus allerley andern Rücksichten entstehende
Wahl derselben), manche mit ganz unzwecmäßi-
gen, weder Nutzen noch Genuß gewährenden
Kosten und Belästigungen verbunden, manche
aber noch dazu wie die Bewirthungsbeforgung
für die Kindbetherin) oft sehr schädlich sind, —

kann

kann als ziemlich allgemein anerkannt angenommen werden. Durch Vereinigung über folgende Vorschläge würde man daher jene Dinge ihrem Zweck wieder nähern, unnützen und schon deswegen schädlichen Aufwand einschränken, und vielleicht noch nebenher manches Gute erreichen.

- a. In keinem Falle mehr als drei Gevattern, und diese unter den nächsten Bekannten, ohne alle Form, und eben so zu bitten, als wenn man um jeden andern Gefälligkeitsdienst Jemanden ersucht, und sich also auch die Ablehnung, im Fall der Gebetene eben verhindert würde, nicht weiter befremden zu lassen, weil hiemit die Vorstellung eines besondern Werths der Einladung zum Gevatterstehen sich von selbst verlihren muß.
- b. Ohne besonders dringende Ursachen, und wenn nicht etwa Besorgniß der Erkältung des Kindes durch die Kirchentaufe eintritt, keine Hausstaufe zu wählen und nachzusuchen; im Fall die aber eintreten, jede Art von Bewirthung der Gevattern, die nie ohne einige Mitbesorgung der Kindbetterin geschehen kann, und dieser sehr leicht schädlich, gleichwohl aber so entbehrlich ist, zu unterlassen, indem der Fall von einem andern Orte kommender und deshalb zu bewirthender Gevattern, nach dem

vorhergehenden Vorschlage und dem Zweck, wohl nicht weiter vorkommen dürfte. Daß bey dergleichen Haustausen die Gevattern der Wöchnerin den sonst hergebrachten aber doch beunruhigenden, kurzen Besuch nicht mehr machen wollen, wäre denn auch wohl, desgleichen Zwecks wegen, der Vereinigung hierüber nicht unwerth.

2. Hiemit stehen die eigentlich sogenannten Wochenbesuche, so wie mit Nro. 3. als Ceremonie (welches sie doch größtentheils nur sind) in Verbindung. Mögten doch die Gattinnen der Subscribenten, und andre, welche diese Vereinigung etwa mit ihrem Beytritte beehren werden, sich entschließen, dieselben, aus mehr als einem Grunde, abzuschaffen!!

3. Bey und vor dem Gevatterstehen alle Art des Ceremoniels und Komplimentirens unter den Mitgevätern, mithin auch das absichtliche Zusammengehen und Führen der Mitgeväterin (wenn sich nicht etwa zufällig trafe,) oder das Abholen im Wagen (wenn nicht etwa schlechtes Wetter und entfernter Ort dies zu einem wahren Gefälligkeitsdienst machte) und zugleich den über das bloß Unständige hinausgehenden Pug in Kleidung (als dem Zweck und der Würde der Sache nicht angemessen;

messen, belästigend und für unsre Zeiten nicht mehr passend,) zu unterlassen, vielmehr bey dem allen durchgehends die Art, wie jeder gewöhnlich in die Kirche geht, zum Maasstabe zu nehmen.

- e. Die zum Theil zu hohen, wenigstens Manchen zu der übernommenen Gefälligkeit noch belästigenden Ausgaben bey Kirchtaufen, besonders beym Gebatterstehen — Ausgaben, welche gar keinen Nutzen stiften, und dagegen leicht einen überhaupt lieber abzuschaffenden Wettstreit im Zuborthun der Art veranlassen, dahin einzuschränken, daß von den Unterzeichneten für die Ueberbringung eines Gebatterbriefes, (wenn dergleichen noch vorkäme, wie aber unter ihnen selbst, nach dem Vorschlage sub a. wohl nicht geschehen kann) wenigstens nie mehr, eher nach den Umständen weniger, als 4 ggl. — bey Haustaufen der Wärterin herkömmlich höchstens 6 ggl. — und der Hebamme, welcher man zumal jetzt zur Ermunterung bey ihrem wichtigen Beruf nicht gern etwas entgegen lassen möchte, doch gleichwohl nicht über 8 ggl. bey besondern begünstigenden Umständen höchstens 12 ggl. in vorkommenden Fällen künftig gegeben werde.

ad. 6. Wenn ein übermäßiger, genükloser und belästigender Aufwand, der noch überdem manche

schäd-

schädliche Folge nach sich zieht, mit den Fortschritten unsrer Zeit und der sich immer mehr verbreitenden Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit einer vernünftigen Ersparung zum Wohlstand, in mehr als einem Sinn nicht zu vereinigen, so ist es vorzüglich bey Verlobungen, Hochzeiten und Hochzeitsgelagen, wodurch schon oft der Grund zu künftigen Verfall, oder doch nachherigem Mißvergnügen, Kummer, oder wohl gar Unelnigkeit gelegt wurde. Es würde also gewiß wohlthätig seyn; durch Vereinnigung und Beispiel Einschränkungen, und dereinst vielleicht gänzliche Veränderungen hierin zu bewirken; wozu auch vorzüglich Bemittelte, die von jenen Folgen so leicht nichts zu fürchten haben, durch verbesserten Geschmack und Mißfallen an manchem, was nur zu seiner Zeit Werth hatte, aufgefodert werden. — Es wird daher vorgeschlagen:

2. Alle eigentlichen Brautgeschenke von beyden Seiten bey und nach den Verlobungen abzuschaffen, und insonderheit die an sich so bedeutungsvollen Ringe, die aber, gerade nach dem Maas ihrer größeren, und doch so veränderlichen Kostbarkeit, von ihrem Werth für die Empfindungen zu verlieren scheinen auf die einfachen Trauringe einzuschränken. Gelegentliche, besonders veranlaßte Geschenke unter Verlobten, wären zwar wohl Ausnahmen;

aber doch wird man sich um den gemeinen Zweck so viel verdienster machen, je genauer man es hierin nimmt.

b. Den ins Große gehenden und gewiß für Viele genussleeren Hochzeitschmäusen zu entsagen, und das kleine nachmittägliche oder spätere, sich nicht zu weit vom alltäglichen entfernende Mahl auf eine wirklich kleine Anzahl derer, womit man am häufigsten umgeht (welches ja wohl das natürlichste ist) einzuschränken, zugleich aber zu dieser Absicht die hiemit auch nicht bestehenden Folgerungen minderer Achtung für die nicht eingeladenen, untereinander, so wie alles Ceremoniell dabey, aufzuheben. Eines jeden Geschmack muß freylich hietin Freyheit behalten, aber doch wird es allgemeiner werden, sich mehr durch Einschränkung, des Zwecks wegen, als durch anderes Zuvoorthun, auszuzeichnen.

c. Die besonders kostbaren, und nachher gemeinlich sehr selten gebrauchten Hochzeitskleider bey jedem der Verlobten abzuschaffen, und, wenn es ja, nach vorkommenden Umständen, einer neuen Kleidung bedarf, sie von der gewöhnlichen Art und zum häufigen Gebrauch passend zu wählen.

4. Die eingeriffene Gewohnheit, die Dienstmäd-
 chen bey der Gelegenheit zu kleiden oder mit
 einzelnen neuen Kleidungsstücken zu beschenken,
 welches häufig, zumal wenn ihrer mehrere da
 sind, eine beträchtliche und doch nichts weniger
 als nützliche Ausgabe verursacht, (da dieselben
 oft lange vorher darauf spekuliren und darnach
 Dienstveränderungen vornehmen sollen) abzu-
 schaffen, und ihnen zwar eine kleine Ermünte-
 rung, bey allgemeiner Freude und etwas mehr
 Arbeit, nicht ganz zu entziehen, ihnen jedoch
 solche an Gelde zu geben, und sie nie über
 5 rthl. für jede, als das Allerhöchste steigen,
 wohl aber, zumal bey mehreren, geringer seyn
 zu lassen; auch aus ähnlichen Gründen denen,
 welche sonst bey der Hochzeit, und besonders
 bey der Person der B. lobten Berrichtungen
 haben, und gewöhnlich dafür eine ganz unvers-
 hältnißmäßige Belohnung erwarten und erhal-
 ten, nie mehr, als höchstens das Dreyfache
 und nach Befinden auch nur das Doppelte
 der gewöhnlichen Lohne, für dergleichen Ber-
 richtungen zu geben.

5. Bey freundschaftlichen und Familiengastmäh-
 len jeder Art endlich Mittags sich auf drey
 Gerichte, Abends aber, wo nicht auf ein blo-
 ßes Butterbrod mit Zubehör, doch auf zwey
 Gerichte höchstens einzuschränken, als dadurch

ebenfalls das gesellschaftliche Vergnügen weniger lästig und kostbar werden, und an Zwanglosigkeit und Frohsinn gewinnen würde.

ad. 7. Die sogenannten Trauermahlzeiten und Bewirthungen der bey einer Beerdigungsfeierlichkeit gegenwärtigen Freunde, sind eine zu unzeitige und zu wenig wahren Genuß zulassende Belästigung, als daß man sich auch über ihre Abschaffung und Zurückbringung auf das, was man einem Freunde nach der Tageszeit ganz gewöhnlich vorsetzt, leicht vereinigen sollte.

ad 8. Der Wunsch sehr vieler hier in der Stadt, welche zeither, bloß der Gewohnheit wegen, besonders und in der Woche communicirt haben, ist es schon lange gewesen, sich den sonntäglichen Kommunionen anzuschließen, aber auch überhaupt dabey alle Rücksicht auf Rang (da es bey dieser Handlung so wesentlich ist, aller äußern Unterscheidung zu vergessen) völlig bey Seite zu setzen, und so vorzutreten, wie jeder gerade am nächsten ist. Beide Zwecke würden sich durch Vereinigung hierüber, und Unterzeichnung (wenn sie auch anfänglich nur von wenigen geschähe) erreichen lassen. Sollten indeß bey manchen, zwar nicht um des äußerlichen Vorzugs willen, sondern anderer nicht unerheblicher Ursachen wegen, die sonntäglichen Kommunionen

Abstellung einiger Mißbräuche. 2c. 21

zu viele Hindernisse finden, so würde es in solchem Fall nicht ohne Nutzen seyn, wenn man sich wenigstens dahin vereinigte, daß, um die wöchentlichen Kommunionen zahlreicher und zweckmäßiger einzurichten, so wohl mehrere Familien zu gleicher Zeit communicirten und deswegen Rücksprache mit einander hielten. als auch, wo es geschehen könnte, jede Familie ihre Diensthoten zu Theilnehmern mit Ausnahme.

Hierüber würde also das Publikum seine Zustimmung durch Unterzeichnung — wie die Mittheilung sich, ohne Rücksicht auf Rang, früher oder später thun lassen wird — beliebigst erklären, und könnten, wo man etwa nur einigen Punkten Beifall gäbe, oder einige ausnähme, entweder die genehmigten oder die ausgenommenen, mit Beziehung auf Nummern und Buchstaben, jedoch mit hinlänglicher Deutlichkeit der Meynung, bey der Unterzeichnung bemerkt werden. Die freywillige Verbindlichkeit aber, die jedoch nachher nicht ohne gemeinschaftliche Einstimmung zurück genommen werden dürfte, ginge gleich von der Unterzeichnung und dem gefälligst beyzusetzenden Tage derselben an, weil man doch auf eine dazu hinreichende Zahl gewiß rechnen kann. Wernigerode, am 2ten April 1791.

II. Noch

II.

Noch einige Fragmente
aus meinem Reisejournal im
Sommer 1791.

an M****.

Am folgenden Tage setzten wir unsre Reise nach
Magdeburg fort, wo wir, da es nur eine
Poststation von Helmstädt entlegen ist, zeitig an-
langten. Die Gegend um Magdeburg, wenig-
stens von der Seite, wo wir herkamen, ist durch-
aus ebenes Land. Man reiset ganze Stunden
Weges durch lanter Kornfelder, ohne die min-
deste Abwechslung ohne irgend ein Haus oder
nur eine Hütte anzutreffen. Die Landleute wohnen
in dieser Gegend überall in großen Dörfern
beisammen. Dies ist auch die Ursache, warum
der an sich so sehr fruchtbare Boden nicht durch-
aus so benutzt wird, als er wohl könnte, weil
die meisten Bauern ganze Stunden weit und oft
noch weiter fahren müssen, ehe sie zu ihrem Acker
hinkommen. Die beständige Einförmigkeit macht
dem Reisenden den Weg von Helmstädt nach
Magdeburg, der der Länge nach mehr als an-
derthalb hiesige Poststationen beträgt, noch lange
weiliger. So sehr auch die Fruchtbarkeit des
Bodens gerühmt wird, so bringt doch die Natur
wenig

wenig von selbst hervor, man sieht ganze Straßen lang keinen Strauch, keinen Baum, keinen Grashalm, kurz nichts, was nicht Menschenhände gesät oder gepflanzt haben, und also in Vergleichung mit unsren so schönen beständig abwechselnden Rheinländischen Gegenden nichts als ein ermüdendes Einerley.

Die Stadt kan mit Recht unter die großen Städte Deutschlands gezählt werden. Durch ihre weitläufigen Bestungswerke, und durch ihre Vorstädte wird der Umfang derselben sehr beträchtlich. Obgleich dieser weitläufigen Bestungswerke, welche die Stadt von der Landseite ganz umringen, und noch durch eine besondere Citadelle auf einer Insel in der Elbe und durch die ansehnliche Sternschanze vor dem Südenburger Thor vermehrt werden, hat die Stadt selbst doch keine eigentlichen Wälle, sondern ist wie eine gewöhnliche Landstadt mit bloßen, doch sehr hohen Mauern umgeben. Nur längst der Elbe hin ist ein schöner breiter Wall, der Fürstenwall genannt, angebracht, der einen fürtrefflichen Spaziergang bildet und die herrlichste Aussicht auf und über den Strom hin gewähret. Unter der großen Menge von Straßen zeichnet sich doch nur eine Hauptstraße durch ihre ansehnliche Länge, indem sie sich von der Südenburger Vorstadt bis zur Neustadt beinahe in grader Linie erstreckt,

wie

wie nicht weniger durch die Vielheit der darin befindlichen schönen und wohlgebauten Häuser, und endlich durch ihre beträchtliche Breite auch darum sie auch der breite Weg genannt wird. Am schönsten fällt der Domplatz in die Augen, der auch zum Paradeplatz dient. Es ist ein großes schön geebnetes mit Lindenbäumen eingefasstes Viereck, welches von allen Seiten mit den ansehnlichsten Gebäuden umgeben ist. Die eine Seite begränzt die in altgotischem Geschmack aus lauter Werkstücken prächtig aufgeführte, zweihundert und acht Ellen lange und eben so hohe Domkirche mit ihren zwei majestätischen Thürmen, die bis in die Spitze selbst ebenfalls von künstlich verzierten Werksteinen aufgeführt sind, so daß sie anstatt des sonst gewöhnlichen Schieferdachs eine ansehnliche steinerne Pyramide von proportionirter Höhe tragen, auf deren Spitze anstatt des sonst gewöhnlichen Wetterhahns eine künstlich gearbeitete steinerne Krone steht; an dem einen dieser Thürme steht man noch die Spuren der fürchterlichen Verwüstung, welche die Stadt durch die schreckliche Belagerung im dreißigjährigen Krieg erlitten hat, indem die Krone des einen Thurms durch eine Kanonenkugel heruntergeschossen worden ist. Die dem Dom gegenüber befindliche Seite des Domplatzes wird von dem so genannten Landschaftshaus, in welchem die Regierung und das Provinzial-Consistorium ihre

ihre Sitzungen halten, und einigen in gleicher Höhe aufgeführten ansehnlichen Privathäusern begrenzt, die beiden übrigen Seiten sind gleichfalls mit auszeichnenden Gebäuden eingeschlossen. Rechter Hand, wenn man nemlich das Gesicht dem Dom zuwendet, steht das ansehnliche Zeughaus und das Palais des Prinzen Heinrich; gegen diesen über an der linken Seite das Palais des Prinzen Ferdinand und das Königliche Haus, worin die Kriegs- und Domainenkammer ihre Sitzungen hält.

Dieser Domplatz, so wie der vorhin erwähnte Fürstenwall dient den Einwohnern zu einer angenehmen Promenade, wozu auch vorzüglich der so genannte Werder, eine in der Elbe gelegene ganz mit den schönsten Gärten überdeckte Insel fleißig benützt wird. Hier wimmelt besonders an Sonn- und Feiertagen von lauter schöner Welt sowol aus den vornehmern als mittlern, selbst niederen Volksklassen. Die meisten dieser Gärten sind öffentliche, mit niedlichen Garten- und Wirthschaftshäusern versehene Gärten, in denen man Getränke und Erfrischungen aller Art bekommen kan.

Eben dergleichen Gärten sind auch verschiedene an der Landseite der Stadt angelegt, die gleichfalls häufig besucht werden. Noch eins vorzuzell-

Die Promenade gewährt der ohngefähr ein Stunde von der Stadt gelegene Nothenseeische Busch, ein angenehmes Wäldchen, in dessen Eingang einige mit allen Bequemlichkeiten versehene Gasthäuser befindlich sind; verschiedene theils gerade, theils geschlängelte Alleen, die den Wald durchkreuzen und häufige Abwechselungen von geräumten offenen und bald wieder von einsamen schattigten Plätzen geben demselben das Ansehen eines von der Natur selbst angelegten englischen Gartens, in welchem zur Zierde so wohl als zur Bequemlichkeit der Spaziergänger hin und wieder Tische und Sitze angebracht sind. Der ganze Weg zwischen der Stadt und diesem angenehmen Busch ist des Sonntags Nachmittags bei schönem Wetter nie leer von Wagens, Reitern und Fußgängern, die alle nach diesem schönen Schauplatz des ländlichen Vergnügens hin wallfahrten. Kommt man an einem solchen Tage an diesen Ort hin, so glaubt man wegen der Menge der häufigen Gesellschaften, die man da antrifft — deren einige mit Spazierengehen, andere beim Caffetisch unter einem schattigten Baum, andere bei traulichen Gesprächen in einer einsamen Laube, andere im grünen Grase gelagert mit frohen muntern Scherzen und Spielen, noch andere mit Musik und Tanz sich belustigen an irgend einem berühmten Brunnen oder Badeort sich zu befinden.

So angenehm es in diesen und den vorhin genannten Promenaden ist, zu wandeln, so unangenehm und beschwerlich ist das Gehen in der Stadt selbst, und doch ist dieses, wenigstens bei gutem Wetter, noch bequemer als das Fahren, denn das Steinpflaster ist von einer sehr elenden Beschaffenheit, und kan auch nach der dort eingeführten Einrichtung nicht anders seyn. Ein jeder Eigenthümer eines Hauses ist nemlich verbunden, die Straße vor seinem Hause machen zu lassen und in gutem Stande zu unterhalten. Wenn nun ein jeder dieser Verbindlichkeit nachkäme, so wäre das freilich eine sehr gute Einrichtung. Allein ein jeder richtet sich hierin nach seiner eigenen Bequemlichkeit und nach den Umständen seines Beutels. Man findet daher sehr häufig vor dem einen Hause ein ganz neues Pflaster, welches sich aber nur bis mitten auf die Straße erstreckt, dieses neue Pflaster liegt nun wenigstens einen halben Fuß höher, als das auf der gegenüber liegenden andern Hälfte der Straße befindliche, woran oft in Jahr und Tag nichts reparirt ist. Und diese Abwechslung von neuem guten, und altem ganz elenden Pflaster geht dann oft ganze Strecken lang von Haus zu Haus kreuzweise fort und giebt der Straße hin und wieder das Ansehen von einem in seine Felder abgetheilten Schachbrett.

Magdeburg hat sehr viele Kirchen, und ich machte mir das Vergnügen, so lange es unser Aufenthalt gestattete, jedesmal, so oft Gottesdienst gehalten wurde, eine andere zu besuchen, und so immer einen neuen Prediger zu hören. Auffallend war es mir bei dieser Gelegenheit bei der sonst so vernünftigen und aufgeklärten Denkungsart der dortigen Prediger, dennoch in Ansehung der Ritualien noch so viel Anhänglichkeit an einen alten streifen Schlenbrian und an Gebräuche zu bemerken, welche die Andacht mehr niederzuschlagen, als zu erwecken geschickt sind. Hierhin gehört z. E. der bei den meisten Kirchen noch fortdaurende Gebrauch der alten Gesangbücher, und das Abfingen einer Menge Lieder, die Jahr aus Jahr ein regelmäßig alle Sonntage von Anfang bis zu Ende gesungen werden: Erst ein Morgenlied, dann eine Litaney, demnachst das Lied: Wir glauben all' an einen Gott, ferner der Gesang: Allein Gott in der Höh sey Ehr, und nun endlich noch ein willkürliches mit Bezug auf den Inhalt der Predigt (gewähltes Lied. Zur etwaigen Abwechslung ward das Evangelium und ein Morgensgen gelesen, und dann wieder gesungen. Mitunter wenn eins jener Lieder zu Ende war, intonirte eine einzelne Stimme vor dem Altar, die von ein Paar Chorknaben beantwortet wurde, wovon ich aber nichts verstand. Dieses alles nahm so viel Zeit weg,

daß

daß als ich z. B. aus der Heiligen Geistkirche zurückgieng auch schon die reformirte Kirche geschlossen ward, die doch eine geschlagene Stunde später angegangen war.

Ein ebenfalls sehr alter und noch immer fortwährender Gebrauch ist der, daß die Prediger an ein und derselbigen Kirche niemals mit einander abwechseln, sondern der ältere Prediger Jahr aus Jahr ein die Vormittags- und der jüngere die Nachmittagspredigt hält, so daß man füglich die sämtlichen lutherischen Prediger daselbst deren es sehr viele giebt in Evangelien- und Episteln-Prediger abtheilen kann. Die drey Prediger an der reformirten Kirche, deren der älteste jedesmal Consistorialrath ist, pflegen ordentlich zu alterniren.

Zu dieser Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten gehört auch noch die Beibehaltung der streifen Sitte, nach welcher keiner der Stadtprediger anders als in seinem ganzen Ornat mit Mantel und Kragen im Publikum selbst auf Promenaden und in Gärten vor der Stadt zu erscheinen pflegt. Nur bei etwas entfernten Spaziergängen und Fahrten z. E. nach dem rothenseerischen Busch wagen sie es wohl, in einem farbigen Kleide zu erscheinen. Doch fangen die reformirten Prediger schon an, sich allmählig

von diesem Zwang loszumachen, und auch in Gesellschaften, wenn es nicht grade feyerliche Besuche sind, im farbigen Rock sich sehen zu lassen, wie die französischen Prediger daselbst schon längst gethan haben. Jene Gewohnheit, nicht anders als im Ornat zu gehen, wird dadurch noch lästiger, daß dabei schlechterdings kein Hut auf dem Kopf kommen darf, deren mancher Prediger nicht einmal einen Besizt, sondern statt desselben ein plattes Chapeaubas-Hütchen in der Hand oder untern Arm trägt, daher er dann auch genöthigt ist, bei dem geringsten Anschein von etwaiger Veränderung des Wetters einen Regenschirm mit Herumzuschleppen, um sich nicht der möglichen Gefahr auszusetzen, sich nicht den Kopf beregnen zu lassen. Die beiden Domprediger, deren der ältere ebenfalls Consistorialrath ist, tragen selbst noch sehr lange und weite mit unzähligen Falten versehene Chorrocke, die den ganzen Leib und alle übrige Kleidung durchaus bedecken, und statt des Huts ein sogenanntes Biret, welches ein flacher runder ohngefähr 2 Zoll tiefer aus steifer Pappe verfertigter auswendig mit schwarzem Sammt und inwendig mit rother Seide ausgeschlagenen einem Deckel ähnlichen Hut ist, der vielleicht überall hin, nur auf keinen Kopf paßt, und folglich nur in der Hand getragen wird. In diesem Ornat erscheinen die Domprediger selbst in Gesellschaften,

wenn

wenn sie an dem Tage grade eine Amtsverrichtung gehabt hatten In andern Tagen hingegen gehn sie wie die übrigen Prediger mit Mantel und Kragen.

III.

Anarchiemäßiges Betragen der Franzosen auch aufferhalb Frankreich.

Nachstehende Erzählung steht in Nummer 283 der Geschichte der gegenwärtigen Zeit, (von Straßburg) von 16ten August des vorigen Jahres, aus welcher sie hier wörtlich eingerückt wird:

Herr Parrot, hiesiger Lehrer der Mathematik, gab einem französischen Flüchtling, namens Bigot, Lektion. Dieser wußte von ihm, daß er einen seiner Kameraden, — der sich in die schwarzen Complotte hatte verwickeln lassen, und sich ferner schämte, in solcher Gesellschaft zu bleiben — beredet hatte, getrost wieder nach Frankreich zurück zu kehren. Herr Parrot bringt nun die Kärtchen, welche beweisen, daß der Monat geschlossen ist. Der Aristokrat machte über die Zahlung Schifanz. Hr. Parrot sagt, er wäre nicht

nicht gewohnt, um Geld zu zanken, er machte ihm ein Geschenk damit. Der Aristokrat springt ihm an den Hals, und schmeißt ihn zur Thüre hinaus. So behandelt man keinen Lehrer, versetzte Hr. Parrot, wenn es darauf ankömmt ihn zu bezahlen. Nun fielen der Aristokrat und drei seiner Mitthelfer über diesen einzigen wehrlosen Mann her, und schlugen ihn, so lange es nur ihre Kräfte zuließen, die Bedienten eilten herbei, mußten sich aber entfernen. Niemand im Hause eilte herbei, weil man einen fürchterlichen Lärm an diesen Leuten gewohnt ist. Hr. Parrot entweicht endlich blutrünstig, mit einigen gefährlichen Wunden am Kopf; er flieht nach Hause, seine Gattin erfährt, was vorgegangen: Arzt und Wundarzt können ihr nicht für das Leben ihres Mannes bürgen, den sie über alles liebt. Die edle Frau kömmt der Verzweiflung nahe, läuft auf die Parade, begehrt vom kommandirenden Obersten Gerechtigkeit gegen die Meuchelmörder, wo sie die That erzählt, und läuft wieder nach Hause. Alle Umstehende wurden gerührt. Das Oberamt erhielt Befehl, die Sache gleich zu untersuchen. Nachmittags mußten die Thäter erscheinen, die Frau erscheint mit; sie dringt auf Festhaltung; allein dies war wider die Etikette, denn die Schläger waren von Adel, und der Mishandelte ein bloßer Bürger. Auf das Loben der gereizten Frau erhielten sie endlich Stadtarrest.

rest. Noch ist die Frau in einer Art von Wuth. Sie sucht allenthalben Pistolen auf. Ha! schrie sie ihnen ins Angesicht, wären nun noch 50 Weiber so wie ich, bald sollte die Teufels-Bruth hier ausgerottet seyn. Das schaaale Verfahren der schlafenden Gerechtigkeit, weil sie vor den Hochwohlgebornen nicht wachen darf, hat jedem die Galle rege gemacht, der auch ohne Ahnen Gefühl von Menschheit hat; und seit dieser Geschichte haben sich sehr viele als offenbare Demokraten erklärt. —

IV.

Wichtige Anzeige.

Das von dem Herrn Doctor Monera bekannt gemachte Mittel, wider den Biß toller Hunde, betreffend.

Nicht schnell genug kan folgende Stelle aus einem sehr lehrreichen Werk (de la Fontaine Königl. Poln. Hofraths und würtlichen Leibchirurgus, chirurgisch medicinische Abhandlungen, verschiedenen Inhalts, Polen betreffend, Breslau 1792) dessen Verfasser man als einen sehr beschäftigten Arzt und Wundarzt von vortreflichen

St. II. I. Band. Eins

Einsichten und Fähigkeiten und guten moralischen Gesinnungen kennen lernt, verbreitet werden, da die abentheurliche Curmethode der Folgen des Bisses toller Thiere, die hier besprochen wird, durch so viele Zeitschriften, medicinische und populäre bekannt gemacht worden ist; denn es wäre schrecklich, wenn ein Mensch das Opfer derselben würde! daß man die Wirksamkeit solcher Mittel gegen ein solches Uebel in einer medicinisch-chirurgischen Zeitung rühmen lassen konnte, ohne zu widersprechen, oder doch Zweifel zu erregen, und daß praktische Aerzte schon Fragen aufwarfen und Antworten drucken ließen, ob man statt Bieressig Weinessig nehmen könne, ist ein neuer Beweis von der groben Empirie, die jetzt in Deutschland herrscht. Jene Stelle in dem oben angeführten Werk heißt Seite 121 also:

„ Bisse von tollen Thieren, Hunden, Wölfen u. s. w. und die darauf erfolgte Wasserscheu habe ich hier in Polen und mit mir die mehrsten Aerzte und Wundärzte niemals Gelegenheit zu besehen und zu behandeln gehabt; ungeachtet der Titular Leibmedicus von Moneta kürzlich eine Abhandlung über den Biß toller Thiere herausgegeben, in welcher er zu hunderten dergleichen Kranke angiebt, die er ganz mit Butter und Bieressig geheilt haben will. Dieses ganz unbedeutende Mittel

Mittel machte vielleicht im Auslande mehr Aufsehen und erhielt mehr Starben als hier in Polen; Es giebt allerdings auch hier eine Art toller Hunde und Wölfe, die aber ganz von den gewöhnlichen verschieden sind, die nemlich vor dem Ausbruch des Weichselkopfs, der in Polen auch eine endemische Krankheit der Thiere ist, alle Zeichen der Hundswuth bekommen; denn sie hängen den Schwanz zwischen die Beine, ihr Mund schäumt, sie bellen nicht, beißen alle Leute, selbst ihre bekannten Herren, haben gänzlichen Mangel des Appetits, scheinen blind zu seyn, laufen gegen alle Wände. Nur vor dem Wasser fürchten sie sich nicht. Sie saufen vielmehr in dieser Krankheitsepoche sehr vieles Wasser. Auch entsteht von ihren Bissen niemals die Hundswuth. —

So war es dann also ganz natürlich, daß die von solchen tollen Thieren gebissene Menschen mit Bieressig und Butter geheilt werden konnten, ohne daß ein einziger die Hundswuth bekam.

V.

Aus der Grafschaft Marl,
den 24. November 1791.

Alldings, mein Freund, würden die Folgen des Mißwachses vom Jahre 1789 über unser unfruchtbares Gebirgsland weit härter gewesen seyn, hätte nicht unser liebreicher Landesvater auch hierin gezeigt, daß unter seiner Regierung es nicht unumgänglich nothwendig sey, ein Unterthan östlich der Weser zu seyn, um sich der Wohlthaten eines preussischen Monarchen erfreuen zu dürfen; Er ließ uns mit Mehl aus seinen Magazinen versorgen, ließ solches für einen Minderpreis verkaufen, wies ein Kapital an, um den dadurch entstehenden Verlust zu decken, und ließ Veranstellungen treffen, wodurch einer überhand nehmenden Theuerung vorgebeugt werden konnte. Ueber dies Verpflegungsgeschäft verlangen Sie von mir unterrichtet zu seyn, und ich bin gern bereit Ihnen so viel davon zu sagen, als ich selbst mit der Sache habe bekannt werden können.

Als der König im Jahre 1788 diese Provinz besuchte, geschah ein doppelter sehr heilsamer Vorschlag für selbige; der eine bestand in dem

Eta^e

Etablissement eines Bancocomtoirs, wovon ich mich ein andermal mit ihnen zu unterhalten denke; der andere gieng dahin aus, durch Anlegung eines Magazins, den Bergleuten und Fabrikanten des Sauerlandes in Zeiten der Theuerung zu Hülfe zu kommen. Der König bewilligte dazu ein Kapital von 12365 Rthl. und es wurde über die beste Anwendung dieser Gelder zu Erreichung ihres Endzwecks viel gesprochen und zu Papier gebracht; der Magistrat zu Altena kam unterdessen auf den Einfall, als ob dieses Kapital lediglich zum Behuf seiner Stadt vom Könige geschenkt sey, und da auch Lüdenscheid daran Theil zu nehmen Befugnis zu haben behauptete, so machten diese beiden Städte gemeinschaftliche Sache, und wußten derselben so viel Gewicht zu geben, daß auf einer zu Iserlohn gehaltenen Konferenz der Landrath des Wetterischen Kreises auf die Theilnahme an gedachten Kapital für seinen Kreis verzicht that, und beschloßen wurde, in Altena ein Magazin zu errichten, vor der Hand aber die Gelder den beiden Drathkapeln zu Altena und Lüdenscheid Zinsbar unterzuthun.

Nun rückte die Erndte vom Jahre 1789 heran; man sah den Miswachs vor Augen, und fieng an, Maßregeln gegen eine wahrscheinliche Theuerung zu treffen. Der Getraidepreis war schon
bis

bis zu 2 Rtlr. 23 ggr. $3\frac{1}{8}$ dt. gestiegen, welches um 16 ggr. $9\frac{1}{8}$ dt. höher war als der mittlere Getraidepreis der Provinz. Im August kam der Preis zu 2 Rtlr. 12 ggr. und 2 Rtlr. 15 ggr. Man berechnete das Verhältnis zwischen dem gewöhnlichen Verdienst des Tagelöhners und des Fabrikanten und der ihm, bloß für Brod, nöthigen Ausgabe, und fand, daß wenn eine aus Vater, Frau und 2 Kindern bestehende Familie aus diesen Volksständen wöchentlich 42 Pfund Brod braucht, zur Befriedigung dieses Bedürfnisses 1 Rtlr. 6 ggr. angewendet werden müssen, und der Fabrikant bei einem täglichen Verdienst von 18 flbr. als denn nur 11 flbr. 3 dt. wöchentlich zu Bestreitung aller andern Bedürfnisse übrig, der Tagelöhner aber bei einem Verdienst von 15 flbr. 3 flbr. 9 dt. weniger als er zur Befriedigung seines Brodbedarfes braucht, haben würde.

Der Gehelme Oberberggrath und Kammerdirektor Reichsfreiherr vom Stein ließ sich diese Sache vorzüglich angelegen seyn, und schlug in einem desfalls überreichten Pro Memoria folgende Mittel zur Verminderung der Theuerung und Verhinderung des Mangels vor:

1. Sicherstellung des einländischen Vorraths durch Kornsperr.

2. Er

2. Erhaltung der vortheilhaften Verbindungen mit den Nachbarn.
3. Einschränkung der Getraidekonsumtion.
4. Verhinderung des Mangels durch Anschaffung von auswärtigen Vorräthen.
5. Unterstützung derjenigen Klasse von Menschen so am meisten durch die Theuerung leidet.

Man berechnete die Summe dieser Menschen

1. An Soldaten zu	2054 Seelen
2. An Tagelöhner	8940
worunter zum Theil Kinder begriffen.	
3. An Fabrikanten ohne Weiber und Kinder	8859

Summa 19853 Seelen

Und mit den Weibern und Kindern der Fabrikanten ohngefähr zu 23243 Seelen. Unter diesen befanden sich 7954 sauerländische Fabrikanten welche auf jene von des Königs Majestät zu Anlegung eines Magazins bestimmte 12365 Rthl. die ersten Ansprüche hatten.

Da der Zeitpunkt für welchen dieses Geschenk bestimmt war nicht, wie man gehofft hatte, noch fern hinaus gesetzt war, sondern nun während dem

dem deliberiren heran kam, so mußte man die erste Absicht, um nemlich bei wohlfeilen Jahren einzukaufen, und bei theuren zu verkaufen, und auf diese Art den Magazinfond zu erhalten, fallen lassen, und diese 12365 Rthlr. dazu anwenden, um den Ausfall bei den Minderpreis für den man verkauft gegen den höhern Preis für den man einkauft zu decken.

Es wurde nun von Hofe aus eine Commission verordnet der man das Verpflegungsgeschäft der Provinz besonders übertrug und dazu gedachter Freiherr vom Stein, der kürzlich verstorbene Cammerdirector damalige Krieges und Domainenrath Dach und der verstorbene Landrath und Director von Holzbrinck ernannt.

Diese hielten zu Unna mit denen Landständen eine Conferenz und veranstalteten mehrere Vorarbeiten, worunter ich besonders die genaue Aufnahme der dürftigen Familien der Städte des platten Landes anführen muß, und statteten darauf ihren Bericht nach Hofe ab, woran die Resultate folgende waren:

1. Die Erlasung eines den Getraide Handel leitenden Publicandi.
2. Ueberlassung von Getraide an die Fabrikant, tagelöhner und Soldaten für Verkaufspreise, so geringer sind als die Einkaufspreise.

3. Anschaffung von Getraide aus Preußen, zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes zwischen Getraidebedarf und Getraidevorrath.

Zum Fond für den Aufkauf des Getraides schlug man vor, ein Kapital von der Bank von Preußen zu erheben, oder Cassenbestände anzuwenden welche aus dem für verkauftes Getraide gelbten Gelde wieder bezahlt werden sollten; zum Fond für den durch den minder Verkaufspreis entstehenden Verluste rechnet man:

- a. Die von dem König geschenkten 12365 Rth.
- b. Die für das Jahr 1790 zur Hälfte der Altenaischen Nähnadelfabrik bewilligte 2000 Rthlr.
- c. Auf freiwillige Beiträge der Kaufleute.
- d. Auf eine von den Landständen zum Behuf der Tagelöhner versprochene Beihilfe.
- e. Auf eine von des Königs Majestät noch zu erwartende vorzüglich für die Soldaten bestimmte Unterstützung.

Dies geschah am Ende des Octobers; In der Mitte des Novembers war die Rheinfahrt schon geschlossen, es mußte also das ganze Geschäft sehr eilig betrieben werden. Um sich deshalb auf alle Fälle gefaßt zu machen, trug der Clerische Cammerpräsident von Buggenhagen bei

des

des Königs Majestät an, aus denen Magazine
der Oberländischen Provinzen eine Quantität
von 2000 Wispel herab kommen zu lassen, und
im Fall daß man sich noch mit Getraide zu ver-
sehen im Stande wäre solche für die Beselische
Regimenter zu bestimmen. Unterdes trat die
Lüttichsche Excursion ein, und die Verpflegungs-
commission wurde von einer großen Menge
Esser befreiet, indem die Feldregimenter nach
Lüttich und das Depot Bataillon von Anna
nach Minden marschirte.

Während daß diese Verhandlungen bei Uns
vorglengen, und mehrere Personen beschäftigt wa-
ren jeder in seiner Art und nach dem ihn ange-
wiesenen Faden zum gemeinschaftlichen Zweck
zu arbeiten, war man in Berlin ebenfalls nicht
müßig, und der unvergeßliche Mann dem unsere
Provinz so vieles dankt, der Minister von Hei-
nig gab sich alle ersinnliche Mühe uns zu unter-
stützen; Er wurde durch die nachtheiligen Ge-
rächte von den kläglichen Umständen in dem sich
das hiesige Sauerland, welches der Hülfe am
mehesten bedarf, befinde, und welche zwischen
hier und Berlin wie gewöhnlich noch angewach-
sen waren, in seinem Eifer bestärkt. Er bewirkte
ein von der Königlichen Bank vorzuschießendes
zinsfreies Darlehn von 10000 Rthlr. ließ durch
die Seehandlungsgesellschaft ansehnliche Quantitäten
Koggen

Roggen in Preussen kaufen, und schickte solche dort so bald als es die Schifffarth im Frühjahre des vorigen Jahrs erlaubte, ab; allein, der für uns bestimmte Transport scheiterte an der Insel Bornholm.

Hier machte man auf die von Königsberg zu erwartende Hülfe für die bedürftigsten Monate May, Junius, und Julius, Rechnung, allein wo sollte man für den Winter und das Frühjahre Getraide herbekommen? —

In Holland stand der Preis außerordentlich hoch. Die Last oder $56\frac{1}{2}$ Schl. Berlinisch kosteten im Octbr. daselbst 160 oder 170 Goldgulden, und es würde der Berliner Scheffel incl. aller Unkosten hier bei uns davon zu stehen gekommen seyn, 3 Rthlr. $46\frac{1}{2}$ Sbr. clevisch. nach andern Nachrichten $3\frac{1}{4}$ Rthlr. in Cronenthaler a $1\frac{1}{2}$ fr. Duisburg. Das Brod kostete damals in Amsterdam selbst 14 Sbr. holl. p. 12 Pfund. Das Herzogthum Cleve hatte kaum hinreichenden Körnervorrath um die dortigen Städte mit Einschluß von Crefeld welches 1000 Scheffel verlangte zu versorgen. Das Aufkaufen der Bergischen Fabriken Städte welches dort so wohl geschah als auf unsern Märkten, und im Clevischen den Sack Erdäpfel zu 5 Rthlr. hinauf getrieben hatte, verminderte den dortigen Vorrath

merke

merklich. Im Jülichſchen hatte die Freiheit ſo der Stadt Cölln gegeben worden war 1000 M. aufkaufen zu dürfen, und die der Stadt Crenfeld zum Aufkauf bewilligte 300 Malter den Preis in die Höhe getrieben, ſo daß man von Seiten der Bergiſchen Regierung ſchon in der Mitte des Octobers 1789 Bedacht nehmen mußte durch dergleichen Verwilligungen ſich ſelbſt nicht zu ſchaden.

Dieſeitige ähnliche aber ſpättere Anträge mußten deſhalb von der Hand gewieſen werden. Die Pfalz, das Mannziſche und Heſſiſche Land waren ganz geſperret und im Trierſchen hatte der Churfürſt ſelbſt für ſeine Untertanen 4000 Malter Korn in Schwaben aufkaufen laſſen. Zu Coblenz koſtete der Berliner Scheffel 16 $\frac{2}{3}$ Guld.

Man ſah deſhalb keinen andern weg offen als Mehlvorräthe aus den königl. Magazinen herbeizuschaffen. Um den erſten Angriff zu befriedigen bewirkte der Miniſter von Heiniß die Erlaubniß vom Könige, 100 Winſpel Mehl von denen Vorräthen in Weſel zu nehmen.

Ich habe Ihnen lieber Freund, biß jetzt die Bemühungen erzählt welche durch den Miniſter und durch die Verpflegungskommiſſion unter dieſer beſonders aber durch unſern braven Geheim:

heimenrath Reichsfreiherrn vom Stein angewendet worden sind, um die dürftige Klasse unserer Mitbürger gegen augenscheinliche und schon wirklich hereinbrechende Noth zu schützen. Und ich höre Sie sagen: wenn solche Personen die bloß durch Dienstpflicht und Menschenliebe in Thätigkeit versetzt werden, so viel thun, was werden nun diejenigen nicht gethan haben, die unmittelbar aus den Schweiß des gemeinen Mannes ihren Wohlstand erhalten, Kaufleute Fabrikbesitzer und Gewerken? — Bey denen also noch Dankbarkeit die erste und heiligste Pflicht der Menschen, hinzukommt; — das sollen sie gleich erfahren —

Im Gericht Hagen verbanden sich gleich anfänglich einige Kaufleute und Fabrikbesitzer Namens Hartort, Fischer, und Moll, um ihren Fabrikanten auf einige Kosten Brodkorn für wohlfeile Preise herbeizuschaffen; sie kauften durch Emisarien zuerst zu Meschede im Kölnischen zu 2 Rtlr. 39 Sbr. so daß das Scheffel im Hagenschen auf der Stelle 2 Rtlr. 27 Sbr. in Carol. $1\frac{1}{2}$ Rtlr. zu stehen kam. Nachher zu Eppz im Waldeckschen, auch haben sie noch vor der Sperre etwas aus dem Hessischen von Ittern erhalten; dies ließen sie selbst backen und vertheilten die Brodte für den selbst kostenden Preis.

Damals

Damals war das Geschäft der Verpflegung noch in seinem Anfange und die Kommission rechnete auf den Beitrag der Kaufmannschaft der Renthenirer, und der Fabrikenbesitzer; sie glaubte hierin um so weniger zu irren, da ihr bei einer Konferenz in Iserlohn an einigen Mitgliedern der dortigen Kaufmannschaft ansehnliche Versprechungen geschehen waren; welche so hoch hinaußiefen daß einer der angesehensten — rathe Sie einmal mein Freund wie viel? — tausend Gulden für sein eigenes Haus versprach. Man glaubte aus Gründen diesen guten Willen noch ganz warm benutzen zu müssen, und der Berg-rath Eversmann dem das Geschäft der Aufbringung eines Corporationsfonds (mit dem schönen Namen hatte man die zu erwartende Beiträge belegt) übertragen war, eröffnete die Subscription zu einem solchen Fond in Iserlohn erhielt auch die ziemlich ansehnliche, wiewohl mit den gemachten Erwartungen in keinem Verhältnis stehende Summe von 515 Rtlr. Berl. Cour. auf das Papier.

In Altena offerirte nur einer und zwar der angesehenste Kaufmann 15 Rtlr. der Eisen und Stahl Drathstapel hingegen ein zinsfreies Darlehn von 2000 Rtlr. Breckerfelde machte sich zu einem Subscriptionsquanto von 250 Rtlr. antheilig. Hagen unterschrieb 57 Rtlr. 50 flbr.

wozu, bemerken Sie dies wohl — eine alte von ihren Renten lebende Frau 25 Rtlr. die beiden reichsten Kaufleute hingegen gar nichts beitrugen. Nach einer in den ersten Städten so übel ausgefallenen Probe glaubte man den Grad der Mildthätigkeit der übrigen Städte und des platten Landes berechnen zu können, gab alle fernere Hofnung zur Vergrößerung des Corporationsfonds auf, und suchte nur das Versprochene in Sicherheit zu bringen. Hagen bezahlte sein Quantum, Breckerfelde gleichfalls aber aus Mißverständnis dessen nachherige Aufklärung dahinauslief, daß man die versprochene 250 Rtlr. als ein Capital angesehen habe, welches auf die Zeit der Verpflegung, also ohngefähr auf 6 Monate zinsfrei habe hergeschossen werden sollen. Altena ist in Vergessenheit gerathen, wenigstens weiß ich daß die unterzeichneten 15 Rtlr. nicht eingefordert worden sind, und Iserlohn weigerte sich sein gezeichnetes Quantum zu bezahlen, weil die Stadt sich ihrer Ansprüche auf die aus königlichen Fonds zu erwartende Brodhülfe entsagt hatte, und weil man über das ausgeschriebene Subscriptionsquantum selbst disponiren wolle. Man ließ sich diese Erklärung in der stillschweigenden Voraussetzung gefallen, daß diese Disposition auf das Beste der Stadtschen Armen gerichtet seyn werde, allein ich habe nachher gehört, daß man disponirt habe, das Geld selbst im Buntel zu behalten.

Außer

Außer diesem Erzählten ist mir kein öffentliches Bemühen von Privatpersonen in den Fabriken, Distrikten die leidende Armuth während der Theuerung zu unterstützen bekannt geworden. Ganz anders verhielt man sich von Seiten der Gewerkschaften unter Leitung des königlichen Bergamts.

Hier entwarf der Verehrungswürdige Director desselben der schon oben rühmlichst gedachte Freiherr vom Stein ebenfalls den ersten Plan zur Versorgung der Bergleute. Dieser wurde vollständig ausgearbeitet, den Gewerkschaften und den Knapfschaftsältesten als Vorsteher der Bergleute zu Abgebung ihrer Meinung vorgelegt, und gieng dahin, daß mit Zuziehung der Gewerkschaft ein Geldanlehn zu Anschaffung des benötigten Hockens aufgenommen, dieser in Holland aufgekauft, und aus den davon anzulegenden Magazinen jedem Bergmann sein nothdürftiger Bedarf für einen Minderpreis gereicht, das Verlust Capital aber, theils durch einen bei Hofe nachzusuchenden Zuschuß aus der Gewerkschaftscasse, theils durch eine Lohnserhöhung von 2 flbr. per Schicht, wovon die Halbscheid der Gewerkschaft, die Halbscheid der arbeitende Bergmann trüge, aufgebracht werden sollte.

Bis auf einige wenige, waren sogleich alle Gewerkschaften darin einig, daß der Bergmann durch
wohl

wohlfeileres Brodkorn unterstützt werden müsse. Alle waren erbötig aus ihrem Vermögen dazu beizutragen, nur in der Art wie dieses geschehen sollte war man Anfangs noch uneinig; einige Gewerke wollten das Brodkorn auf ihre Rechnung anschaffen, und ihre Bergleute damit zu eben den Preisen versehen, wie die andern es aus den Magazinen erhalten würden, und nur wenige gewinnstüchtige Gewerke im Hordischen verlangten dafür eine Arbeitsvermehrung von 2 Stunden per Schicht welcher Vorschlag aber von den übrigen Gewerken mit Abscheu verworfen ward; andere schlugen statt der projectirten Lohnserhöhung einen Beitrag von 2 Procent aus der zu bauenden Ausbaute ihrer Werke vor. Das Bergamt lies ihnen über die Unbilligkeit oder das Zwecklose dieser Aenderung vorstellen, die allermeisten willigten hierauf in den Plan des Bergamts ein, die übrigen traten dem bei, und nun kam dieser Punkt dahin zu Stande, daß die Gewerke von jeder Schicht 1 flbr. zur Cassé bezahlten.

Mit allgemeiner Zufriedenheit ist dieser Abtrag vom 4ten Dec. 1789 bis 4ten Sept. 1790 von ihnen geleistet, und so haben die Gewerke eine Summa von 3558 Rthl. 47 flbr. 7 dt. zusammen gebracht.

Erwägen Sie, daß dieses ein Beitrag ist, der nicht aus der Ausbeute oder dem Ueberschuß der Bergwerke sondern von den Gewerken aus ihrer Tasche bezahlt ist, — nehmen Sie hierzu die übrige Willfährigkeit der Gewerke in Unterstützung der Bergleute, die sich auch auf andere Art zeigte, indem sie z. B. selbst vorschlugen dem Arbeiter den 1 sbr. an seinem Lohne nicht abzuziehen, vielmehr den Kornpreis selbst etwas zu erhöhen, damit er nicht Mißtrauen in die gute Sache setze; indem Sie selbst sich bemüheten, statt des Danziger Roggens der in Holland sehr in Preise gestiegen war, solchen ungleich wohlfeiler in Mecklenburg aufzukaufen, u. d. m. so werden Sie das Betragen der Bergwerksgewerke mit mir alles Lobenswerth und es von dem Benehmen der Fabrikenbesitzer himmelweit verschieden finden. —

(Die Fortsetzung künftig.)

VI.

Miscellaneen:

I. Abenteurer und Knifgenies.

a. Die Polizen zu Weymar macht alle ihre Schwestern in Deutschland auf einen angeblichen Doh!

Pohlnischen Prinzen aufmerksam, der sich bald Gônguskó bald anders nennt, ein Maltbeseerkreuz, auch Stanislauskreuz bei einem rothen Rocke trägt, und sich einen französischen zur Gegenrevolutionarmee übergegangenen Offizier vom ersten Range nennt. Er hat zwey Bediente, mit denen er oft wechselt, reiset in Postkaleschen ohne Koffre und sonstige Bagage, führt 2 Säbel und ein Paar Sackpistolen, zeigt überwiegende Neigung zum Trunk, macht sich sogleich aller Orten als Freymäurer bekannt, sucht auf diesem Wege an Höfen und bei Privatpersohnen Zutritt, und endigt damit, daß er auf eine sehr zudringliche Art sich ein ansehnliches Reisegeld zu verschaffen sucht. Er giebt sein Alter zu 57 Jahren an, scheint aber viel jünger zu seyn.

b In Hamburg ist ein neues Genie aufgetreten, unter dem wahren oder erdichteten Namen Doctor Neese. Dieser Mann giebt vor, kürzlich von seiner Reise nach Petersburg zurück gekommen zu seyn, und schreibt überall Briefe hin, worin er meldet, der Person, woran der Brief gerichtet ist, sey in Rußland eine wichtige Erbschaft anheim gefallen, wobei er sich zugleich erbietet, die Sache zu besorgen, zu welchem Ende er bittet, ihm einen vollwichtigen Dukaten zur Bestreitung der Kosten franco unter dem Couvert an Herrn Meisner in Hamburg zu schicken. Auf

Diese Art hat dieser Mensch viele Leute in Hessen, Sachsen, Bayern und in der Gegend von Frankfurt am Main hintergangen, wovon verschiedene leichtgläubig genug waren, den Dukaten einzuschicken und nun hofnungsvoll da sitzen, und voll Dankgefühl gegen den wohlthätigen Erblasser sehnsüchtig der Erbschaft entgegen sehen.

Wem fällt nicht bei dieser Nachricht der Vermächtnisfabrikant Masius wieder ein? (Man sehe das Novemberstück vom vorigen Jahr). Westphalens wird aus Hamburg gemeldet, daß der in vorstehender Nachricht erwähnte Meisner mit Masius eine Verfehn seyn soll, daß sich derselbe unter dem ersten Namen durch ein die Bloßern betreffendes Uvertissement verdächtig gemacht und darauf aus seinem bisherigen Logis heimlich entwichen, aber bald wieder auffindig gemacht und in die Hauptwache gebracht worden sey.

II. Merkwürdigkeit.

In einem 2 Meilen von Soniton in England gelegenen Dorf leben jetzt der Prediger, der Clerck und der Küster, welche zusammen 270 Jahr alt sind. Die Aemter dieser Greise werden von ihren Eöhnen verwaltet, die zusammen 180 Jahre alt sind.

III. Neue Erfindungen.

a. Ein Bürger in Frankfurt, namens Johann Daniel Frey hat eine Maschine erfunden, wodurch die Geschwindigkeit des Laufs eines Schiffs angezeigt wird. Sie ist eigentlich das, was ein sogenannter Meilenzeiger auf der Erde ist, und kan bei der Schiffahrt von großem Nutzen seyn.

b. Ein Priestley, Kirwan, Volta, Fontana und wie die großen Namen alle heißen, haben in neueren Zeiten wichtige Entdeckungen mit allerley Lustarten gemacht. Niemand aber hat selbige noch so zum allgemeinen ökonomischen Gebrauch anzuwenden gesucht, als wie der Hr. Apotheker Weber, der eine Maschine erfunden hat, vermittelst welcher man, mit einer Lust, die nichts kostet, Thee, Caffee, und was man wil, nicht nur kochen, sondern auch nach der Lage des Orts und etwas verändert, Eruben heitzen kan. Diese Maschinen sind bei dem Erfinder selbst in Hamburg das Stück zu drey Dukaten, nebst einer Beschreibung, wie sie gebraucht werden, zu haben.

c. Herr Johann Sederl in Hamburg hat eine Maschine erfunden, worauf er ganz allein mit Mund, Hände und Füßen eine Janitschaorenmusik mit 10 großen Instrumenten, nemlich einer großen Türkischen Trommel, Tambour, Zimbeln
China

Chinesischen Hut, Triangel und Ruthe, Wirbeltrommel, Orgel, Trompete und Pauken, zugleich und in der besten Harmonie spielt. Einige Musikkenner dieser Stadt haben diese Maschine bereits gesehen und dem Künstler über seine Erfindung und sein Spiel die schmeichelhafteste Versicherung gegeben.

d. In dem Schiffsarsenal zu Portsmouth werden jetzt die Taue durch eine neue Erfindung nicht mehr von Menschen, sondern durch Pferde getheert und selbst gesponnen. Ebenfalls hat der Bürstenbinder Ping ein unfehlbares Mittel erfunden, den Unglücksfällen vorzubeugen, welche durch das Springen der Kanonen entstehen, oder wenn die Ladungen nicht zugleich mit dem Zundpulver abgehen. Dieses Mittel besteht in einer mechanischen Bürste mit Federn, und ist durch eine Commission von Artillerie-Officieren durchaus bewährt erfunden worden. Beide Erfindungen sind wichtig. Diese sichert das Leben der Menschen, jene macht Geldersparungen.

e. Herr Job. Heinz. Weyermann in Düsseldorf, bei dem bis dahin allerhand Sorten Tafelbley zu haben sind, verfertigt jetzt auch gegossene und gezogene Röhren von Bley zu Pumpen, Wasserleitungen und Fontainen. Den großen Vorzug welchen diese vor denen aus dem Guß belassenen
und

und mit zum zusammen geldtheten in der Dauer und Beständigkeit haben, zeigt die accuratesse und sonderbare Glätte so wohl inn als auswendig einem jeden, zur Genüge an. Sie werden in einem billigen Preis gegen baare Bezahlung verkauft. Briefe und Geld müssen aber franco eingesandt werden.

f. Herr Joh. Friedrich Zeinlin, ein junger Mann in Augsburg welcher ehemals die Handlung erlernt, und sich durch Verbesserung großer Spinnmaschinen bereits vielen Ruhm wegen seiner mechanischen Kenntnisse erworben hat, behauptet bestimmt, die Kunst erfunden zu haben.

- „ ein Schiff anzugeben, das auf offener
- „ See sich ohne Mast, Tau und Segel
- „ fortbewegen und regieren laße, dessen
- „ Ausrüstung weit weniger Kosten, als
- „ ein gewöhnliches Schiff erfordere, und
- „ mit dem man weit sicherer als auf die
- „ bis jetzt gewohnte Art fahren werde.“

Er hat diese Behauptung schon im Frühjahre vorigen Jahres in gedruckten Briefen an seine Correspondenten sehr zuversichtlich ausgebreitet, die übrigens wegen seiner sonst bekannten sehr soliden Kenntnisse viele Aufmerksamkeit verdient.

Bald darauf machte Herr Zeinlin selbst folgendes von dieser seiner Erfindung bekannt.

1mo. Ein Schiff mit Mast und Segel versehen, bekommt nur vom halben Theil der wehenden Winde seine Fortbewegungskraft. Bey Windstille bleibt es unbewegt, und kann alsdann in den Fall kommen, von Seeströmen ans Land getrieben zu werden.

Hingegen vermittelst meiner Erfindung kann es bey jedem auch widrigem Wind, und selbst bey Windstille seine Fahrt fortsetzen, und den Seestürmen entgegen arbeiten. —

2do. Flotten, so wie einzelne Schiffe werden oft durch widrige Winde in die nachtheilige Lage versetzt, in Flüssen oder Seehäfen weder ein noch auslaufen zu können. —

Dieser Fall tritt nie bey meinem Mechanismus ein. Er läßt nie ohne Hülfe und Fortbewegung.

3do. Mast, Segel nebst so viel dazu gehörigem Tauwerk kosten beträchtliche Summen.

Meine Einrichtung ist ungleich minder kostspielig, und dabey dauerhafter als jene.

4to. Oft leiden Mast und Zubehörden solche Havarie, daß zu ihrer Ausbesserung in den Häfen muß geillt werden.

Geschieht ein Schaden an den Theilen meiner Sache, so ist er allemal sogleich in See herzustellen.

5to. Bootleute von mehrjähriger Praxis, werden zum manöveriren der Kriegs- und Kauffahrerenschiffe erfordert. Ihr Dienst ist Gefahr und Beschwerde voll. — In Kriegszeiten ist dieser Schlag Leute rar, und ihr Mangel verhindert oder verzögert wenigstens manche Ausrüstung. —

Mein Mechanismus bedarf zu seinem Dienst weder lang geübter Bootleute noch in so großer Anzahl. Der Unerfahreste kann ihn sogleich handhaben.

Ausser obbenannten Vorzügen hat meine Erfindung besonders im Kriegsfach noch viele andere höchst wichtige, — die ich aber der Publicität nicht anzuvertrauen wage, sondern zur Particulareröffnung mir vorbehalten.

Die jetzige Schifbauart kann beybehalten werden. Mein Mechanismus läßt sich wohl darauf anwenden. — Selbst Mast und Segel können nebenbey, (wenn man will.) Dienste thun.

Ausgedehntere Erläuterungen über meinen Gegenstand, erlaubt die Sache nicht. — Indessen für Käufer enthülle gerne das Geheimniß ganz, wenn sie sichs unter denselbigen Bedingungen

zueignen wollen, welche theils der Wichtigkeit der Erfindung, theils auch dem angestregten vieljährigen Nachdenken, und sehr beträchtlichen Aufwand angemessen sind. —

Ich verlange vor abgelegten Proben keine Zahlung, sondern nur vorläufige Uebereinkunft,
Augsburg, den 21. Julii 1791.

Johann Friedrich Heinle.

Nach Bekanntmachung meiner neuen im Meer dienlichen Schiffarthserfindung, wurde ich aufgefordert, zur Erleichterung der Schiffarth auf Flüssen und Landseen etwas ausfindig zu machen. Es hat mir auch geglückt, eine diesen Entzweck sehr befördernde Maschine zuwege zu bringen. Auf Flüssen arbeitet sie dem Strom mit großer Heftigkeit entgegen, so daß man weit weniger Pferde zum Ziehen der Schiffe braucht, als gewöhnlich. Im Abwärtsfahren beschleunigt sie den Schifslauf mehr als Ruder. —

Auf Landseen treibt sie das Schif gegen Wind und Wellen; und ist also ein Mittel, diese Art Schiffarth vollkommener zu machen.

Ich bin zur Probe über diesen Gegenstand bereit. Ich verlange auch keine Zahlung von denjenigen, die sich diese Maschine bezulegen wollen,

im Voraus, sondern nur vorläufigen Accord, ehe ich Proben ablege.

Noch habe zu bemerken, daß gedachte Maschine ganz nicht von der Art ist, wie auf dem Rhein und Donau schon gebraucht worden. Sie ist ganz original. Ihre Dienstsähigkeit erstreckt sich auch auf das feste Land, und auf alle Gegenstände, wo eine große Heb- oder Triebkraft erfordert wird. In Bergwerken, Wasserbauten, künstlichen Mühl und andern dergleichen Werken, kurz, da, wo immer eine hebende oder treibende außerordentliche Kraft notwendig ist, übertrifft sie gewiß alle zu solchen Endzwecken bestimmte Maschinen. Sie ist einer unbegrenzten Force sähig. Dabero wird man auch Dinge damit unternehmen können, welche bisjeto aus Mangel einer solchen Maschine unthunlich waren. — Man glaube mir nicht auf mein Wort, sondern beliebe sich durch Ankauf eines Modells von der Richtigkeit meines Vorgebens zu überzeugen.

Augsburg, den 21. Julii 1791.

Johann Friedrich Heinle.

Nach einigen Nachrichten ist bereits ein angesehener Gesandter eines deutschen Hofes mit dem Erfinder in Unterhandlung getreten, hält ihn aber durch seine Zusagen zurück, seine Erfindung, deren mechanische Einrichtung im Modell bei ihm zu sehen ist, irgend jemand sehen zu lassen.

Erichte

IV. Leichte Behandlungsart zur Rettung
ertrunkener Personen.

Am 25. August des vorigen Jahrs stürzte sich
 der Carabinier Petit zu Straßburg ganz nackt
 aus einem Fenster des Privets im Militärhosp-
 ital in den Rheinar, der unten vorbeifließt.
 Um 3 Uhr des Nachmittags nahm man wahr,
 daß er mangelte, und man glaubt, daß er etwa
 eine halbe Stunde im Wasser gelegen haben.
 Herr Oberchirurgus Lombard ließ, da er die
 Unzulänglichkeit des Hebens um dem Körper die
 mangelnde Wärme wider zu geben, kannte, den
 Ertrunkenen auf ein wohlgewärmtes Bett brin-
 gen. Er legte ihn so, daß der Kopf hoch war,
 die Arme am Leib hinunter, und die Beine nahe
 nebeneinander lagen. Herr Lombard begnügte
 sich alsdann, ihm immerfort warme Tücher auf-
 legen zu lassen, besonders auf die Gegend des
 Magens und auf die Füße. Er hat auch an
 verschiedenen Stellen des Bettes nahe beim
 Körper, warme Backsteine legen lassen, die mit
 Tuch umwickelt waren. Nach sieben bis acht
 Minuten nahm man an dem obern Augenlid
 eine kleine Bewegung wahr. Die untere Kinn-
 lade, welche zusammengezogen war, gab nach,
 es gieng Schaum zum Munde heraus, und Petit
 konnte einige Löffel rothen Wein verschlucken.
 Der Puls kam wieder, und um drei viertel auf
 fünf

fünf, konnte er wieder reden. Man merke doch ja diese leichte Art, Ertrunkene zum Leben zurück zu bringen und leide doch ja nicht, daß man dieselbe zuvor auf den Kopf stelle.

V. Toleranz-Nachricht.

Bisher hatten die katholischen Unterthanen zu Wiesenstätten bei Augsburg keinen Pfarrer. Sie mußten ziemlich weit in eine auswärtige Kirche zum Gottesdienst gehen, welches besonders im Winter für neugeborene Kinder hart war. Jetzt aber hat der Besitzer dieses Orts, der Augsburgerische Baron von Münch, der sich zur evangelischen Religion bekennet, aus Liebe zu seinen Unterthanen, in Wiesenstätten eine eigene Pfarre errichtet. Das neue Pfarrhaus steht schon da, und ein würdiger Priester aus einem aufgehobnen Kapuziner Kloster hat die Stelle und damit zugleich seine Versorgung erhalten.

VI. Gute Handlung.

Im Aug des vorigen Jahrs badete sich ein zehnjähriger Knabe aus Ottenbrunn in Schwaben in der Rargold. Da er bald Zuschauer bemerkte, verbarg er sich unter der Brücke. Hier gerieth er in die Tiefe, kam unter Wasser, ward wieder gehoben und sank abermals, bis er endlich

lich unter dem Bogen der Brücke, wo an dem
 feineren Pfeiler Gesträuche herauswächst, etwas
 davon zu Fassen bekam. Ganz entkräftet und
 angstvoll war der Knabe dem Unglück nahe, seine
 schwankende Stütze und sich selbst den Wellen
 überlassen zu müssen. Es entstand am Ufer Lär-
 men; der auch einen jungen Menschen herbeizog.
 Dieser entkleidete sich in Gegenwart der vielen
 herumstehenden schreienden, aber unthätigen Zu-
 schauer, sprang ins Wasser, schwam hin und zog
 den Knaben, der schon seiner nicht mehr bewusst
 war, heraus. Dieser befindet sich auch schon
 wieder ganz gesund, vergeblich wünschten die
 Umstehenden und der Beamte, den jungen Mann
 zu kennen. Er entdeckte sich aber nicht. Man
 wollte ihn beschenken oder endlich wenigstens
 Zechfrei halten. Aber er nahm nichts an, sondern
 reisete nach einigen Stunden über Calw nach
 Stuttgart wieder ab. Durch einen besondern
 Zufall hat man erfahren, daß dieser Reisende,
 der unbekannt seyn wollte, der Lieutenant von
 Sausfäre unter der Herzoglichen Garde-Region ist.

Ein Knabe von ungefehr 16 Jahren, ein Sohn
 eines Feldwebels hier aus Wesel, belustigte sich
 vor einigen Tagen vor hiesigem Rheinthor im
 Haven auf dem Eise. Das Eis brach, und der
 Knabe gieng unter. Ein am Havendam hieselbst
 wohnender Fischer, welcher eben mit einem Rord-
 mit

mit Fischen vorbei gieng, und an dem oben gebliebenen Hut des Knaben wahrnahm, daß jemand durch das zerbrochene Eis geschossen seyn würde, warf seinen Korb von sich, schnitte den ersten der besten Achen ab, und eilte, damit durch das Eis brechend, hinzu. Das Glück wollte, daß der Knabe noch einmal wieder oben kam. Diese Gelegenheit nahm der entschlossene Fischer in Acht, indem er seinen Schifshaken dem Knaben behende unter seinem Arm durchsteckte, so daß der Knabe oben blieb, und er denselben so lange halten konnte, bis mehrere, die er herbei rufte, ihm zu Hülfe kamen. Der Fischer nahm den aus dem Wasser gezogenen Knaben mit sich in sein Haus, versuchte alle ihm bekannte Mittel, und der Knabe kam bald wieder zu sich selbst. Dessen Mutter fand sich verpflichtet, dem Fischer sich für seine treue Bemühung erkenntlich zu zeigen, und wollte demselben einen Kronenthaler aufdringen. Allein dieser so edel denkende als handelnde Fischer schlug dieses Geschenk aus, mit den Worten: Pfui! sollte ich dafür Geld nehmen, daß ich einem Menschen das Leben gerettet habe. In solchen Fällen ist allemal ein Mensch dem andern, ein Christ dem Juden, sein Leben zu retten schuldig.

Wilhelm Strohmeyer heißt dieser Junstgenosse und würdiger Nachfolger Petri, der
wilt

wirklich das thut, was letzter in der Epistelgesch.
Cap. 8. v. 20 that, und im 8ten Vers des 1ten
Capitels seiner 1ten Epistel lehrt.

VII. Seltener Zähnungstrieb.

Daß eine 60jährige Frau zum drittenmal Zähne
bekommen hat — Schon das würde als eine
Seltenheit aus des berühmten Stolls ratione
medendi angemerkt. Ohne Zweifel wird also
Ärzten und andern denkenden Beobachtern des
menschlichen Wunderbaues und seiner Verändere-
rungen die Bekanntmachung folgender Thatsache
nicht minder willkommen seyn. Am 16ten July
des vorigen Jahres starb zu Renningen Oberamts
Leonberg ein schon 15 Jahr lang blind gewese-
ner Greis von 90 Jahren. Diesem wuchsen im
Jahr 1787 auf einmal 8 neue Zähne. Nach
sechs Monaten fielen sie aus, ihr Abgang aber
wurde durch neue Stockzähne, obere und untere
ersetzt; und so arbeitete die Natur 4 Jahre lang
unermüdet und noch bis 4 Wochen vor seinem
Ende fort. Hatte er sich der Neulinge einig-
Zeit recht bequem zum zermalmen der Speisen
bedient, so nahmen sie, bald früher bald später
Abschied, und so gleich schoben sich in der vorigen
oder in einer andern Lücke neue nach. Alle diese
Zähne bekam und verlor er ohne Schmerzen;
ihre Zahl ist zum wenigsten ein halbes Hundert.

Wesförderung des Menschenwohls dienet, Fortschang gewinne, oder noch Widerstand finde

2. Nachrichten von bemerkenswürdigen Anstalten zur Aufnahme und Verbesserung des Erziehungswesens — des Handels — der Landwirtschaft u. s. w.

3. Nachrichten und Anzeigen von neuen nützlichen Erfindungen.

4. Nachrichten von merkwürdigen Erscheinungen und Wahrnehmungen im Naturreich.

5. Beispiele von guten, edeln, auszeichnenden Handlungen.

6. Beobachtungen, Erfahrungen und geprüfte Gedanken einsichtsvoller Männer über wichtige Angelegenheiten des häuslichen, bürgerlichen und moralischen Lebens.

7. Charakteristische Züge einzelner Völkerschaften.

8. Unterhaltende lehrreiche Erzählungen und Anekdoten.

9. Kurze Anzeigen und Ankündigungen (doch keine Recensionen) neuer merkwürdiger literarischer Produkte.

10. Eigentlich sogenannte gelehrte Abhandlungen über bloß speculative Gegenstände finden in diesem Journal keinen Platz.

11. Auszüge aus den besten deutschen Journalen, in so fern dieselbe Aufsätze und Nachrichten enthalten, die unter die eine, oder die andere von obigen Rubriken gehören.

12. Da die Herausgeber mit Vergnügen vernommen haben, daß dieses Journal auch an verschiedenen Orten von Jugendlehrern so wohl in öffentlichen Schulen als beim Privatunterricht mit Nutzen gebraucht wird, so werden sie auch in der Folge hierauf mit Rücksicht nehmen, und öfters durch besonders hierzu gewählte Aufsätze dasselbe zu diesem Zweck noch brauchbarer zu machen suchen.

Der sehr geringe Subscriptionspreis ist zu
Rthlr 6 Stüber. Auf 5 Exemplare wird
das 6te unentgeltlich gegeben. Die Zahlung
geschieht erst beim Empfang des letzten Stückes
im December.

In Ansehung der Bestellungen kan man sich
entweder an jedes benachbarte Postamt oder
Buchhandlung, oder an die vorgeannten Ver-
leger in Weisel oder Frankfurt wenden, welche so
viel als möglich für die postfreye Versendung der
Exemplare sorgen werden.

Auswärtige Literaturfreunde, die Beiträge da-
zu liefern wollen, belieben solche an die Heraus-
geber der Niederrheinischen Unterhaltungen zu
Weisel oder Frankfurt an einen der obgenannten
Verleger zu adressiren.
Weisel und Frankfurt 1792.

Inhalt.

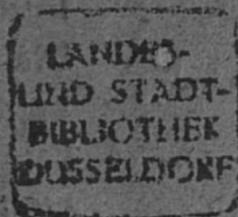
- I. Vorschläge zur Abstellung einiger Miß-
bräuche und Beschwerden des geselligen
Lebens
- II. Noch einige Fragmente aus meinem
Reisejournal im Sommer 1791. an
M****.
- III. Anarchiemäßiges Betragen der Fran-
zosen auch aufferhalb Frankreich.
- IV. Wichtige Anzeige, das von dem Herrn
Doctor Meneta bekannt gemachte Mit-
tel, wider den Biß toller Hunde, betreffend.
- V. Aus der Graffschaft Mark, d. 14. N. 1791.
- VI. Miscellaneen.
-

Niederrheinische Unterhaltungen

Eine gemeinnützige

Monatsschrift

fürs Jahr 1792.



Achtes Heft. August.

I.

Belehrungen über die Verfertigung
guter Barometer und Thermometer
und deren Gebrauch im ge-
meinen Leben.

Diese Werkzeuge sind heutzutage so gemein,
daß fast jeder Bauer dergleichen besitzt,
und sie wenigstens in der Ernte fleißig zu Rathe
ziehet. Die Italiäner welche sich mit dem Ver-
fertigen und Herumtragen derselben abgeben, ha-
ben daran einen guten Verdienst, der diesen, ge-
meiniglich, armen Leuten, recht wohl zu gönnen
ist. Nur wäre zu wünschen, daß sie selbst mehr
Kenntnisse von ihrer Waare hätten, und dieselbe
nicht so unverantwortlich verpfuschten.

N. U. II. Band.

E

Ihre

Ihre Barometerröhren sind insgemein zu enge, und ihre Thermometerröhren zu weit. Erstere nehmen sie, um am Quecksilber zu sparen, und letztere damit ihnen das Füllen nicht so viele Mühe verursache, welches sie sich über diß noch, durch gefärbten Brandwein erleichtern. Diß hat den Erfolg daß das Barometer sehr träge gehet, und das Thermometer beinahe ganz stille stehet. Die Scalen oder Zettel welche sie daran Heben, sind sehr grob und unrichtig getheilt, und befinden sich selten an der rechten Stellen.

Folgende Belehrungen, sollen nun nicht dienen, diesen Leuten ihren Verdienst zu schmälern, sondern nur diejenigen Liebhaber, welche es um gute und richtige Werkzeuge zu thun ist, in den Stand zu setzen, sich solche, mit ihrer Beihülfe, selbst zu verfertigen.

Was nun erslich das Barometer betrifft, so laufe man vom Italiäner bloß die Röhre, und fülle sie selbst. Man nehme die weiteste, welche zugleich recht klar und helle ist. Wenn man ihm eine solche, die an dem einen Ende gehörig zugeschmolzen, und an dem andern mit einem Gefäßchen versehen ist, und zu deren Füllung etwa ein halbes Pfund Quecksilber erfordert wird, mit einem halben Gulden bezahlt, so hat er Ursache sich zu bedanken. Quecksilber ist in allen

Upp.

Apotheken zu haben, und kostet im Pfunde etwa anderthalb Thaler.

Ehe man das Quecksilber einfüllet muß es erst gereiniget werden. Dies geschieht durch Tuten von Postpapier, wodurch man es in eine untergesetzte recht reine und trockene Tasse laufen läßt. Die Spitze dieser Tute muß so enge zusammen gedrehet seyn, daß das Quecksilber wie ein feines Haar dadurch lauft. Wenn man die Tute hernach aufwickelt, so wird man sich über den zurückgebliebenen Schmutz wundern müssen.

Zum Füllen macht man ein kleineres Tütchen, oder läßt sich vom Italiäner ein kleines gläsernes Trichterchen blasen, und setzt dessen Spitze in die Oefnung des Gefäßchens. Man gieße immer nur wenig Quecksilber ein, und bringe das eingegossene jedesmal erst aus dem Gefäß in die Röhre, ehe man wieder eingießt, weil man sonst viel Mühe hat, die Luftblasen herauszubringen. Nemlich jedesmal wenn man eine Portion eingefüllet hat, schleudere man durch eine ruckweise Bewegung, das in dem Gefäßchen befindliche Quecksilber, in die Röhre. Man kehre alsdann die Röhre um und stoße einigemal damit auf dem Tisch, so werden die Luftblasen herausgehen. Damit aber das bereits eingefüllte nicht wieder herunter falle, so halte man bei der Fortsetzung

der Arbeit, die Röhre stets in einer schiefen Lage.

Wenn die Röhre bis ohngefähr auf $\frac{3}{4}$ ihrer ganzen Länge gefüllt ist, so muß das Quecksilber ausgekocht werden. Man fülle zu dem Ende eine große Kuhlpfanne mit Bäckerkohlen und wenn die Kohlen recht in der Glut sind, so fasse man die Röhre in der Gegend des Gefäßes, und halte sie dergestalt über das Feuer, daß das Quecksilber erst vorne und dann immer weiter und weiter gegen das Gefäß zu kocht, wodurch dann die Luftblasen ausgetrieben werden. Man wird über die Menge der in dem Quecksilber enthaltenen, und auszutreibenden Luft erstaunen, und sich nicht mehr darüber wundern, daß die meisten der gemeinen Barometer unrichtig gehen, weil die Italiäner das Auskochen unterlassen.

Ist diese Operation glücklich vollbracht und das Quecksilber wieder kalt geworden, so vollende man das Einfüllen, bis das Quecksilber beinahe in das Gefäß reicht. Nun halte man die Röhre lothrecht, so wird das Quecksilber in derselben so weit herabfallen und das Gefäßchen so weit anfüllen, als erforderlich ist, und mit der Luft im Gleichgewicht schweben.

Das zuletzt eingefüllte Quecksilber braucht nicht ausgekocht zu werden. Denn das Auskochen

geschiehet nur zu dem Ende, um in der verschlo-
henen Röhre einen völlig luftleeren Raum über
dem Quecksilber zu erhalten. Es ist also hinrei-
chend, wenn nur aus dem öbern Theil der
Quecksilbersäule die Luft herausgejagt ist. Denn
die im unteren Theile befindliche vermag nicht
durch die Säule durchzubringen.

Die eben beschriebene Füllungsart gehet nur
bei weiten Röhren an. In den engen kann das
Quecksilber die Luft nicht überwältigen. Die
Italiäner füllen deswegen das Gefäßchen auf
einmal voll Quecksilber, saugen es in die Röhre
herauf, und schmelzen sie dann erst zu. Und bis
ist die Ursache, warum sich solche enge Röhren,
nicht auskochen lassen.

Uebrigens gehet das Auskochen um desto
glücklicher von Statten je dünner das Glas der
Röhre ist. Denn die von dickem Glase springen
sehr leicht, wenn man nicht sehr behutsam damit
zu Werke gehet, und sie zu schnell in und aus
dem Feuer bringet. Auch läßt sich durch dünnes
Glas der Stand des Quecksilbers besser beob-
achten als durch dickes.

Noch ist zu beobachten daß das Barometer
um desto genauer und empfindlicher wird, je grö-
ßer und weiter das daran befindliche Gefäßchen ist.

Die

Die gefüllte Röhre, befestige man nun auf ein schmales Brettchen von recht altem und trockenem Holz, das sich nicht mehr zieht und wirft. Birnbaumholz, das sich mit gewöhnlicher Dinte recht schön schwarz beizen und durch Reiben mit einem wollenen Lappen, dem Ebenholze ähnlich machen läßt, nimm sich sehr gut zu einem Barometerbrette aus. Man mache in dieses Brett nach der Form der Röhre und des Gefäßchens eine Vertiefung, damit nur die Hälfte des Glases über die Fläche des Brettchens vorstehe, so läßt es sich nicht allein unwandelbarer und sicherer befestigen, sondern auch bequemer beobachten. Die Befestigung selbst geschieht übrigens mit ausgeglühtem Klavierdrahte.

Nun fehlt nichts mehr als die Scale. Um dieselbe richtig zeichnen zu können muß man einen Pariser Fuß haben, der in seine 12 Zolle gehörig eingetheilet ist. Man bezeichne auf dem Brette, neben dem Gefäßchen, ein Punkt, das genau mit der Oberfläche des in dem Gefäße befindlichen Quecksilbers übereintrifft, und von diesem Punkte aus steche man mit einem Handzirkel 28 Pariser Zoll, neben der Röhre aufwärts ab.

Dann steche man auch zwey solcher Zolle auf einem Blättchen starken Papiers ab, und theile jeder in 12 gleiche Theile, welche Linien genannt wer-

werden. Man schreibe die Zahlen darhey, und leime das Blättchen dergestalt auf, daß es den 27 und 28sten Zoll genau bedeckt. Die Mühe das Wetter dabey schreiben zu wollen, kann man sich gänzlich ersparen. Denn man muß erst durch mehrere Beobachtungen den mittleren Barometerstand (der nicht in allen Orten einerley ist,) ausgemacht haben, ehe man sich des Barometers als eines Wetterpropheten bedienen kann. Ehe ich aber hiervon rede, will ich erst die Verfertigung der Thermometer beschreiben.

Man erwähle dazu die dünnesten Röhren welche man haben kann, nehmlich solche in welchen das Quecksilber einen Faden, der nicht viel dicker als ein Pferdehaar ist, bildet, und laße sich vom Italiäner Kugeln in der Größe der Flintenkugeln daran blasen. Man laße sich dergleichen mit Kugeln versehene Röhren wenigstens ein halbes Duzend bereiten, (wofür man etwa einen halben Thaler bezahlet,) weil manche bey dem Füllen und Sieden verunglücken.

Das Füllen geschiehet über einer Kohlpfanne auf folgende Art

Man wickele oben um die Röhre einen Streifen Papier und umwinde denselben mit einem Zwirnsfaden, dergestalt daß über die Röhre eine

weitere papierne Röhre entstehe, in welche man das Quecksilber einsfüllen kann.

Man halte nun die Kugeln über das Feuer, fülle etwas Quecksilber ein, und nehme sie wieder vom Feuer, so wird sich das eingefüllte Quecksilber, so wie die Kugel nach und nach kalt wird, in die Kugel hinabziehen.

Ist dies geschehen so bringe man die Kugel wieder über das Feuer, lasse das darin befindliche Quecksilber kochen, fülle wieder neues Quecksilber ein, und fahre so fort bis Kugel und Röhre ganz gefüllt sind.

Sollte die in der Röhre befindliche Quecksilbersäule nicht zusammenhängend geworden seyn, so bringt man die dazwischen befindliche Luft mit einer hineingestoßenen und wieder zurückgezogenen ausgeglüheten stählernen Klavierseile, oder einem starken Pferdehaare leicht wieder heraus.

In einem dergestalt gefüllten Quecksilberthermometer, müssen neue zwei feste Punkte, gesucht werden, nemlich der Siedepunkt und der Gefrierpunkt; welches eine Winterarbeit ist.

Um den ersteren richtig zu finden, wartet man einen Zeitpunkt ab, in welchem das Barometer genau auf 27 Zolle stehet.

Man setzt alsdann das Thermometer in ein so tiefes Kochgefäß, daß die Röhre bis auf ein kleines hervorragendes Ende mit Wasser bedeckt werden kann, und lasse alsdann das Wasser so lange und so heftig kochen, daß das Quecksilber oben aus der Röhre heraus laufe. Wenn nichts mehr herauslaufen will, so nimmt man das Thermometer aus dem kochenden Wasser und hält die Kugel einen Augenblick über glühende Kohlen, da dann noch einige Tröpfchen herauslaufen werden. Man bringe das Thermometer wieder in das kochende Wasser, so wird man bemerken daß nicht allein nun kein Quecksilber mehr aus der Röhre herausläuft, sondern daß sich auch dasselbe stets auf einerlei Punkt hält. Dies ist der Siedepunkt. Man bezeichne ihn durch einen um die Röhre gebundenen schwarzen seidenen Faden, welchen man wenn das Thermometer wieder trocken und kalt geworden ist, mit einem Tröpfchen Leim befestiget.

Um den Gefrierpunkt zu finden, setze man das Thermometer in ein Gefäß voll Schnee, und drücke denselben, besonders um die Kugel, recht fest zusammen, und so weit an der Röhre herauf, als das Quecksilber gesunken ist. Wenn nun der Schnee anfängt zu schmelzen, so wird man bemerken, daß sich das Quecksilber abermals auf einerlei Punkt hält, und weder steigt noch sinket.

Dies ist der gesuchte Gefrierpunkt, welchen man eben so wie der Siedepunkt mit einem seidenen Faden bezeichnet.

Jetzt ist das Thermometer so weit fertig, daß es auf einem Brettchen befestiget werden kann. Man kann es eben so wie das Barometer zur Hälfte in das Holz einlassen, doch ist es besser für die Kugel ein rundes Loch aus dem Brettchen herauszuschneiden, damit dieselben darinnen gleichsam frei schweben und gar kein Holz berühre.

Um die Scale zu verfertigen nimmt man die Entfernung zwischen dem Siede- und Gefrierpunkt mit einem Zirkel, und trägt sie auf das dazu bestimmte Papier. Diese Entfernung theilt man in 80 Grade indem man sie 4 mal halbiret, und die dadurch entstandenen Sechszehnthelle, jeden in 5 Theile theilet. 20 solcher Theile setzt man unter den Gefrierpunkt. Die Zahlen schreibt man 5 zu 5 Graden, dergestalt bei, daß man bei dem Gefrierpunkt Null setzt, und von demselben die Grade der Wärme aufwärts und die Grade der Kälte unterwärts zählet. Ist die Zeichnung der Scale vollendet, so klebt man sie dergestalt neben die Thermometerrohre, daß die beiden Hauptpunkte genau neben die Fäden kommen, wodurch sie bezeichnet sind.

Ein auf die Art verfertigtes und mit einer solcher Scale versehenes Thermometer, nennt man, (obgleich nicht mit völligem Rechte,) ein Reaumur'sches Quecksilberthermometer. Und dieß ist es, das heutzutage besonders in Frankreich und Deutschland am meisten im Gebrauch ist, und von Tag zu Tage in allgemeineren Gebrauch kommt; welche Ehre es auch, wegen seiner Einfachheit und Verständlichkeit sehr wohl verdient, besonders seit dem sich der berühmte de Luc, um seine Berichtigung und Verbesserung, so viele Mühe gegeben hat.

In England und bei vielen Naturforschern ist das Fahrenheit'sche Thermometer sehr gebräuchlich. Dieß erhält man sehr leicht, wenn man die Scale des Reaumur'schen Thermometers von 4 zu 4 Graden, und einen solchen Viergradtheil wieder in 9 Theile eintheilet. Zwischen dem Siede und Gefrierpunkt befinden sich also 180 Fahrenheit'sche Grade. Setzt man nun noch 32 solcher Grade unter dem Gefrierpunkt, und schreibt dahin, oder welches einerlei ist, bei dem 8ten Reaumur'schen Grad der Kälte die Null, und zählt von da aufwärts, dergestalt, daß der 212te Grad im Siedepunkt aufhöret, so hat man eine Fahrenheit'sche Scale, die man auf ein besonderes Papier zeichnen, und auf die andere Seite des Thermometerbrettchens, neben die Röhre dergestalt

stalt kleben kann daß die gedachten Hauptpunkte mit den Reaumürschen, und den Fäden der Röhre übereinstimmen.

Was nun den richtigen Gebrauch des Barometers und Thermometers betrifft, so wird sich derselbe von selbst erklären, wenn ich die Ursachen zeige, warum das in ihren Röhren befindliche Quecksilber bald steigt bald fällt. Ich thue dies zuerst in Ansehung des Barometers.

Man stelle sich vor, daß man mit dem Daumen auf das in dem Gefäße befindliche Quecksilber drücke, so begreift man leicht, daß das in der Röhre befindliche, steigen müsse, und zwar um desto höher, je stärker der Druck ist. Läßt der Druck nach so muß es wieder fallen. Man macht also leicht den Schluß daß das Steigen und Fallen, von einem bald vermehrten, bald verminderten Druck der Luft, auf das in dem Gefäße befindliche Quecksilber herrühren müsse, denn kein ander Körper ist vorhanden, welchem man den abwechselnden Druck zuschreiben könnte.

Ein Druck kann nun auf zweierley Art geschehen. Entweder durch die Elasticität, so wie eine gespannte Stahlfeder drückt, oder durch Vermehrung des Gewichtes.

Die Luft ist nun allerdings elastisch — Das heißt, sie besitzt das vermögen sich, wenn sie in einen engeren Raum zusammen gepreßt wird, wieder auszudehnen. Aber wenn sie diese Eigenschaft äussern soll, so muß sie in solchen Gefäßen verschlossen werden welche zu durchdringen nicht vermögend ist, und nirgend hin ausweichen können. Diese Bedingungen finden aber bey der freyen Luft keine Statt. Denn wenn auch der Himmel mit den dicksten Wolken verschlossen wäre, so sind diese doch so dicht nicht, und schließen nirgends an die Erde so fest an, daß der Luft der Durch- und Ausgang versperrt würde. Ich begreiffe deswegen nicht, warum so viele, sonst scharfsinnige Naturforscher, das Steigen und Fallen der Barometer, zum Theil mit, aus der vermehrten oder verminderten Elasticität der Luft haben herleiten wollen.

Die einzige Ursache dieser Erscheinung ist also die Vermehrung oder Verminderung des Gewichtes oder der Schwere der Luft, und darum heißt eben das Werkzeug ein Barometer oder Schwermesser.

Aber wie kommt es dann nun, daß die Luft nicht einerley Gewicht behält, sondern bald schwerer bald leichter wird? Diese Frage kann man sich am leichtesten durch ein Glas Wasser beantworten: Das

Das Wasser drückt mit einem gewissen Gewicht auf den Boden des Glases, und dieser Druck bleibt einerley, so lange in dem Wasser und Glase, keine Veränderung vorgehen.

Man stelle sich nun vor es würde Salz in das Wasser geworfen, so wird sich dis in dem Wasser auflösen. Dadurch wird also das Wasser schwerer und der Druck auf dem Boden stärker.

Man stelle sich vor, das Salz würde wieder ausgeschieden so wird das Wasser wieder leichter und der Druck auf dem Boden geringer.

Man stelle sich vor, das obere Wasser würde weggegossen, oder wenn es in dem Glase bliebe, so würde seine Schwere ganz oder zum Theil zerstört, so wird das untere Wasser nicht mehr so stark auf den Boden drücken als vorher.

Endlich stelle man sich vor, man könnte den Boden des Glases im Wasser immer höher und höher rücken, so wird er um desto weniger Druck empfinden, je höher er steigt.

Denket man sich nun statt des Wassers Luft, statt des Salzes Wasser, und statt des Glasbodens die Oberfläche des im Barometergefäße befindlichen Quecksilbers, so hat man eine vollständige Erklärung von allen Erscheinungen.

Denn

Denn die Luft löset das Wasser bald in sich auf, bald scheidet sich dieses wieder von ihr aus, und folglich muß sie bald schwerer bald leichter werden.

Wenn es schönes heiteres Wetter ist, so ist das Wasser in der Luft völlig aufgelöset, und daher kommt es daß sie alsdann so klar und durchsichtig ist. Allein alsdann ist sie auch schwerer, drückt folglich stärker, und das Quecksilber muß also in der Barometerrohre steigen.

Im Gegentheil, wenn es trübes regnerisches Wetter ist, oder wenn es wirklich regnet oder schneiet so scheidet sich das in der Luft bisher aufgelöste Wasser aus, und präcipitirt sich. Die Luft wird folglich leichter. Der Druck auf das Quecksilber im Barometergefäße läßt nach, und folglich muß es in der Röhre fallen.

Dieses wechselseitige Auflösen und Ausschneiden des Wassers in der Luft, kann man oft unmittelbar am Himmel beobachten, und daraus auf die Veränderung des Wetters schließen.

Man suche sich nehmlich ein kleines einzelnes Wölkchen aus, und beobachte dasselbe einige Minuten lang. Wird dasselbe immer kleiner und dünner, und zerschmilzt es endlich gar in der Luft

Luft, so ist die Luft im Auflösen des Wassers begriffen, und man kann mit Gewißheit erwarten, daß das Wetter gut werden wird.

Wird aber das Wölkchen immer größer und dichter und stößt es endlich mit andern Wolken zusammen, so ist das Wasser am Auscheiden und Präcipitiren, und es wird gewiß trübes und schlechtes Wetter. Denn wenn sich das ausgeschiedene Wasser so sehr angehäuget hat daß es die Luft nicht mehr tragen kann, so sinkt es in derselben als Nebel und Regen, oder wenn es gar gefrieret, als Schnee und Hagel herab.

Sobald die eine oder andere Operation anfängt in der Luft vorzugehen, empfindet dieses das Barometer, und sagt also gleichsam voraus was erfolgen wird. Und weil die Luft öfters mehrere Tage damit zubringt, ehe sie mit ihrer Operation fertig wird, so stehet oft das Barometer niedrig, dieweil es noch gutes Wetter ist, und hoch dieweil es noch stürmt und regnet. Unterdessen kann man sich sicher darauf verlassen daß auf Steigen allemahl gutes und auf Sinken schlechtes Wetter folgen werde, das gegenwärtige Wetter sey auch wie es wolle, und zwar wird das zu erwartende Wetter um desto länger anhalten, je länger es das Barometer vorausgesagt hat und je langsamer und unmerklicher es
gestie

gestiegen oder gefallen ist. Eben so wie ein Pendel um desto weiter jenseits ausschlägt — je weiter es vorher dieseit ausschlug.

Steigt oder fällt das Barometer plötzlich und beträchtlich, so folgt die Veränderung des Wetters sehr bald darauf, ist aber nicht lange anhaltend, dergestalt daß man oft darin irre wird, wie Barometerstand und Wetterveränderung zusammen gehören. Dies geschieht vorzüglich in den Monaten März und April, in welchen das Wetter sehr veränderlich ist. Man hat daher geglaubt die Barometer glengen wegen des Aequinoctiums nicht richtig. Aber das Aequinoctium ist gewiß hieran sehr unschuldig. Im Sommer kann man sich fest darauf verlassen, daß wenn das Barometer plötzlich fällt, bald ein Gewitter kommen werde.

Unterdeffen ist es aus einer andern Ursache möglich, daß das Steigen oder Sinken des Quecksilbers nicht sehr beträchtlich oder bemerlich ist, obgleich eine beträchtliche Wetterveränderung erfolgt. Diese Ursache ist der Wind der oft in den oberen Luftgegenden wehet, wenn man in den unteren nichts davon bemerkt. Dieser vermindert die Schwere der Luft dadurch, daß er sie mit sich fortreißet, oder gleichsam vor sich her schleudert. Dies hat eben den Erfolg als

wenn die Luftmasse vermindert, oder die oberen Schichten ganz weggeschafft würden, wodurch also ihr Druck auf das Quecksilber im Barometergefäße eben so vermindert wird als der Druck des Wassers auf den Glasboden, wenn ein Theil weggelassen, oder seiner Schwere beraubt würde.

Daß aber die durch den Wind bewegte oder fortgeschleuderte Luft ihrer Schwere beraubt, und also dadurch gewissermaßen vernichtet werde, kan man sich durch einen fortgeschleuderten Stein begreiflich machen. Durch den Stoß welcher der Stein von der Hand empfängt, wird ein Theil seiner Schwere vernichtet, weil die Stoßkraft anfänglich stärker ist als die Schwerkraft. Der Stein kann also nicht ehender zur Erde kommen, bis durch den Widerstand der Luft die Stoßkraft nach und nach geschwächt wird, und die Schwerkraft wieder das Uebergewicht bekommt.

Man begreift hieraus, daß es nicht auf den wirklich hohen oder niedrigen Stand des Quecksilbers im Barometer ankommt, ob das Wetter gut oder schlecht wird, sondern bloß darauf ob es im Steigen oder Sinken begriffen ist, sey dieses auch so unmerklich als es wolle.

Hieraus macht man nun ferner den Schluß, daß es zu nichts dienen könne, das Wetter auf
des

I. Barometer u. Thermometer. 83

der Scale anzugeben, und je nachdem der Stand hoch oder niedrig ist, Schön Wetter, Veränderlich, Regen oder Schnee, Sturm u. dgl. dabei zu schreiben, wie auf den Scal'n der Barometer welche die herumreisenden Italiäner verfertigen, gar erbaulich zu lesen ist. Aber eben durch diese Scal'en haben sie die Barometer bei manchem um den Kredit gebracht, und thäten wirklich besser, sie ganz wegzulassen.

Über wie soll man dann erfahren ob das Barometer im Steigen oder im Sink'n ist wenn es nicht auf den wirklich hohen oder niedrigen Stand des Quecksilbers ankommt?

Bei den gemeinen Barometern mit engen Röhren, hält dis allerdings schwer. Nicht aber bei solchen mit weiten Röhren. Denn ist das Quecksilber am Steigen, so ist seine Oberfläche in der Röhre convex, oder kugelig, ist es aber am Sinken so ist sie concav, oder schlüsselförmig. Auch darf man nur an das Barometerbrett klopfen. Ist das Quecksilber am Steigen, so wird es sich sogleich etwas höher heben, ist es aber am Sinken, etwas tiefer fallen. Denn die Quecksilbersäule reibt sich, indem sie sich auf und nieder bewegt, am Glase, und wird also in ihrer Bewegung aufgehalten. Durch die Erschütterung, welche das Klopfen verursacht, bekommt sie aber

einen Stoß, wodurch sie die Reibung überwindet, und in das gehörige Gleichgewicht gegen die Luft gesetzt wird. Die Hestigkeit eines Stoßes, richtet sich nach der Masse. Und auch aus dieser Ursache, ist eine weite mit vielem Quecksilber angefüllte Röhre, einer engen gar sehr vorzuziehen.

Ob es nun gleich zu nichts dienen kann, das Weiter auf der Scale zu bemerken, und ein Barometer ohne Scale schon brauchbar wäre, so ist es doch in mancher andern Rücksicht gut, den höchsten und niedrigsten wie auch den mittleren Barometerstand zu bemerken. Letzteren erfährt man, wenn man jene beide bezeichnet hat, und die zwischen ihnen befindliche Entfernung mit einem Handzirkel in zwei gleiche Theile theilet, oder auch, wenn man den Barometerstand nach Pariser Zollen und Linien, täglich in einerlei Stunden anschreibt, und nach Verlauf eines halben oder ganzen Jahres, sämtliche Barometerstände addirt, und die Summe mit der Zahl der Beobachtungen dividirt.

Dieser mittlere Barometerstand ist nun nicht an allen Orten einerlei, sondern er ist um desto höher je niedriger ein Ort liegt, und um desto niedriger je höher der Ort liegt.

Um sich dieses zu erklären, darf man sich nur an den im Wasser herauf gerückten Glasboden

I. Barometer u. Thermometer. 85

erinnern, der von dem noch darüber befindlichen Wasser einen um desto geringeren Druck erleidet, je höher er gehoben wird. Am mittelländischen Meere ist der mittlere Barometerstand 28 pariser Zoll. Je höher also ein Ort über das Meer erhoben ist, um desto weniger beträgt an demselben, dieser Stand.

Hieraus begreift man zugleich wie sich mit dem Barometer finden läßt um wieviel jeder Ort höher liege als das Meer, wie sich die Höhen der Berge die Gefälle der Flüsse, u. dgl. damit messen lassen. Das hierbei zu beobachtende Verfahren setzt aber verschiedene mathematische Kenntnisse voraus, die sich hier nicht vortragen lassen. Nur so viel muß ich bemerken, daß man die Genauigkeit hierbei nicht weiter, als bis höchstens auf eine Klafter oder französische Toise treiben können.

Ich komme zweitens zur Erklärung des Steigens und Sinkens des Quecksilbers im Thermometer, oder Wärmemesser.

Um sich bis zu versinnlichen nehme man ein Stück Eisen, oder Messingdrath lasse es eine Zeitlang in der Kälte liegen, und bezeichne dann auf einem hölzernen Tisch, oder an der Wand sein Maas. Man lege es hierauf auf einen warmen Ofen, daß es so heiß wird, daß man

es noch eben halten kann, und passe es wieder auf das bezeichnete Maaß, so wird man bemerken daß es beträchtlich länger geworden ist, und in eben dem Maaße als es erkaltet, wieder länger und kürzer wird.

Das Quecksilber in der Röhre des Thermometers, ist nun ein solcher Drath, der von der Wärme länger, und von der Kälte kürzer wird.

Er ist mit einer Kugel verbunden, und deswegen werden seine Verlängerungen und Verkürzungen noch merklicher. Denn das Quecksilber in der Kugel wird von der Wärme gleichfalls ausgedehnet, da es aber nirgends hier ausweichen kann als in der Röhre, so muß es die darin befindliche Quecksilbersäule um desto mehr verlängern je enger die Röhre ist. Bey der Verkürzung durch die Kälte erfolgt das Gegentheil. Hieraus siehet man zugleich, warum Thermometer mit sehr engen Röhren und großen Kugeln, besser und empfindlicher sind als mit weiten Röhren und kleinen Kugeln.

Ich kann mir leicht vorstellen, daß man hierbey die Frage aufwerfen wird, wirkt dann die Schwere der Luft nicht auch auf das Thermometer, und wirkt die Wärme nicht auf Barometer,

I. Barometer u. Thermometer: 87

meter, und macht dadurch Irrungen im Steigen und im Sinken des Quecksilbers?

Allerdings, aber nicht beträchtlich. Denn da sich die Quecksilbersäule des Thermometers in der Kugel stämmt, so kann sie einen etwas stärkeren Druck der Luft leicht überwinden. Man findet deswegen auch wenig Unterschied im Steigen und Sinken zweyer zugleich gefertigter und berichtigter Thermometer, wovon das eine zugeschnitten das andere aber offen geblieben ist.

Besser ist es unterdessen das Thermometer zuzuschmelzen, weil die in der Luft enthaltene Säure, die Metalle angreift, und also auch das Quecksilber mit einer Art von Rost überziehet, der sich in der Röhre anlegt, und sich sogar in sie einfrisst, wodurch die offenen Thermometer endlich unbrauchbar werden,

Was der Einfluß der Wärme und Kälte auf das Barometer betrifft, so wird freylich die Quecksilbersäule dadurch bald verlängert bald verkürzt. Da sie sich aber nicht stämmt, sondern an beiden Enden frey ist, so zeigt sich die Veränderung auch an beiden Enden, und folglich an jedem Ende, nur halb so stark als sie sich sonst zeigen würde. Dis ist aber unbeträchtlich, daß es im gemeinen Leben ganz aus der

Acht

Nicht gelassen werden kann. Bey genauern Beobachtung läßt sich die Verbesserung, wenn der Thermometerstand zugleich beobachtet wird, leicht berechnen, wozu aber die Vorschriften hier zu weitläufig wären.

Bey den sogenannten Zeberbarometern, welche aus einer bloßen gekrümmten gleichweiten Röhre, ohne Gefäß, bestehen, wird der Einfluß der Wärme und Kälte schon durch die Art, wie man den Barometerstand beobachtet, verrichtet. Ich muß mich deswegen wundern, daß einige Schriftsteller auch bey diesen, Correctionen nach dem Thermometer, haben anbringen wollen.

Auf die gemeinen unausgekochten Barometer hat Wärme und Kälte um deswillen einen großen Einfluß, weil sich oberhalb dem Quecksilber Luft erzeugt, die wenn sie durch die Wärme ausgedehnt wird, das Quecksilber herabdrückt. Dergleichen Barometer stehen folglich immer zu niedrig, und fallen um desto mehr je wärmer es wird. Es ist deswegen nicht zu verwundern, wenn sie so unrichtig gehen, daß man sich gar nicht auf sie verlassen kann. Ob ein Barometer diese nachtheilige Eigenschaft habe, erfährt man leicht, wenn man die Hand auf den luftleerseynenden Theil der Röhre legt, da dann, wenn sich aus dem unausgekochten Quecksilber Luft entwickelt hat, dasselbe fallen wird. Das

Daher ist es die beste Probe eines Barometers, wenn es sich unbeweglich auf einerlei Punkt hält, die Hand erwärme auch den luftleeren Theil, so sehr sie wolle.

Umgekehrt verhält es sich beim Thermometer. Wenn man die Hand auf die Kugel legt, ja sogar, wenn man nur dagegen hauchet, muß es schon eine Veränderung zeigen.

Daß übrigens die Wärme und Kälte die Schwere der Luft an sich nicht vermehre oder vermindere und dadurch anders auf das Barometer würde, kann man schon aus dem oben gegebenen Gleichnisse vom Wasser im Glase, begreiflich machen. Das im Glase befindliche Wasser, mag erwärmt werden oder kalt bleiben, so drückt es mit einerlei Gewicht auf dem Boden des Glases. In so fern wäre es einerlei, ob man das Barometer in einem Treibhause oder in einem Eiskeller aufhienge.

Ist aber, kann man noch fragen, die freie Luft genau von eben der Schwere wie die Luft im Zimmer, und ist es einerlei ob man den Barometerstand in diesem oder in jenem beobachtet?

Auch dieses kann man sich aus der Vergleichung der Luft mit Wasser beantworten. Gesezt

man

man bauete unter dem Wasser Gebäude, die aber nicht wasserdicht, sondern durchaus von dem Wasser durchdrungen wären, so ist ganz begreiflich, daß der Druck des Wassers innerhalb derselben eben stark seyn würde als aufferhalb. So sind auch unsere Häuser nicht luftdicht, sondern vielmehr von der Luft ganz durchdrungen, und folglich ist der Druck der Luft innerhalb derselben, so stark als aufferhalb, und also ihre Wirkung auf das Barometer die nemliche.

Hieraus erhellet, daß es gar nicht nachtheilig ist, das Gefäß am Barometer, mit einem Kästchen zu überdecken, um es vor dem Anstoßen zu sichern. Dann selbst durch die Poren des Holzes, hat die äußere Luft, Gemeinschaft mit der innern.

Anders verhält es sich mit dem Thermometer. Dieses gibt die Wärme oder Kälte der die Kugel unmittelbar umgebenden Luft an, und wird also in einem warmen Zimmer, oder im Sonnenschein viel höher stehen, als in der freyen Luft oder im Schatten. Will man nun nicht bloß die Wärme des Zimmers bestimmen, wie z. E. bis in den Treibhäusern der Fall ist, sondern die Wärme oder Kälte der freyen Luft daran beobachten, so muß man es auch in der freyen Luft aufhängen. Man wählet dazu gemeinlich die

Nordseite ein 8 Gebüude, welche wenigstens im Winter, niemals von der Sonne beschienen wird.

Schließlich verweise ich diejenige, die sich von der Verfertigung und dem Gebrauch der Barometer und Thermometer noch umständlichere Kenntnisse erwerben wollen, auf die Schriften eines de Luc, Rosenthal, und Luz. Obiges ist größtentheils Resultat meiner eigenen Erfahrung.

Schwelm im August.

Müller.

II.

Die Königsmörder.

(Verfolg der im Monat Juny abgebrochnen Unterhaltung.)

Brutus und Cassius, zwei edle Römer, voll patriotischen Eifers und eingedenk der ehemaligen Lage wo noch das Panier der Freiheit auf den 7 Hügeln Roms wehete, ließen endlich ihre so lange unterdrückte Rachsucht schrecklich losbrechen um den Alleinherrscher, den durch die Gunst des Volks so mächtigen Julius Cäsar fällen zu lassen,

lassen, daß noch nicht durch aller Andern Eifersinn ströme. Zwar mochte es dieser vergötterte beständige Dictator längst gefürchtet, Warnungen, bis an die letzte Stunde seiner Ermordung, mochten ihn die Unsicherheit seines noch wankenden Thrones sehr wahrscheinlich dargestellt haben; aber daß die Donnerwolke so nahe über seinem Haupte schwebte, daß sogar sein vertrauter und scheinbarer Freund, ein Brutus, den er so künstlich durch Wohlthaten und Geschenke, sich verbunden zu haben wähnte, daß dieser zuerst sich gegen ihn verschwören, zuerst gegen ihn den mörderischen Dolch zücken würde, davon wurde Cäsar erst in dem entscheidenden Augenblicke, bei dem letzten Uthembzuge in der römischen Curie überzeugt. Lange schon hatten die wenigen noch übrigen Senatoren das Elend und den Fall der Republick bejammert und gesehen, daß nun ihre Stimmen nur zum Scheine noch gesammelt wurden, um den herrschsüchtigen Anschlägen des Tyrannen eine desto größere Gültigkeit, und beim gemeinen Haufen das Ansehn eines vollgültigen Rathschlusses zu geben, indeß sie sich wohl bewußt waren daß Zwang und Furcht die Triebfedern ihrer Handlungen gewesen waren. Aber die Zeiten hatten sich geändert, niemand wagte es Widerspruch dem allgewaltigen Julius zu thun, und keiner ließ hinter der freundlichen Larve merken, wie ihm der Schmerz und gekränkte

Paterna

Vaterlandsliebe Thränen in die Augen treten ließen. Man stimmte in die Triumphgesänge des Pöbels mit ein, aber heimlich wünschte jeder Edeldenkende, daß diesen Usurpator der Freiheit Roms, diesen Sieger in den Feldern Pharsaliens und am Nil, ein Wurfspeer oder die Schärfe eines Bürgerschwerdts ein Ende gemacht haben möchte; aber keiner wagte es diesen schrecklichen Wunsch laut werden zu lassen.

Stumme Verzweiflung herrschte in dem Anblick eines jeden, und verbissener Zorn durchwühlte aller Römer Herzen; Günstlinge des Dictators setzten Pläne durch, wodurch sie ihn immer höher hoben, immer eine Würde nach der andern ihm zuschanzten, indeß die ehrwürdigen Väter des Staats zu nichtsbedeutenden Jäherrn herabsetzten und bloß als Wuppen den Schein eines Freistaats vorstellen helfen mußten. —

Da erschien dann, wie vom Himmel gesandt, Brutus, der düstre, verschlossene und rachsüchtige Mann, und verschwor sich mit einigen wenigen Senatoren, deren Seele nach Freiheit seufzete, und die doch keinen andern Ausweg sahen, dies verlorrne Kleinod wieder zu erlangen, als die Ermordung Cäsars. Armeen konnten sie ihm nicht entgegen setzen, dann dies war ein zu großes Unternehmen für ihre Schwäche, da beson-

ders

ders ihr Feind den gemeinen Hauffen durch Korn- und Länderverschenkungen, so wie durch öffentliche Spiele, wodurch er ihre Aufmerksamkeit von seinen Unternehmungen abzog, so schlau auf seine Seite zu ziehen gewußt hatte.

Die unterdrückte Schwäche nimmt ihre Zuflucht zur List, und sie richtet dadurch oft mehr aus und rächet sich schrecklicher für erlittene Mishandlungen, als die bewafnete Macht, wo von noch in unsern Tagen so deutliche Data vor den Augen liegen.

Auch war es nicht so ganz ungewöhnlich im römischen Staate, Feinde und herrschsüchtige Köpfe auf dem kürzesten Wege aus der Welt zu schaffen. Das Capitol hatte schon das Blut der unruhigen Grachen fließen gesehen, und vor kurzem noch war der große Pompejus an dem Ufer des Nil's meuchelmörderischer Weise umgebracht worden.

Also Cäsar todt und der Staat frei, war die Lösung wodurch Brutus und Casca, Cassius und die übrigen Mitverschwornen an heiliger Stätte sich umarmten und von einander schieden. Der schwarze trauerbewölkte Tag, der 15. März erschien und alles harrete mit stummen fürchterlichen Schweigen, auf des Dictators Erscheinung in
der

der Versammlung der Väter des Staats. Jedem der zuletzt bis auf 60 und mehr angewachsenen Zahl der Verschwornen schlug das gepresste Herz mit stärkern Schlägen an den unter der Toga versteckten geschliffenen Dolch, und furchtsam, daß ein Seufzer aus beklommner Brust ihn ver-rathen möchte, stand jeder still und rubig, den starren Blick zur Erde gerichtet da, eingehüllt, um das blaße Gesicht nicht zu zeigen und ent-deckt zu werden.

Endlich erscheint der Alleinherrscher des rö-mulischen Stammes in einer Sänfte getragen, und unterwegs noch werden ihm Zettel und Briefe eingehändiget worinnen man ihn warnt heut an dem durch so viele Vorbedeutungen so traurigen Tage, in die Curia zu gehen; allein mit einer unverzeihlichen Nachlässigkeit steckt Cä-sar diese, von etnigen Mitverschwornen selbst ge-schriebene Warnungen, ungelesen ein, und ver-lacht die ungünstigen Omina des Tages als Er-findungen des Aberglaubens. Ich übergebe hier die von den Opferpriestern und Zeichendeutern ihm gestellten Prognostika, so wie den schrecken-den Traum seiner Gemahlin in der letzten Nacht, weil es in heutigen Zeiten spätere Erdichtungen oder Hirngespinnste einer erhitzen Einbildungs-kraft zu seyn scheinen. Kurz unbesorgt eilt Ju-lius, der von der unsferblichen Götin, aus Pa-
phos

phos, der Venus und ihrem Abkömmling dem trojischen Fürsten Aeneas seinen Ursprung herleitete, dem unvermeidlichen aber für ihn zu schnellen Schicksal entgegen. Mit einer allgewaltigen Herrschermine tritt er als Consul des Jahres vor seinen mit Gold und Eisenbein geschmückten Thron um einen Vortrag, wichtige Entwürfe in sich fassend, zu halten; — aber, hier war es, wo dein Lebensgenius o Cäsar mit Unwillen die Fackel zur Erde warf, und sie, flammend im hellstem Lichte, stampfend austrat, daß selbst sein Fußtritt den Erdkreis erschütterte. Mit gezücktem Stahl dringen die beiden Brüder Brutus nebst ihren Verbündeten herzu und von hinten zu stößt ihm Casca den ersten Dolch in die linke Schulter. Ein zweiter Stoß und noch einer, und Cäsar fühlt, daß der so oft vergötternde Zuruf des Volks ihn doch nicht unsterblich, ihn gegen mörderische Feinde nicht sicher gestellt hat. In demselben erblickt er seinen vertrauten Brutus auf sich eindringen, um ihm durch einen kalten Stich ins Herz Dank und Rache fühlen zu lassen.

„Auch du, mein Sohn, unter meinen Mördern! Mit diesen Worten hüllet er sich in seine Loge um auch im Fallen die Anständigkeit nicht zu verletzen, und 20 Stiche erboster Feinde senden seinen großen und vielumfassenden Geist zu früh der Versammlung vergötterter Helden im Eliso zu.

Man hatte beschlossen, den andern Consul Antonius, der nachher so berühmt durch Unruhen, Morde und Schwelgereien wurde, auch mit zu ermorden; und wohl hätte man daran gethan, allein in dem Bude des Schicksals Roms war anders geschrieben. Ein Wink des Trebonius nicht öffentlich zu erscheinen, rettete diesen Bund dieses Ungeheuer von Schandthaten, und ihn bewahrte der Regierer der Begebenheiten dieses Erdenrunds auf, um die durch den Luxus und die Weichlichkeit Asiens verderbte Brut Italiens fühlen zu lassen, welche Grausamkeiten sie bei Zertrümmerung des bewohnten Erdkreises begangen hätten, und wie das wahre Glück nicht darin bestünde, weiltäuftige Königreiche erobert, entfernte Provinzen unterjocht und freien ruhigen Völkern das Joch der Knechtschaft übergeworfen zu haben.

Todtenstille herrschte nun in Rom; die Mörder Cäsars flohen aufs Capitol; Antonius suchte sich durch einen Anhang sicher zu stellen, und wiggelte das Volk auf. Nie hatte ein Fürstenmord wichtigere Folgen als dieser, und es konnte auch nicht anders kommen, in einem kränklichen Freistaate der eben in eine Despotie oder Monarchie überzugehen im Begriff steht, wo durch Zeit und Gesetze noch nicht bestimmt ist wer den Scepter erben soll; hier muß freilich die Epoche

N. U. II. Band. G ber

verwirrter werden als in einem Reiche, wo schon beim Antritt der Regierung eines Fürsten und oft länger noch vorher bestimmt wird, wer nach ihm auf dem Throne sitzen soll.

Doch diese Wirkungen zu verfolgen liegt außer unserm Gesichtskreise. Wir kehren zu den Mördern des Dictators zurück.

Da kommen sie vom Capitol herab, vom Volke, durch eines Cicero und anderer Fürsprache, begnadigt. Allein lange vermögen sie nicht dem unruhigen und parteisüchtigen Antonius zu widerstehen; und obgleich dieser als Feind das Vaterland, den Schauplatz seiner Intriguen, das tumultuarische Rom zu verlassen, gezwungen wurde, auch in den Gefilden bei Modena ein wichtiges Treffen verlor, so suchte er doch immer noch seine herrschsüchtigen Entwürfe auszuführen, unter dem Vorwande, die Mörder Cäsars zu vertilgen. Und warlich, nie rächte sich eine Schandthat an dem Vollzieher derselben mehr als diese. Schwermuthsvoll und stumm in sich gefehrt irrte der Anführer Brutus herum; das Glück schien ihn verlassen zu haben, und die beständige Vereitelung seiner Entwürfe stürzte ihn in einen, der Verzweiflung immer mehr sich nähernden Trübsinn, der endlich in der Nacht vor dem unglücklichen Treffen bei Philippi, so weit gleng,

gieng, daß er beim Schimmer seiner nächtlichen Lampe, in seinem Zelte, schauernd die bösen Thaten mit der schrecklichen Zukunft abwägend, ein Gespenst zu erblicken glaubte. Doch wer weiß nicht die bekannte Erscheinungsgeschichte aus Plutarch's Biographien. Schrecken erfüllte das Lager der Mörder Cäsars, das blutige Morgenroth bezeichnete schon die Spur des schwarzen Tages, und noch floh die Ruhe von den Augenlidern des erschrockenen und stummen Brutus. Die Tuba erschallt, und tönt fürchterliche schwarze Ahnungen, durch die zitternden Glieder der Vertheidiger der Freiheit Roms. Die Schlacht beginnt und Brutus wird geschlagen. Unfähig aus seiner Betäubung sich zu reißn, kann er die Ordnung durch angemessne Befehle nicht wiederherstellen. Eine zweite Schlacht — und Brutus wird geschlagen. So viel Schande kann sein unblegsames Herz nicht ertragen, er wünscht den Tod in der Schlacht zu finden, allein auch aus dem wüthendsten Getümmel wird er unverfehrt mit fortgeriffen. Cassius der Anführer des andern Flügel giebt alle schon sich zeigenden Vortheile auf und stürzt sich verzweiflend über sein Schicksal ins Schwert. Brutus verlangt man soll ihn umbringen, aber keiner will die Hand mit seinem schwarzen Blute besudeln. Unwilling reißt er das mörderische Eisen aus der Scheide und stößt es sich mit verbissner Wuth in sein rachsüchtiges Herz.

So endete das Leben zweyer der wichtigsten Fürstenmörder, die durch ihre erhabene Geburt und durch ihre kühne That eine vorzügliche Rolle auf diesem Schauplatz spielten.

Die folgenden Jahrhunderte liefern uns noch viele ähnliche Begebenheiten, deren Folge aber lange nicht von der Wichtigkeit, so wie die Unternehmer derselben ohne Geistesgröße, und oft nur Maschinen waren, die den Stahl in der Fürstenbrust senkten, und daher übergeb ich sie, denn neuere Gegenstände winken mich näher an sich:

In den Lehren der wohlthätigen christlichen Religion, die doch die Rechte der Fürsten und Obrigkeiten eben so sehr, als die Rechte jedes einzelnen Menschen sichert, in den Lehren dieser geheiligten Religion selbst suchte man — kaum läßt sich denken — neue Beschönigungen dieser Unthaten. Beweise giebt schon die Geschichte des orientalischen oder griechischen Kaiserthums. Doch was brauch ich erst lange an den Gestaden des schwarzen Meeres zu weilen, da ich die Beläge dazu in der Nachbarschaft bei unsern Vorgängern und Mustern in Ton und Moden, bei den lustigen und grausamen Bewohnern Galliens finde. Hier beweiset ein Clement, ein Kavaillas, in Damien, alle 3 mordende Ungeheuer großer Für-

Fürsten, daß Pfaffengeist und irrige Religionsbegriffe zu den scheußlichsten Unthaten fähig sind.

Jacob Clement ein Mönch aus dem Orden des heiligen Dominikus war mit diesen satanischen Grundsätzen angefüllt, daß man, um dem alles liebenden Gotte und dem Versöhnlichkeit predigenden Evangelio einen Dienst zu erweisen, auch wohl den Thron eines erhabenen Monarchen mit seinem Blute besudeln könnte. Heinrich III. König von Frankreich lag in Verbindung seines Verwandten, Bundesgenossen und Nachfolgers vor Paris, um diese zum Aufruhr und Tumult stets so geneigte Stadt, und die in ihr sich vertheidigenden Anführer des heiligen Bündnisses (Ligue) zu züchtigen und seine unumschränkte Macht wieder empor zu heben. Allein was vermochte sein starkes Heer und alle tapfere und kluge Angriffe seines Vettern Heinrich des Vierten, gegen schwärmenden Fanatismus und alles verwüstende Rebellen, die ihn sogar der Krone verlustig schon erklärt hatten, und nun alle Mittel brauchten um ihre Rache gegen einen König an den Tag zu legen, der sich unter den Schutz eines Ketzers begeben hatte. Ihr Werkzeug war der ebengenannte Clement. Er drang ins Lager bis ins königliche Zelt, verlangte mit dem Monarchen zu sprechen, und stieß ihm während der Unterredung das geweihte Messer ins Herz. Er entfloß,

anfloß, aber Heinrich III. fühlte nur zu sehr die Töblichkeit seiner empfangenen Wunde, er übergab Scepter und Krone dem großen nachmals so berühmte Heinrich aus dem Hause Bourbon, dessen Nachkömmling noch izt den Wankelsinn eines rebellirenden Volke mit Furcht und Schrecken erfährt.

So war es der List eines bigotten Pfaffen gelungen den 1. Aug. im Jahr 1589. zu Saint Cloud den letzten Zweig der französischen Herrscher aus dem Hause Valois zu vertilgen; allein den folgenden Regenten Heinrich IV. erwarteten noch größere Lebensgefahren und Intriguen. Der mit allen Schandthaten erfüllte Orden der Gesellschaft Jesu (Jesuiten) verbreitete seine in der Hölle geschmiedete Grundsätze immer weiter, daß man, um der Religion willen einen Fürsten bekriegen, verfolgen und endlich gar ermorden könne. In Predigten hörte und in Schriften las der Pöbel diese mit gleißnerischer Frömmigkeit vorgebrachten Sätze, wodurch das Wohl der Menschheit untergraben, Pfaffenspotie überall ausgebreitet, und alle edle Verbindungen unter Freunden und Verwandten aufgehoben werden, kurz, wodurch die Menschen zu Teufeln und die Welt zur Hölle umgeschaffen werden sollte, und das von einer Gesellschaft die ihren Namen von dem erhabensten Menschenfreunde entlehnte. Ha! wem überfällt
hier

hier nicht Schauer und Entsetzen, wenn er sieht wie Männer, die sich zu Lehrern der Menschheit aufwerfen, sie zu solchen verruchten und entehrenden Schandthaten aufmuntern, und lange Zeit ihre Brüder in Unwissenheit und Dummheit zu erhalten wissen.

Auch an Heinrich dem Vierten wurden die schwarzen Abgeordneten des Lucifers zu Rittern, da sie durch wiederholte Versuche diesem angeblichen Keger, den man vertilgen müsse, aus dem Wege räumten. Umsonst hatte dieser König öffentlich aus Politik die katholische Religion angenommen; umsonst begnadigte er seine Feinde und die Rebellen: umsonst glänzten seine Tugenden und Regententalente hervor; eben dieses machte nur daß man desto schleuniger auf seinen Untergang losarbeitete, weil man ihm als einem ehemaligen und noch heimlichen Calvinisten, der nur aus Staatsflugheit den Pabst als Christlichsthabaren Statthalter auf Erden anerkannt hatte, der, um Frankreichs Wohlstand zu befördern, seine ehemaligen Glaubensgenossen eben so beschützte als seine neuen und in dessen Regimentsdiademe das berühmte Edict von Nantes ein schimmerndes Kleinod bleiben wird, immer noch nicht trauen wollte. Im Jahr 1594 am 27. December, drang der von jesuitischen Grundsätzen begeisterte Sohn eines Pariser Kaufmannes Johann

hann Chassel, achtzehn Jahr erst alt und doch zu solch einem Tübenstücke schon abgehärtet, in Heinrichs IV. Zimmer, und stieß da dieser eben einen seiner Hofleute umarmen wollte, mit einem Messer nach dem Könige; er verwundete ihn aber nur die Lippe und stieß ihm einen Zahn aus. Man ergrif den Bösewicht und er gestand, er habe seinen abscheulichen Vorsatz seit langer Zeit gefaßt, weil er glaubte, dadurch der Religion einen Dienst zu erweisen, wenn er einen König umbrächte, der noch nicht vom päpstlichen Banne losgesprochen und also kein Mitglied der wahren Kirche sey. Er bekannte zugleich, daß er 3 Jahre lang bei den Jesuiten studiret und bei ihnen sowohl als an andern Orten öfters gehört habe, es sey erlaubt den König zu ermorden. Diese abscheuliche Lehren fand das Parlament bei der Untersuchung nur zu wahr, denn man traf unter andern bei seinem Lehrer, den jesuitischen Professor Guirnard, einen, schon zur Zeit der Ermordung Heinrichs III. geschriebenen Aufsatz an, worin bewiesen wurde: es sey erlaubt den König zu tödten. Der Lehrer empfing die gebührende Strafe seiner boshaften Lehrsätze und Chassel zierete den Galgen; auch wurden damals schon alle Jesuiten durch das Parlament zu Paris und einiger andrer aus ihren Gerichtsbarkeiten verbannet, um diese ansteckende Brut von andern Menschen zu entfernen; zugleich befahl

der König eine Pyramide aufzurichten auf welcher diese Schandthat erzählt und die Jesuiten als Anstifter davon angegeben wurden.

Über noch ruhete die Kabale nicht, diesem erhabenen Fürsten nachzustellen, und es gelang ihr endlich auch zu triumphiren. Ganz Vater seiner geliebten Untertanen, gekrönt mit Ruhm und Ehre, war Heinrich IV. eben im Begriff einen der wichtigsten Entwürfe zum völli'g'n Glanze Frankreichs auszuführen, als er von der mörderischen Hand eines Ravailiac darin gestört wurde. Dessen schon hatte man ihn vor seinem gewaltsamen Tode gewarnt und schon viele Anschläge der Muehelnörder waren entdeckt worden, daher es leicht zu erklären ist, da sich die Gefahren täglich mehrten, und man ihn an vielen Orten schon zum voraus tod sah, wie Heinrich an seinem Todestage so schwermüthig, und gegen die Prophezeihungen der Wahrsager so leichtgläubig seyn konnte. Den 14. März des Jahres 1610, fuhr dieser Monarch voll Unruhe, in Begleitung einiger Hofleute, um sich zu zerstreuen, zu seinem Vertrauten und Rathgeber dem Herzoge von Süilly ins Arsenal. Immer höher wuchs seine Angst und er seufzete und betete fast ununterbrochen. Endlich kam der Wagen in eine enge Gasse. Einige beladene Karren machten, weit sie ihm entgegen kamen, daß die königl. Kutsche

III

still halten mußte. Die Bedienten, um nicht gestoßen zu werden, gehen bei Seite, indeß tritt der verruchte Bösewicht aus Angouleme, Francisus Navaillac auf ein Rad des Wagens worin der König sitzt, und stößt ihm mit einem Messer 2 Wunden in die Brust, wovon die zweite so genau abgemessen trift, daß Heinrich sogleich tod darnieder sinkt. Der Mörder wird ergriffen und mit den verdientesten Strafen zum Tode verurtheilt.

Es war die abscheulichste Schwärmerei des abergläubischen und unchristlichen Eifers für die Religion, oder vielmehr für ein Fantom und Unding was man Religion nannte, welche das Messer in des besten Königs Herz stieß. Die Menschheit überfällt ein schauerndes Entsetzen, wenn sie bedenkt, daß der beste und gütigste Monarch mitten in seiner Hauptstadt von einem Elenden, den er niemals beleidiget hat, ermordet wird. Und alles dies geschieht unter einem Volke, das diesem Fürsten allein seine Ruhe und Glückseligkeit verdankt, das seine Regenten enthusiastisch bis an den Himmel erhebt, sich des Vorgangs in Erfindungen und Gelehrsamkeit, vor andern Europäern rühmt, und pralerisch seine Moden und Sprache allen Nationen, so wie seine Laster und den neugebornen Freiheitschwandel aufdringen will, dabei aber bisher sich immer als

das

daß Ideal der Unbeständigkeit, Ausschweifung, Leichtsinngkeit und Rachsucht gezeigt hat.

Ravaillac gestand, daß sein Vorsatz den König zu morden daraus entstanden sey, weil Heinrich, nach dem allgemeinen Gerücht, im Begriff stehe, den Papst und die katholischen Fürsten zu bekriegen, und weil er die Ketzer oder Huzenotten nicht ausrotten, noch sich zu röm. Kirche zu bekennen, sie zwingen wollte. Er bekannte daß er aus den Predigten seiner Zeit diese Gründe gelernt habe, wegen welcher es nötig sey den König umzubringen. Dabei aber leugnete er hartnäckigt, daß ihn jemand zu dieser That gereizt habe; allein man sah aus seinen Reden deutlich, daß bloß fanatische Verstockung ihn zu diesem Bekenntniß bewog, denn izt ist es beinah gewiß gemacht, daß die Ermordung Heinrichs IV. zwischen den spanischen Ministern, den Jesuiten und dem Herzoge von Evernon verabredet worden sey.

Franciscus Damien versuchte eine ähnliche That an dem Könige von Frankreich Ludwig XV. 1757 den 6. Jan., in eben dem Winter, da unser unvergessliche Friedrich der Einzige, durch die schwarze Unternehmung eines Glasau, vergiftet werden sollte. Beide schändliche Anschläge aber vereitelte die allesbeschützende Vorsehung. Nur
das

Das Schicksal der beiden Bösewichter war verschieden; indes der große-philosophische Geist aus Sans Souci seinen vertrauten Kammerlaken begnadigt, und ihn nur in enge Verwahrung bringen ließ, weil ihm an der Verschwiegenheit dieses so verruchten Unternehmens, das durch höhere Triebfedern gewiß geleitet wurde, gelegen war, ließ seine Allerchristliche Majestät den gedachten Damien durch alle ersinnliche Martern bis an den langsamsten Tod, die Strafe seiner Bosheit abbüßen, ja die Fleischergilde in Paris erbot sich sogar, ihre Kunst, durch Abziehung aller Häute des Königsmörders, hier öffentlich zu zeigen.

Zur Ehre Deutschlands muß ich endlich noch bekennen, daß es unter allen seinen Regenten keinen aus Religionshaß hat ermorden sehen. Zwar sind Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und Johann Herzog von Schwaben auch ein Beweis, wie weit Regentendespotie die rachsüchtige und lange gereizte Hitze eines Mannes bringen könne, allein — — doch besser ist ich erzähle.

Kaiser Philipp aus dem schwäbischen Hause der Hohenstaufen hatte schon lange seine Prinzessin Kunigunda dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach zur Gemahlin versprochen. Allein es war ihm entweder mit diesem Versprechen nicht
Ernst

Ernst gewesen, oder er hatte seine Gesinnungen aus wichtigen Gründen ändern müssen. Kurz der Wittelsbacher mußte seine Wünsche nach Künigunden sich vergehen lassen, und bewarb sich um die Tochter des Herzogs Heinrichs von Vohlen. Um bei diesem besser aufgenommen zu werden, bat er den Kaiser Philipp um Empfehlungsschreiben an den Herzog. Hier aber zeigte der deutsche Monarch einen häßlichen Zug seiner Seele, gegen den ehemaligen Freund und Vertrauten, denn, statt ihn in den Briefen zu loben, schilderte er ihn als einen boshaften, grausamen wilden Mann. Der schlaue Pfalzgraf argwöhnte nichts gutes, erbrach den Brief unterwegs, fand den widrigen Inhalt, und beschloß sich durch den Tod des Kaisers zu rächen. Er kehrte sogleich um an den Hof Philips zu Bamberg, und wußte sich lange Zeit geschickt zu verbergen, ja sogar in des Regenten Vertrauen einzuschmeicheln. Endlich ersah er seine Gelegenheit, da er sich auf dem Zimmer des Kaisers, der etwas unpäßlich sich befand, nebst 2 andern Herren voll Zutraulichkeit ihm näherte, und gleichsam zum Scherz sein Schwert entblößte. Philipp befahl ihm das Gewehr einzustecken, weil hier nicht der Ort sey damit zu spielen; allein der Pfalzgraf Otto verwandelte den Scherz in Ernst, machte dem Kaiser harte Vorwürfe wegen seines entzogenen Versprechens sowohl, als wegen des

Schänd-

schändlichen Uriasbriefes und stieß ihm das Schwerdt in die Brust. Der Mörder entfloß, wurde aber ein Jahr nachher (1209) in die Reichsacht erklärt, in der Gegend von Regensburg gefangen und sogleich entleibet.

Das zweite Unglück wiederfuhr dem Sohne des großen Rudolphys, dem ersten Kaiser aus dem Hause Habsburg. Seinem Vater an Edelmuth, Gerechtigkeitsliebe, Regententugenden und Gnade ganz unähnlich, hatte Albrecht I. seines Mündels und Bruderssohnes, des jungen Herzogs Johann von Schwaben Herzogthum im Besitz genommen, und schien dasselbe nicht herausgeben zu wollen. Schon war er oft darum erinnert, schon oft hatte Johann ihm gezeigt, daß er volljährig sey, und daß er nun seine Erbländer selbst regieren könne. Nichts half bei dem eigennützigen Kaiser der durch seine Ländersucht alle Liebe der deutschen Nation verlohren hatte. Auch nicht einmal die Graffschaft Riburg wollte er seinem Neffen herausgeben. Nun sah Johann deutlich worauf es abgesehen war, und einige Mißvergnügte von Adel bestärkten ihn in dieser Meinung, daß sein Ohm ihn zum geistlichen Stande und zu Abtretung seiner Länder zwingen würde. Dadurch wurde des Prinzen Mißmuth und Widerwille in Rachsucht verwandelt, und diese verleitete ihn grausame Mittel zu ergreifen.

Er verschwor sich nebst dreien seiner Begleiter, Rudolph von Wart, Balthar von Eisenbach und Ulrich von Palm, wider des Kaisers Leben. Noch einmal ließ der Prinz von Schwaben durch den Bischof von Straßburg um Abtretung seiner Erbländer anhalten, allein auch diesmal schlug es ihm Albrecht aus. Nun war das Vorhaben reif. Der Kaiser hielt sich eben mit einer Armee zu Baden im Nargau auf, da er durch seine unerbittliche Härte und durch die drückenden Grausamkeiten seiner Landvögte, die treuen Schwelger zum Abfall gereizt, und nun bereit war sie seine habüchtig Rache empfinden zu lassen. Vorher aber wollte er noch seine Gemalin in Rheinfelden besuchen. Prinz Johann und die andern 3 Verschwornen begleiteten ihn. Als sie an den Fluß Reuß in der Schweiz kamen, drängten sie sich an den Kaiser, um mit ihm zugleich über den Fluß gesetzt zu werden. Dies geschah und das übrige Gefolge mußte zurück bleiben. Sobald sie sich jenseit des Flusses beim Kloster Königfelden weit genug entfernt hatten und mit dem Kaiser allein sahen, ermordeten sie ihn plözlich auf die schrecklichste und grausamste Art. Die Mörder retteten sich mit der Flucht, mehr von ihrem Gewissen als von Menschen verfolgt. Prinz Johann irrte lange herum und starb endlich in einem Kloster zu Pisa. Der einzige von Barth wurde gefangen, und an dem Orte wo Albrecht 1308 war ermordet worden, lebendig gerädert. Ge

7 Gegen diese wenige Unholde die Deutschlands Ehre verdunkeln, stellen andre Reiche noch eine stärkere Anzahl auf und — doch ich bin es müde die Bosheit zu verfolgen; der Pinsel fällt mir willig aus den Händen, wer Lust hat mag dies schreckliche Gemälde ganz vollenden.

R—d—r.

III.

Frohleichnamtsfest und Erleuchtung der Peterskirche am Peterstage in Rom.

Fragment aus dem Tagebuch eines Reisenden in
Italien.

Die Feierlichkeiten am Frohleichnamtsfeste und die am Peterstage, gehören zu den importantesten und sehenswürdigsten in Rom. Erstere bestehen in achttägigen Prozeffionen der gesammten römischen Clerisei, bei welcher Gelegenheit die größte Pracht der Kirche aufgeboten wird, um die Augen rechts gläubiger Zuschauer zu weiden — und zu blenden. Die Prozeffion am 19. Junius war die feierlichste und glänzendste von allen, weil der Pabst Pius VI. sie selbst hielt. Die der Peterskirche nächsten Gassen, durch welche der Zug ge-

hen sollte, wurden schon mehrere Tage vorher dazu vorbereitet, wider die Sonnenstrahlen mit Leinwand überspannt, das Pflaster mit weissen Sand bedeckt, die Häuser mit Teppichen behangen, und zu beiden Seiten amphitheatralische Gerüste für die Zuschauer errichtet.

Schon um 7 Uhr am Morgen des Festes zog eine große Menge Menschen beiderlei Geschlechts von allen Ständen und Alter in Feierkleidern nach der Basilika von St. Peter, wo sich die Prozession versamlete. Die majestätischen Säulengänge dieses herrlichen Tempels dufteten, so wie der mittlere schöne Platz und die Gassen, von unzähligen gestreuten Blumen, Lorbeer- und Myrtenzweigen. Die Gerüste und alle Fenster der Häuser waren mit den schönsten Römerinnen besetzt. Nie sah ich so viel höchst schöne Weiber und Mädchen mit sehr griechischem Profil und von stolzem Wuchs, versamlet, als hier.

Gegen 9 Uhr nahm die Prozession ihren Anfang. Eine große Anzahl singender Schul- und Waisenkneben zogen mit brennenden Wachskerzen in den Händen, und von einigen Gliedern päpstlicher Leibwache geführt, voran. Ihnen folgten eine Menge Mönche der verschiedenen Orden in ihren eigenthümlichen Ordenskleidern, die Seminaristen, die Priester der Pfarrkirche und die vor-

A. U. II. Band. H nehme

nehmsten Domkapitel von Rom. Zur Unterscheidung der letztern wurden jedem besondern Stifte große Glocken und seine Baldachine oder Zelte mit dem Namen des Stifts vorgetragen. Diesen folgte eine Zahl von 900. bis 1000 Stadts- und Landpriestern mit vierfachen brennenden Wachskerzen. Fünf Römische von Adel trugen dann, begleitet von den Konsistorial-Advokaten, den Prokuratoren und Richtern der Rota Romana, und vielen Prälaten, die drei einzelnen und die dreifache reich besetzten goldenen Kronen und den Bischofshut des Papstes. Hierauf folgten endlich die Großkreuze oder Generale der vier geistlichen Orden, vier Kardinäle in schimmernden mit Gold, Perlen und Edelsteinen gestickten Rohrkleidern, von einer großen Menge geistlicher und weltlicher Bedienten begleitet; und zuletzt verschiedene Bischöfe, von welchen der Bischof der griechischen Kirche am herrlichsten geschmückt war. Nachdem diese lange Prozession wenigstens zwei Stunden gedauert hatte, und in feierlicher Stille vorbeigezogen war, kündigte der Donner der Kanonen von der nahen Engelsburg und das Geläute der vielen hundert Glocken in Rom die Ankunft des Oberhaupts der katholischen Kirche an. Ich gestehe, daß sein Anblick stärker auf mich wirkte, als ich wie ein unbefangener Zuschauer vermuthet hatte. Aber man kan sich auch keine so schöne und malerische Gruppe denken,

als

als diese war. Auf einer breiten Tragbaare ward der ehrwürdige schöne Greis (denn das ist der jetzige Pabst) auf den Schultern seiner Trabanten, unter einem von Vornehmen von Adel gehaltenen köstlich gestickten Thronhimmel einhergetragen. Der Schritte der Träger war so gleich und langsam, daß der Betragene gleichsam zu schweben schien. Er knicete an einen vor ihm befindlichen kleinen Altar, worauf das Venerabile (die geweihte Hostie) in einer mit vielen großen Brillanten eingefassten Kapsel etwas erhöht stand. Ein weißes mit Gold gesticktes weites Gewand hing über seine Schultern, umgab selbst den Altar, und fiel in großen wallenden Falten von allen Seiten über die Baare bis auf die Träger herab. Er war in dieses Gewand gleichsam eingehüllet; so daß man von dem Körper selbst nur die aufgehobenen und gefalteten Hände und das entblößte graue Haupt sah. Der Mund bewegte sich im stillen Gebet, und die gen Himmel blickenden Augen schienen in Thränen zu schwimmen. Der Ausdruck seines Gesichts war erhabene inbrünstige Andacht. Man darf sich nicht wundern, daß diese ganze so glücklich ausgedachte und komponirte Scene eine fast unglaubliche Wirkung auf die vom Aberglauben betäubten Sinne des römischen Volks hervorbringt, und es ist unmöglich, ohne innere Bewegung diesen erschütternden Eindruck zu be-

merken; so sah ich, als die Kanonen von der Festung und das Geläute der Glocken die Erscheinung des Papstes verkündigten, das zu Tausenden versammelte Volk, selbst ehe man ihn erblickte, wie niedergedonnert auf die Knie hinfallen, dann beim Anblick ihres geistlichen Oberhauptes sich an der Brust schlagen, bis auf die Erde beugen, und mit weinenden Augen sich wieder erheben. Hier ist für einem Menschenkenner und Beobachter reicher Stoff zu physiognomischen und psychologischen Bemerkungen. Einige fürstliche Generale folgten dem Papst, und eine große Zahl von Trabanten, Leibgarden zu Fuß und zu Pferde, und Schweizergarden mit glänzenden Harnischen und Helmen von Stahl bedeckt, beschloß den ganzen Zug, welcher, obwohl der Weg selbst nur kurz war, dennoch beinahe fünf Stunden gedauert hatte. Der Papst bestieg bei der Rückkunft in der Peterskirche den Hochaltar, ertheilte der unzähligen Menge den Segen, und nun eilte ein großer Theil des kurz vorher so tief gerührten Volks — nicht etwa zu seinen Geschäften — sondern zu den Weingelagen zurück, die sich dort oft in rasende Bacchanale verwandeln, und gewöhnlich mit Messerstichen und Mord endigen. So wenig vermag die geistliche Regierung in Rom, jenen scheinbaren Eindruck zum Vortheil ihrer Unterthanen anzuwenden, um dadurch die verruchten Ausbrüche ihrer so gewohnten Mordsucht zu hemmen. Ohne

Ohne Vergleich interessanter als jene Funktionen war die mir unvergeßliche Feier des Peterstages am 28sten Junius. Nachdem nemlich der Pabst selbst Vormittags ein Hochamt gehalten, und Nachmittags der neapolitanische Konnetable, Fürst Kolonna, die feierliche Uebergabe des vor Sr. Heiligkeit knieenden Schimmels, des bekannten neapolitanischen Tributus gethan hatte, ward Abends die Peterkirche, vom obersten Kreuz ihrer Kuppel bis auf ihre Grundpfeiler herab, erleuchtet. Ein Anblick, dessen große Wirkung keine Darstellung eines Malers oder Dichters zu erreichen vermag. Meine auf's höchste gespannte Erwartung davon ward unendlich übertroffen, als sich von der Engelsbrücke über die Tiber hinaus das unvergleichliche Schauspiel der erleuchteten Kuppel mir darstellte. Ich glaubte am nächtlichen Himmel die Erscheinung eines Gestirns, daß die Gestalt eines Tempels formirte, zu erblicken. Die Peterkirche ist nämlich nach ihren architektonischen Umrissen mit vielen tausend kleinen, mit Oelpapier umzogenen Lampen, erleuchtet, so daß man durch diese die leuchtenden Umrisse ihrer vortreflichen Architektur, und besonders die der majestätischen Kuppel, alle deutlich unterscheidet, und wie in einer phosphorirenden Zeichnung vor sich sieht. — Nachdem ich mich in der Entfernung lange an diesen über allen Ausdruck prächtigen Anblick geweidet hatte,

näher,

näherte ich mich dem Petersplatze, und erwartete dort die zweite größere Erluchtung der Kuppel, die aber an eigentlicher Schönheit der ersteren nicht gleich. Um 10 Uhr ward ein Zeichen mit der Thurmglöcke gegeben, und in dem Zeitraum eines Augenblicks, im eigentlichen Verstande, sah ich einen Feuerguß vom obersten Kreuz nach allen Seiten über die Kuppel gleichsam herabströmen, sah die e von vielen hundert Pechfackeln lodern, und die kleinen Lampen der ersten Erluchtung vor dem hellern blendenden Glanz verschwinden, der sich wie eine stralende in der Atmosphäre um die Kuppel her verbreitete. Einige hundert Menschen sind zur Bewirkung dieser zauberähnlichen Veränderung angestellt. Ein jeder derselben erwartet hinter einer hölzernen Klappe das Zeichen, und beim Schlag der Glocke öfnen alle auf einemmale ihre hölzernen Fensterchen, und zünden mit herausgesteckten Fackeln die vielen hundert an der äußern Kuppel befestigten Pechpfannen an. Ein Schauder ergriff mich bei diesem überraschenden Anblick, und beim Jauchzen der vielen tausend Zuschauer, denen, wie mich viele versicherten, dieses herrliche Schauspiel, obgleich es alle Jahr zweimal wiederholt wird, dennoch jedesmal neu und reizend ist. Auch bleibt es unachahmlich und einzig, weil kein Gebäude in der Welt, was auch parteiische Erzähler dagegen sagen mögen, diesem erhabenen

Tempel an Größe und Schönheit sowohl, als besonders in seiner glücklichen und freien Lage gleicht. Ein großes, gleich nachher auf der Engelsburg abgebranntes Feuerwerk, mag theils wegen der Höhe des Orts, wo es gegeben wird, theils wegen des so berühmten Pfauenschwanzes, oder Girandola, welcher von fünftausend auf einmal steigenden und pläzenden Raketen in der Luft formirt wird, zu jeder andern Zeit sehenswürdig seyn, nur gerade jetzt war ihm die Vergleichung mit dem schönern Anblick der unmittelbar vorher erleuchteten Kuppel höchst ungünstig.

IV.

Möchten alle Großen so denken:

Ein bürgerlicher Rechnungsbeamter, der in fürstl. L... n Diensten angestellt ward, bediente sich in seinem ersten Bericht, den er an den verehrungswürdigen Regierungspräsidenten v. *** abstattete, des gewöhnlichen Schlandrians von Hochpreislich, Excellenz, Hochdieselben u. s. w. worauf ihm dieser adeliche Regierungspräsident folgende Weisung gab: „Wir sind sämmtlich Diener, keiner von uns ist des andern Unterthan, wir sind alle gleich vor dem Gesetz, nur einer dem

dem andern untergeordnet, um der Ordnung selbst willen. Wozu also die Ausdrücke von un-
 terhänig, von hochpreisslich — von Excellenz —
 von Hochdieselben — oder gar von unterthä-
 nigt — ? Ich bitte, sich in Zukunft diesen Be-
 richt, so wie ich ihn corrigirt habe, zum Norm
 unserß Canzleystils dienen zu lassen. — Bloß
 dem Fürsten sind wir unterthan, denn er hat
 noch das Recht, uns Gesetze zu geben, ein oberer
 Diener giebt einem untern Diener bloß Vor schrif-
 ten — Weisungen, und wenn der untere Diener
 so klug handelt, wie in diesem Bericht gehandelt
 worden ist, so hat der obere Diener nichts als
 Lobsprüche zu geben. "

von ***.

V.

Cartoffelgrüße zu machen:

Man kochet die Cartoffeln, die obnehin im
 Frühjahre auszuwachsen und dadurch unschmack-
 haft zu werden pflegen, weich, doch nicht allzu
 weich; schälet die Haut ab, schneidet, wenn sie
 erkaltet, hierauf Scheiben und aus diesen Würfel,
 die man auf einem heißen Ofen oder zur Som-
 merzeit an der Sonne dünne austreuet, und
 unter

unter fleißigem Ummenden so hart dörrer, daß sie ganz glasigt und durchsichtig werden. Ist dieses geschehen, und man hat so viel beisammen, als man auf einmal verfertigen lassen will, so werden sie in die Mühle geliefert, und dem Müller, nach seiner Geschicklichkeit, grobe und klare Grüße hieraus zu verfertigen, übergeben, wobei auch noch zweierlei zu mancherlei Gebrauch nütliches Mehl abfällt. Hierbei hat der Müller die Vorsichtigkeit zu gebrauchen, daß er die Kartoffeln zwar auf eine scharfe Mühle schüttet, die aber von Sand und Kleyen rein seyn muß, weil sonst alles durch den Sand verderbet, und beinahe unbrauchbar würde. In der Wirthschaft lassen sich beide Gattungen von Grüße eben so, wie die aus Weizen, Spelz, Gerste, Haber &c. bereitete, anwenden, jedoch mit dem Unterschied, daß man diese nicht so lange kochen lassen darf, weil sie schon einmal gekocht ist. Der Geschmack von dieser Speise, wie man gewiß überzeugt ist, wird viele reizen, solche oft zu genießen, besonders wenn man die Klöße, so hiervon verfertigt werden, mit kalter Milch einrühret, in das zu Nudeln zu gebrauchende klare Mehl aber etwas mehr Eyer als an anderes, schläget. Die kleinen Klöße, zu Suppen und Ragout, sowohl aus der Grüße als Mehl sind so gut als die aus klarem Semelmehl gemachten.

VI.

Einen für das Wasser undurchdringlichen
Kütt zu verfertigen.

Dieser Kütt ist in Frankreich erfunden, und damit in einer französischen Seestadt eine bewährte Probe angestellt worden. Wegen des häufigen Bauwesens hält man es für nützlich, dessen Verfertigung auch hier bekant zu machen.

Ein am Kai wohnender Kaufmann hatte während der ganzen Fluthzeit seinen Keller immer voll Wasser. Es fiel ihm ein, seine Kellermauern theilweise einzureißen und sie mit nachfolgenden Mörtel wieder aufbauen zu lassen. Seit 10 Jahren hat er nicht einen Tropfen Wasser in seinem Keller gehabt. Das Verfahren ist dieses:

Man muß ungelöschten Kalk, statt in Wasser, in Ochsenblut löschen. Hierauf nimmt man Ziegel, stößt und siebet sie. Diesen Ziegelstaub vermischt man mit dem in Ochsenblut gelöschten Kalk, bis das Ganze die Consistenz eines Mörtels hat, dessen man sich bedient, um die Steine, womit man bauet, zu verbinden. Man überezieht sodann mit dem nemlichen Mörtel; und wenn er trocken ist, welches nicht lange ansteht,

so wird er ein so harter Kutt, daß man, um ihn los zu machen, sich eines gehärteten Stahls bedienen muß. Sollte der Mörtel wegen eines feuchten Platzes nicht trocknen, so bedeckt man die Stelle mit Brettern, die man unterstützt, damit er nur nicht gleich abfällt. Hat er aber einmal angefangen zu halten, so kann man die Bretter wieder wegnehmen, und die Sache ist geschehen.

Man kann sich dieses Mittels bey allen Wasserbehältern und andern der Feuchtigkeit ausgesetzten Werken bedienen. Dabey muß man noch bemerken, daß der auf angezeigte Art gelöschte Kalk sich wie der im Wasser gelöschte aufbewahren läßt, und daß man, um sich seiner zu bedienen, ihn nur mit Ochsenblut wiederum zu benezen braucht.

Sollte nicht eben dieser Kutt etwas mehr verdünnt, einen brauchbaren und dauerhaften Anstrich der Häuser an der Wetterseite abgeben, den man dann nachher, wenn er gehörig getrocknet ist, mit jeder beliebigen Farbe überziehen könnte? Wenn Bauverständige uns hierüber ihre Gedanken mitteilen wollen, werden sie uns sehr verbinden.

VII.

An die Herrn Herausgeber
der Niederrh. Unterhaltungen.

Es verdient gewiß wohl Dank, wenn man dem gemeinbin durch den Schein geblendeten großen Haufen, zeigt: daß der Schein trügt. Ihm zuruft: Freunde laßt euch nicht blenden! es ist nicht ganz so wie ihr glaubt. Mit Vergnügen las ich daher die im 5. Hest, angeführten Anekdoten der französischen Revolution.

So viele Aftersphilosophen und die Zeitungs-
schreiber zu L. und H. sagen uns immer, wenn
das souveraine Volk einen häßlichen Streich
macht, das sind die Aristokraten die alle das
Unheil anfangen, das ist nicht die Konstitution.

Was hat denn nun aber die herrliche Konstitution
anders noch als namenloses Elend, Mord
und Raub, Bruch der heiligsten Verträge erzeugt?
Die großmüthigen Menschenfreunde, die die franz.
N. sie gaben, krönten ja sogleich das Werk selbst,
durch Länderraub und alle Gewaltthätigkeiten,
welche Ludwig der XIV. sich nicht einmal erlaubte,
und erklärten dabei feierlich das liebe französische
Völklein, für das menschenfreundlichste und ru-
bigste

bigste auf Gottes Erde. Aber hat wohl je der bluthürstigste Tyran unter seinen Sklaven ärger gewüthet, als dieses sanftmüthige ruhige Völkchen seit den Jahren seiner köstlichen Freiheit?

Ja spricht man das steht doch nicht in der Konstitution — freilich wörtlich nicht, denn sonst gehörten die weisen Gesetzgeber wohl billig aufs Rad; allein Folge der Konstitution ist denn doch unleugbar, die ihr Freiheit oder Narrheit trunkenen, so oft willkommen heißt, und das goldene Alter nun schon thörichter weise im Geiste heraufziehen zu sehen wähnet.

Ein Magarin, ein Richelieu und wie die Hart-herzigen alle heißen, mordeten und drückten, dennoch blieb den Unglücklichen die Hofnung, daß nach dem Tode jener Unmenschen die Sache sich ändern könnten, und dem Unterdrückten Lust und Recht werden würde, aber nun ist keine Hofnung der Erlösung, indem des souveränen Volkes Suveränitätswurm nie stirbt, und durch die Sklavheit von Bösewichtern zu allen Zeiten noch ver-herrender gemacht werden kann. Denn der eifrige Demokrat Brissot sagte ja neulich in der N. U. selbst, daß dem Volke leicht etwas weis gemacht werden könne — und doch soll durch das Volk Frankreichs Glück gegründet werden. O des Widerspruchs!

Wie

Wie herrlich, höre ich von allen Seiten, ist aber nicht die Gleichheit der Stände! Nun kann der Aristokrat nicht mehr despotisiren, nicht mehr den Armen schinden. Wird der Arme aber nur bloß durch Aristokraten gedrückt? Drückt der Hartherzige aller Stände nicht den Schwächeren? Was ist denn also gewonnen? —

Richtet nur recht, und laßt im Gerichte kein Ansehen der Person gelten, dann wird außer Gericht kein Unterschied der Stände, dem die ganze Natur das Wort spricht, schaden. Kann der Geringste, wie im Preussischen, gegen den Edelmann und etwaigen Bedrucker, ja selbst contra Fiscum sein Recht ohne Sorgen ausführen, so bedarf es keine Gleichheit der Stände; der tugendhafte Bauer wird vom Verständigen doch dem verächtlichen Edelmann vorgezogen werden, des Unverständigen Achtung entbehrt er gern und was man dem letztern zollt, zollt man nicht ihm sondern der Ordnung nur.

Daß die Gleichheit der Stände aber dem Stolze einen Kiegel vorschieben sollte, kann ich besonders nicht glauben, der ich sowohl im Wohnzimmer eines Kaufmanns als eines Grafen eine Stunde auf Audienz gewartet, mit dem Unterschiede, daß ersterer sie mir im Schlafrock und Pantoffeln erteilte. Beide aber sahen von ihrer Höhe

Höhe auf mich herab. Ich machte darauf den
Schluß, daß ein reicher Kaufmann und ein rei-
cher Graf wenn sie Thoren, stets stolz sind.

Vom Neide oder Hunger gequält, ruft indessen
so mancher deutsche Scheinphilosoph uns zu:

Tauchet Bürger! Freie Menschen
Gaben sich Gesetz
Daß der Gleichheit Rechte ehret
Und der freie König schwört
Fest zu halten dies Gesetz.

Sollte man nicht mit mehr Wahrheit so sagen:

Weinet Bürger! irre Menschen
Gaben sich Gesetz
Daß der Pöbel gleich entehret
Der gezwungene König schwört
Fest zu halten dies Gesetz.

Denn ohne Gram liest man ja nicht, wer an-
ders noch ein Herz im Busen trägt, die Ausbrü-
che der Wuth und die Greuel der Neufranken.
Wer in diesem Lande ist noch ein Augenblick sei-
nes Lebens sicher? Und neidische und hungrige
Thoren unsrer Nation ermuntern uns täglich ein
ähnliches Elend uns zu schaffen — Leben gegen
eins, man gebe einem jeden ein schuldenfreies
Ritter.

Ritterguth, und die Freiheitsapostel sind kurtz.
Denn auffer der freieren Luft die sie sodann athmen,
werden sie mehr Menschenkenntnis, woran
es ihnen offenbar zu mangeln scheint, einammeln
können. v. d. R.

art.
Was

VIII.

Auflösung der kryptographischen Aufgabe
im vorigen Heft.

Man darf den Aufschlüsselung selbst nur also lesen,
daß man an dem letzten Wort in der letzten Zeile
anfängt, und dann rückwärts in aufsteigenden
Diagonallinien von der Linken zur Rechten fort
fährt; alsdann kommt folgender Reim heraus,
wie uns derselbe auch von G. D. einem zwölf
jährigen Knaben als Probe einer Auflösung, so
wie hiemit für ganz richtig erklärt, ist zugesandt
worden:

Es geht nicht gerade zu in der Welt
Wißt du, daß dir es wohlgelingen,
Und steht dein Sinn nach Gut und Geld,
So thu mehr krumm, als gerade Sprünge.
Wer redlich ist und liebet das Recht,
Der hat nicht viel und es geht ihm schlecht.

Niederrheinische Unterhaltungen

Eine gemeinnützige

Monatsschrift

fürs Jahr 1792.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DUISBURG

Neuntes Heft. September.

I.

Ein Traum.

Wir träumte, ich wär auf einer weiten Ebene, welche rings umher mit uralten Eichenhainen umgeben war. In der Mitte dieser Ebne stand eine große Eiche auf einem Hügel. Unter ihrem Schatten war ein erhabner Sitz von Rasen errichtet. Eine unzählige Menge Volks erfüllte die Ebne, und vermehrte sich beständig. Endlich erschienen drey ehrwürdige Greise in einfältiger, ehrbarer Tracht, welche sich durch das Gedränge dem Hügel näherten. Jedermann machte ihnen mit Ehrerbietung Platz, und das Gemüth des Volks verwandelte sich in eine tiefe Stille.

Neben mir stand ein alter freundlicher Mann, der völlig das Ansehen hatte, als ob er eine neugierige Frage nicht übel aufnehmen würde. Ich erkundigte mich bey ihm, was dieser Zusammenlauf von Menschen bedeute? — „Haben Sie nicht in den Kalender gesehn?“ — Ich wüßte nicht, antwortete ich. — „Desto schlimmer für Sie, versetzte der Alte; denn wir schreiben heute den letzten May.“ — Um Vergebung mein Herr — „Ach! fiel er mir ins Wort, Sie sind gewiß ein Fremder, sonst würden Sie wissen, daß an diesem Tage in ganz Deutschland das Sittengericht gehalten wird. Heute muß jeder Deutscher, von dem man es verlangt, von seinen Sitten, von seinem Betragen gegen das Vaterland, gegen den Mitbürger, den Freund, u. s. w. Rechnung ablegen. Es stehet jedem frey, alles Pöbliche und Tadelnswerthe was er von seinen Mitbürgern weiß, vor die drei Sittenrichter eines jeden Orts zu bringen; und diese erman-geln nicht, einem jeden nach dem Maaße seiner Verdienste zu begegnen, wie Sie gleich sehen werden.“

Unterdessen hatten die drei Richter auf dem Rasensitze ihren Platz eingenommen, und das Gericht nahm seinen Anfang, ohne andre Feyerlichkeiten, als daß ein Herold mit lauter Stimme das Volk aufforderte, alle vorzüglichen Thaten,
die

Die ein jeder von seinen Mitbürgern wisse, vorzubringen.

Ein Mann, dem Bucher und Procente aus jedem Zuge sprachen, trat hervor, und zog einen Jüngling aus dem Gedränge. „Weise Richter, sprach er, sehet diesen jungen Menschen! Sein sterbender Vater ernannte mich zu seinem Vormund, und übertrug mir die Sorge für seine Erziehung. Was diesem letztern Punkte betrifft, Habe ich freilich weder Kosten noch Mühe gespart; ich war nicht zufrieden, ihm die besten Lehrer zu halten: ich wachte selbst über ihren Fleiß; kurz, ich versäumte nichts, was seine Bildung befördern konnte. — Aber die Vormundschaft? Nun freilich möget ihr euch keinen schlimmern Vormund denken, als ich war. Es ist genug, wenn ich euch sage, daß ich nicht nur sein ganzes Vermögen, so groß es war, an mich zu bringen wußte, — ich gestehe es, der Geiz ist meine herrschende Leidenschaft — sondern — —“

Um des Himmels willen, unterbrach ihm der junge Mensch, Herr Ergon, hören Sie auf! — Ich beschwöre Sie, mein theuerster Herr — —

„Schweigen Sie, Amaryn sprach der Alte; erinnern Sie sich, daß wir vor dem Richtstul der Wahrheit stehen.“

Dem jungen Mann liefen die Thränen über die Wangen.

„Wisset demnach, erleuchtete Richter, und ihr insgesammt, versammelte Deutsche, daß ich besorgte, es mögte mit meiner abzulegenden Vormundschaftsrechnung nicht so ganz gut ablaufen, und deswegen zweimal den Versuch machte, meinem Bündel aus dem Wege zu räumen. — Es wird mir lieb seyn, wenn ihr mir eine umständliche Erzählung dieses Verbrechens schenken wollt. — Meine Versuche mißglückten. Amynt, dessen Verdacht auf niemand, als auf mich fallen konnte, rächte sich nicht an mir. Amynt, der überzeugt war, daß ich ihn geplündert hatte, nahm meine Vormundschaftsrechnungen an, ohne die geringste Einwendung zu machen, ob er gleich durch diese falschen Rechnungen mein Schuldnet wegen einer starken Summe ward. — Ich kannte Sie nicht, Amynt! Ich glaubte Sie wirklich hinter das Licht geführt zu haben; ich ward in dieser Meinung durch ihr demüthiges Betragen bestärkt, als ich Sie aus meinem Hause warf. — Ja, ihr Richter! ich habe ihn aus dem Hause gestoßen, weil mein Geld einem Menschen, den ich um so viele Tausende betrogen hatte, den elenden Unterhalt nicht gönnete. — Amynt gieng und, könnt ihr es glauben? er umarmte mich mit Thränen! Er segnete mich! — „

Amynt

Amynt gieng nach Amerika, und kam nach etlichen Jahren, mit Reichthümern beladen, zurück. — Alles Glück war mit ihm aus meinem Hause gegangen. Amynt fand mich bei seiner Zurückkunft bettelarm. Ich war so unverschämt, ihn wegen der Gelder zu mahnen, die er mir, als seinem Vormunde noch schuldig seyn sollte. Ich kam zu Ihnen, sagte er, um diese Gelder zu bezahlen. Bei diesen Worten legte er einen Beutel mit Gold auf den Tisch, worin ich die Summe doppelt fand, die ich zu fordern haben wollte. //

„Das Unglück und die rächende Hand Gottes verfolgten mich immer mehr. Auch dieses Geld zerrann in meinen Händen. Der großmüthige Amynt that mir zu verschiednen Zeiten ansehnliche Vorschüsse, um meine zerrütteten Umstände wieder herzustellen; umsonst! er bezahlte meine Schulden; auch das war umsonst. — Alles dieses that er durch die dritte Hand. — Ich gerieth immer tiefer ins Verderben. Meine Gläubiger nahmen mir, was mir noch übrig blieb. Ich kam ins Gefängnis. Amynt hatte sein Vermögen erschöpft, um mir aufzuhelfen, aber seine Großmuth noch nicht. Er gieng zu meinen Gläubigern, er bat sie mich los zu lassen. Gönnen Sie, sagte er, dem Manne die Freiheit! Er hat mich erzogen; er hat mir Lehrer gegeben, die meinen Verstand und mein Herz bildeten.

Ihm

Ihm bin ich alles schuldig! Lassen Sie ihn loß, und erlauben Sie mir, statt seiner ins Gefängnis zu gehen. Vermögen habe ich nicht. Aber mit meiner Person will ich für ihn bürgen. „

„ Meine Gläubiger, durch eine so seltene Großmuth gerührt, willigten in meine Freiheit, und waren mit meiner Handschrift zufrieden. Man öffnete mir den Kerker. Ich erfuhr, was Amynt gethan hatte; — mein Herz war wie umgeschaffen. Ich flog zu den liebenswürdigen Jüngling, und warf mich, von Schaam und Reue durchdrungen zu seinen Füßen. Ich wollte ein offenes Geständnis meiner Verbrechen ablegen. — Lassen Sie uns nicht davon reden! unterbrach er mich. Alles, dessen Sie sich jetzt anklagen, wußt ich längst. Aber Sie haben mich gut erzogen. Konnte diese Wohlthat theuer genug bezahlt werden? — „

„ Sehet, Richter! wenn ihr diesem Jünglinge nicht den Preis der erhabenen Großmuth zugeben müßtet; wenn es möglich ist, unter den Bürgern Teutaniens — was sage ich? unter den Bürgern einer ganzen Welt ein edleres Herz zu finden; — wenn ihr — — „

Ihr habt es schon gefunden! rief Amynt mit glühendem Gesichte. Seit dem Orgon redet, habt ihr es gefunden.

Die ganze Versammlung richtete nun ihre Blicke, die vorher auf den Jüngling geheftet waren, auf den Vormund.

Ihr Richter, fuhr Amynt fort, ihr habt meinen Vormund gehört; Er ist es, dem der Preis gebüret. Erlittenes Unrecht verzeihen, ist nicht allemal schwer. Einem Manne, dem das Glück den Rücken kehret, hülfreiche Hand bieten, ist eine so allgemeine Pflicht, daß nichts wundernswerthes dabei ist: — Aber sich selbst anklagen, seine Fehler, seine Vergehungen gestehen, — Vergehungen, von denen man glaubt, daß sie nur dem Himmel bekannt sind, — auf die Art, und in der Absicht, wie jetzt mein Vormund sich anklagen und seine Vergehungen gestehen, das kann nur eine außerordentliche Tugend.

Das Volk erhob ein Freudengeschrey, und die Richter konnten sich nicht entbrechen, den Jüngling zu umarmen.

Amynt winkte der Versammlung, er wollte reden; aber es war nicht so leicht, die Stille unter dieser entzückten Menge wieder herzustellen. Als sie endlich ruhig wurde, sprach er: Seid nicht ungerecht, ihr Deutschen! Noch einmal sage ich es, ich verdiene keinen Preis. Wißt daß ich in meinem Vormund nur Aminen schonte;

te; daß ich nur Aminens Vater mit Gelde unterstützte; daß ich nicht für Orgon, sondern für den Vater Aminens in Gefängnis gehen wollte; Wisset, daß alles, was ihr meine Großmuth nennt, nichts als Liebe war! Ja, ihr Richter! ich liebe Aminen. Ich durfte nicht hoffen, von ihrem Vater sie zu erhalten, darum suchte ich sie zu verdienen.

Das Volk unterbrach den Jüngling durch ein neues Freudengeschrey. Jüngling! sagte der oberste Richter, nach ihrem eignen Grundfahen müssen Sie gerichtet werden. Ein Geständnis, welches Sie vielleicht bei jedem andern Volke, als dem gerechten und guten Deutschen, um alles Lob bringen würde, das ihr schönes Betragen gegen einen pflichtvergeßenen Vormund sich erwerben konnte — ein solches Geständnis, sagt ich, muß Ihnen viel kosten, muß der Ausbruch einer außerordentlichen Tugend seyn. — Geseht wir hätten keinen Lohn für Sie, so wird Orgon Sie lohnen, für dessen Großmuth wir keinen bessern Preis wissen, als einen Schwiegersohn wie Sie sind.

Hierauf trat ein junger Mann vor die Richter dessen edles Ansehn im voraus für ihn redete.

„Ich habe einen Freund, sprach er, den ihr
viel

vielleicht alle kennen; und wehe dem, der ihn
kennt, ohne ihn zu lieben! „

Das ist ein seltsamer Eingang, dachte ich.
Aber laßt uns weiter hören.

„Theon — — —

Ein leises Gemurmel floß durch die ganze
Gesellschaft, so bald der Name Theon genannt
wurde.

„Theon, fuhr der Redner fort, ist, damit ich
ihn kurz schildre, ein ächter Deutscher. Er ist
redlich, offenbergig, großmüthig, gastfren, und
ohne die geringste Spur von Eigennuz. Bey
dem allen hat er Verstand und den Ruhm der
Gelehrsamkeit. Theons unglückliche Schicksale
sind bekannt, und wenn sie es auch nicht wären,
so würd' ich mich doch nicht enthalten können,
eine Geschichte zu erzählen, die unserm Vaterlande
so nachtheilig ist. — Aber damals war dieses
Gericht noch nicht eingeführt. „

„Theon ist arm bis zur Dürftigkeit. Er liebte
Rosalien, und verbarg eine Liebe nicht, welcher er
sich nicht schämen durfte. Rosaliens Vater, ein
Mann, der sich einigermaßen auf Verdienste ver-
setzt, fand den Gedanken, der Schwiegervater
eines

eines solchen Mannes zu seyn, wie Theon ist, so schmeichelhaft, daß er ihm, noch ehe mein Freund redete, seine Tochter mit dem dritten Theile seines Vermögens anbot. Das ist alles was ich thun kann. Sie sind mit meinen Umständen bekannt; ich bin nicht viel reicher, als Sie; in dessen haben Sie reiche Verwandte. Nehmen Sie, was ich Ihnen geben kann, zum Anfange. Ihre Familie muß Sie unterstützen. Theon erstaunte über Adelberts Großmuth. Ich nehme, sprach er, die Hand ihrer Tochter an, weil ich sie liebe, weil sie mich liebt, weil ich weiß, daß wir ohne einander nicht glücklich seyn können. Aber diese Hand sey alles, was ich von Ihnen annehme. Behalten Sie den Theil Ihres Vermögens, welchen Sie mir anbieten. Freilich kenne ich Ihre Umstände, und weiß, daß sie eingeschränkt sind. Erlauben Sie mir meine Verbindung mit Rosalien noch einige Zeit zu verschieben. Ich fühle mich, ich weiß es, ich bin zu gebrauchen. Vielleicht erwerbe ich mir Gönner. Vielleicht braucht mich mein Vaterland. Das Glück faltet nicht immer die Stirne. //

„Adelbert war anderer Meinung. „Ich lese in Ihrem Herzen, liebster Theon! erwiderte er, Sie halten das, was ich für Sie thun will, für eine Wohlthat, und schämen sich, Wohlthaten anzunehmen, — — Mein Vater! fiel ihm Theon ins

Wort,

Wort, — von nun an nenne ich Sie so; — Sie kränken mich! Wohlthaten aus der Hand würdiger Leute anzunehmen, ist nicht demüthigend. — Jetzt nehm' ich Ihr Anerbieten an, um Sie völlig zu widerlegen. Nur vergönnen Sie mir, mich nicht eher mit Rosalien zu verbinden, bis ich mich durch Hülfe dessen, was Sie mir abtreten, in den Stand gesetzt habe, meine Gattin vor dem Mangel sichern zu können. „

„Theon widmete sich nun der Handlung, denn Adelbert war ein Kaufmann, dessen ganzes Vermögen aus einem kleinen Waarenlager bestand, von dem er den dritten Theil dem Geliebten seiner Tochter überlieferte. Theon war von Kindheit an den Wissenschaften geweiht, und in großen Hofnungen erzogen worden. Diese Hofnungen waren bisher noch nicht ganz vereitelt; aber Theon gab sie alle auf, wandte alle sein Eorsfalt auf seinen neuen Stand, und war überzeugt, daß es gleichviel sey, in welchem Stande er seinem Vaterlande nütze. Er wendete sich an seine Verwandte, und bat sie, ihm eine mäßige Summe vorzustrecken. Man machte Schwierigkeiten. Er zeigte ihnen, daß sein Plan so gut durchgedacht und angelegt sey, daß er, menschlicher Weise zu urtheilen, bei einer geringen Unterstützung unmöglich fehl schlagen könne. Er bat um eine Unterstützung. Man schlug sie ihm ab. —

Köunt

Können ihr glauben, erleuchtete Richter, daß dieses in Deutschland möglich gewesen sey? "

" Ihr müßt nicht vergessen, daß diese Verwandte, deren Hülfe Theon suchte, in sehr guten Umständen, und sogar in beträchtlichem Ansehen waren; und daß die Unterstützung, die er verlangte, eine sehr kleine Summe ausmachte. "

" Aber so mäßig die Summe war, um die sich Theon bemühte, so wurde sie ihm doch aller Orten versagt. "

" Better, sagte ein feister Domberr, ich wollte Ihnen gerne helfen; aber Sie wissen, daß ich auf die schönen Schimmel im Handel stehe. Bedenken Sie nur, man muß sich schämen; schon drei volle Jahre fahre ich mit Schweißfüßen. Die Thiere wären auch wohl gut genug; aber in drei Jahren wird man ein Ding müde. Die Schimmel müssen gleich bezahlt werden; und ich bin jetzt nicht sehr bei Kasse. Sie sehen, daß es mir unmöglich ist, Ihnen zu helfen. Es thut mir von Herzen leid; das versichere ich Sie! "

" Ueberlegen Sie, Theon, sagte ein anderer, was mich mein neuer Garten kostet! Freilich wird er weit und breit der schönste Garten werden; aber er erschöpft meinen Futeel, und so kann ich mich außer Stand, Ihnen dienen zu können. "

" Der

„Der dritte sprach: Wenn es auf mich ankäme, so wüßte ich Ihnen mit Freude unter die Arme greifen; aber ich gebe mich, seitdem ich geheurathet habe, nicht mehr mit dem Gelde ab. Meine Frau hat die Schlüssel zur Kasse. Reden Sie mit meiner Frau! „

„Theon redete mit der Dame. Sie scherzen, Herr Better, sprach sie. Glauben Sie, daß man bei jetzigen Zeiten was übrig hat?—Unsre Gelder stehn aus. Ich kann Ihnen jetzt nicht dienen. Halten Sie mich aber deswegen nicht weniger für Ihre Freundin. „

„Die Dame ließ den Wagen anspannen, fuhr in Gesellschaft, und verspielte dreimal so viel, als die Summe betrug, mit der sie das Glück eines rechtschaffenen Mannes hätte gründen können. „

„Der vierte, ein armer Mann, von siebentausend Thalern, ließ sich in viel weiltläufige Klagen über die schlechten Zeiten ein. Ich halte Sie für einen ehrlichen Mann, sagte er; aber Herzens Herr Better! die Zeiten sind schlecht. Lassen Sie sich das gesagt seyn, blutschlecht! Es ist keine Nahrung mehr; man muß sein bißchen Armuth zu Nothe halten. Es giebt keine Treu und Glauben mehr auf der Welt. Man kann seinem Schatten nicht mehr trauen. Lassen Sie sich

sich das gesagt seyn. Hier wird man betrogen, und da betrogen. Ich will das nicht um Ihre willen gesagt haben. Sie mögen ein ganz ehrlicher Mann seyn; aber Sie sind doch ein junger Anfänger, und Gott erhalte Sie lange am Leben; aber ich will den Fall setzen, Sie stürben? — an wen sollte man sich halten? — Indessen ich habe ein mitleidiges Herz, und diene meinen Nächsten gern. Wenn Sie also ein hinlängliches Unterpfand haben, so will ich Ihnen wohl aus christlicher Liebe mit so viel an die Hand gehen, als Sie brauchen. Und weil ich nicht der Mann bin, der auf seinen Nutzen siehet, so sollen Sie mir nur zwanzig Procent geben. //

„ Ich weiß nicht, woher Theon die Geduld nahm, das endlose Geschwätz des abscheulichen Wucherers anzuhören. Dennoch war der wuchernde Onkel gleichwohl der Einzige, der sich wenigstens zu Etwas erbot, wenn man nicht vielleicht das Folgende für Etwas rechnen will.

„ Theon versuchte nämlich sein Glück auch bei einem sehr angesehenen Mann unter seinen Verwandten. Dieser Ehrenmann empfing ihn mit dem unerträglichsten Stolge, sprach viel von gelehrten Tagedieben und Bettlern, und näherte sich endlich der Bitte des guten Theons. Herr sagte er, ich mag mein Geld nicht wegwerfen.

Ich kann nicht alle, die sich meine Verwandte nennen, unterhalten. Indessen will ich doch meine Hand nicht ganz verschließen: Komme er, so oft er will, und esse er mit meinen Kindern. "

"Mitsbürger! werdet ihr glauben, daß sich dieses in Deutschland zugetragen habe? "

"Der arme Theon war demnach von allen verlassen; nur nicht von seinem Stolze. Traurig, aber nicht muthlos sah er, daß ihm keine Zuflucht übrig blieb, als zur Geduld, und zu seinem eignen Fleiße. Er lernte, daß man auf nichts weniger bauen dürfe, als auf Unterstützung von seinen Verwandten. Er fand, daß ihre Freundschaft leichter als Federn sey, und daß die beste Hülfe darin bestehe, daß man sich selbst helfe. Er verbiß seinen Schmerz, und wandte alle Kräfte an, sich durch verdoppelten Fleiß ein hinlängliches Auskommen zu verschaffen. Er arbeitete; er dachte nach; er erfand: demungeachtet gieng es ihm nicht besser, als es gehen kann, wenn man mit leeren Händen anfängt. "

"Liebster Theon! sagte die junge Rosalie, ich kann es nicht länger ertragen, Sie allein in dieser widrigen Lage zu sehen. Sie wählten mich zur Gefährtin des künftigen glücklichen Schick-

Schicksals, das Sie zu bereiten bemühet sind; ich will Ihren Muth nicht schwächen; aber es ist doch möglich, daß Ihre Hoffnungen, gleich lächelnden Morgenträumen, verschwinden. Wer ist Ihnen Bürge, daß das Glück sich jemals mit Ihnen ausöhnet? Wer steht Ihnen für ein künftiges milderes Schicksal? — — //

„ Gott, der die Jugend nie verläßt, fiel ihm Theon ins Wort. Gott; mein Fleiß; meine Redlichkeit; meine Arbeitsamkeit; mein Herz, dessen Ahndung mich aufmuntert; alles ist mir Bürge. //

„ Gut, mein Geliebter! antwortete das liebe Mädchen, wir wollen annehmen, wir wollen sogar als gewiß voraussetzen, daß der Himmel Ihnen bessere Tage aufbehält; Soll ich dann die bessere Tage mit Ihnen genießen, ohne sie verdient zu haben? — Rein Theon! erlauben Sie mir, Ihre gegenwärtige Dürftigkeit, Ihr arbeitsvolles Leben, und jede Ihrer Kummernisse mit Ihnen zu theilen! An Ihrer Hand kann ich alles ertragen. Wir werden arm seyn; aber wir werden uns lieben. Vielleicht wird nur Brod auf unserm Tische liegen, aber es wird nicht mit Gluchen verbittert seyn; Ihr Fleiß wird es verdient haben, darum wird es mir herrlich schmecken. //

„Halten Sie ein, meine Rosalie! rief Theon, Sie verkennen das Herz Ihres Freundes. Ich sollte Sie dem Mangel bloßstellen! — ich! — Nein, Rosalie! würdiges, bestes Mädchen! Mein Herz wird Ihnen ewig gehören, aber meine Hand nicht eher, bis ich bessere Aussichten habe. „

„Glauben Sie, Theon, daß es so schwer sey, die Armuth zu ertragen? — Glauben Sie, daß meinem Herzen eine Lust schwer fallen könne, die es Ihnen nur zum Theil abnimmt? — Nein, Theon! nur das wird mich schmerzen, daß ich sie nicht ganz von ihren Schultern nehmen kann. — Hier mein Geliebter! ist meine Hand! — Hätten Sie wohl das Herz sie auszuschiagen? —

„Ja, Rosalie! antwortete mein edler Freund; ich fühle, daß ich das Herz habe, alles zu thun, was mir die Ehre befiehlt. —

Und eine Thräne, da er spricht,
Benezt sein weggewandt Gesicht.

„Adelbert kam dazu. Theons und Rosaliens Bewegung war zu sichtbar. — Kinder, was ist euch? — Keiner vermogte zu reden. Endlich nahm Theon das Wort. Adelbert, sagte er, was für eine Tochter haben Sie! welch ein himmlisch Herz! — Hierauf erzählte er ihm den ganzen Vorfall. Der Greiß umarmte beide. Ich
N. U. II. Band, R seße

setze mich an die Stelle meiner Tochter, rief er aus; ich fühle es, ich würde eben so handeln! Geben Sie ihr nach! Seyn Sie von heute an mein Sohn! //

„Nun, Adelbert, antwortete Theon, setzen Sie sich auch an meine Stelle; würden Sie in meiner Lage die Hand dieses Engels annehmen?—

„Theon blieb unbeweglich. Er liebte Rosalinde zärtlicher als jemals. Er wünschte nichts eifriger, als sie zu besitzen. Sein Herz blutete, indem er ihre Hand ausschlug; und dennoch schlug er sie aus. Er verdoppelte indessen seine Bemühungen, seine Lage zu verbessern; und es gewann das Ansehen, als ob der Erfolg seinen Wünschen entsprechen würde. //

„An einem Abend, der einen mühseligen und sorgenvollen Tag beschloß, saß Theon einsam und dachte einem neuen Entwürfe, zur Aufklärung seiner Handlung nach. Möglich wurde die Thür geklopft. Theon öfnet. Ein unbekannter übergiebt ihm ein versiegeltes Päckchen und verschwindet. Theon erbricht es, und findet dreihundert Thaler, nebst einem Briefchen folgenden Inhalts:

Mein Herr!

Ich höre, daß Sie eine kleine Summe su-
chen. Hier sende ich Ihnen mehr, als Sie
verlangen, und erspare Ihnen dadurch die
Demüthigung, Ihre Verwandte anzusehn.
Forschen Sie nicht, wer ich bin. Machen Sie
Ihr Glück mit diesem Gelde, welches ich Ih-
nen nur leihe. Segnet Sie der Himmel, so
wird Ihr unbekannter Freund es schon wieder
abfordern.

„Es giebt noch edle Seelen! rief Theon, als
er sich von seinem ersten Erstaunen erholt hatte.
Er flog zu seiner Geliebten, und erzählte ihr mit
Freudenthränen sein Glück, und die Großmuth
des Unbekannten. Sie mischte ihre Thränen un-
ter die seinigen. — Nun, meine Rosalie, sollen
Sie bald mein Schicksal theilen. In wenigen
Monaten wird Ihr glücklicher Theon Ihre Hand
besitzen, die Sie ihm mit so viel Edelmuth an-
boten! „

„Theon nutzte sein kleines Kapital mit so vieler
Einsicht und Klugheit, daß seine Umstände ein-
ganz verschiednes Ansehn erhielten. „ — —

„Er hatte mehrere Jahre vorher mit einem
Manne, der mit ihm von einerlei edler Denkart

und ungefähr von gleichem Alter war, die innigste und zärtlichste Freundschaft errichtet. Beiden war die liebenswürdigste Seele in das Antlitz gezeichnet. Sie durften sich nur sehen, um sich zu lieben.

Das Freundschaftsbündnis edler Seelen
Knüpft oft der erste Augenblick.

Wenn andre, eh sie Freunde wählen,
Was sich dabei gewinnt, berechnend überzählen,
So bindet jene schon ein Wunsch, ein stiller
Blick.

Gleich Spiegeln, strahlet eins des andern Bild
zurück.

Sie wählen nicht; sie fühlen sich getrieben,
Und lieben ihren Freund, wie sie sich selber lieben.

So liebten sich Theon und Damon; und vielleicht waren niemals zwei Seelen gleicher gestimmt und besser, aus der Hand des Schöpfers gegangen. Kaum ein Jahr lebte Theon in den Armen dieses Einzigen, den er im göttlichsten Verstande des Wortes, seinen Freund zu nennen würdigte, als das Schicksal sie von einander riß. Bald darauf ward auch ihr Briefwechsel eine Zeitlang unterbrochen, und Theon wußte nicht, ob sein Damon noch lebe, oder ob ihn ein sanfter Wink des Geschickes in eine bessere Welt berufen habe. Alle Nachricht, die er von seinem Freunde hatte,

hatte, war diese, daß derselbe zu einer kleinen Bedienung gelanget war, die nur von einer sehr mäßigen Besoldung, aber desto reichlicher von Arbeit begleitet war. //

„Damon hatte sich seiner Seits nach seinem Freunde erkundiget. Theons Name war bekannt genug, daß er an seinem Orte verborgen bleiben konnte. Auch erfuhr Damon nicht nur den Aufenthalt seines Theons, sondern auch den größten Theil seiner Begebenheiten. Damon war, wie die mehrsten vortreflichen Menschen, sehr arm. Außer seinem kleinen Amte bestand sein ganzer Reichthum in einem kleinen Hause, welches er von seinem Vater geerbt hatte. In diesem Häuschen war er geboren; hier hatte er die zufriedenssten Jahre der Jugend durchlebt; und die arme Hütte war ihm so lieb, daß er sie nicht um den herrlichsten Pallast gegeben hätte. Jetzt aber, da er die widrige Lage seines Freundes erfuhr, beschloß er den Augenblick, sein Haus zu verkaufen. Die Eilfertigkeit mit welcher er dies Geschäft betrieb, machte, daß er für sein geliebtes Häuschen nicht mehr als dreihundert Thaler bekam, und er schloß den Handel mit solcher Hitze, als ob er besorgte, der Käufer mögte sein Wort zurück nehmen. Er wußte, daß sein Theon nur um eine weit kleinere Summe bemühet gewesen war. Dreihundert Thaler, rief er voll

Ent'

Entzücken, werden für meinen Freund hinreichend seyn. O, wie wird sich der fromme Theon freuen! Er wird seine Rosalie besitzen; er wird sie glücklich machen! und, Dank sey euch, himmlischen Mächte, ihr habt mich gewürdiget, der Schöpfer seines Glücks zu seyn! „

„ Er bediente sich einer fremden Hand, um das gedachte Briefchen zu schreiben; packte die dreihundert Thaler eilig zusammen, und ließ sie dem Theon durch einen, demselben ganz unbekanntem Mann, zusellen. „

„ Theon hatte, wie schon gesagt worden, zu seinem künftigen Glücke den vernünftigsten Plan entworfen. Nur an Gelde hatte es ihm bisher gefehlt. Jetzt hatte er mehr, als er gehofft hatte, und er fieng nunmehr mit allem Eifer an, seine gemachten Entwürfe ins Werk zu richten. Das Glück ward ihm gewogner, und seine Umstände besserten sich mit jedem Tage so, daß er sich an der Dürftigkeit, in kurzer Zeit zum glücklichen Mittelstande emporschwang. „

„ Um ihn zum Neidenswürdigsten unter den Sterblichen zu machen, vereinigte ihn das natürlichste Band mit der liebenswürdigsten Rosalie. Sie durchlebten himmlische Tage, und die wahrgoldne Zeit schien unter ihrem Dache zu wohnen.

Jetzt erinnerte sich Theon seines Damons. Ich habe einen Freund, theure Rosalie, sagte er zu seiner Gattin, aber den besten, den zärtlichsten, den Sie sich denken können. Unfre Seelen waren in einander verwebet. Wir lebten nur für einander, aber wir wurden getrennt, — weit aus einander geworfen. Zwei, oder dreimal erhielt ich Nachricht von meinem Freunde, dem man ein elendes Aemtchen gegeben hatte. Seit der Zeit weiß ich nichts von ihm. Und da ich ihn nicht einmal unterstützen konnte, da ich nicht einmal Trost für sein Herz hatte, schrieb ich ihm nicht. — Sollt ich ihn durch Nachrichten von meinen Widerwärtigkeiten, vollends zu Boden schlagen, ihn, der an seinem eignen Schicksale schwer genug trug? Jetzt Rosalie, da mir der Himmel Brod giebt, jetzt muß es mein Damon mit mir theilen. Ich werde ihm schreiben. Aber, meine Rosalie, wird Ihnen mein Freund willkommen seyn? — „

„ Rosalie, die wider die Gewohnheit des Frauenzimmers, nichts, als die Glückseligkeit ihres Gatten vor Augen hatte, und jede Gelegenheit sorgfältig auspähet, seine Zufriedenheit zu vermehren, willigte mit Entzücken in den Vorschlag ihres Theons. Dieser schrieb sogleich folgendes Briefchen:

Ihr

Ihr Theon ist jetzt glücklich. Er besizt in seiner Rosalie die beste Gattin, und seine Aemsigkeit, die der Himmel segnet, schafft ihm hinlänglichen Unterhalt. Kommen Sie, mein Geliebter! und genießen Sie mit mir, was mir die gütige Vorsehung gab. Geben Sie ein Amt auf, in welchem Sie Ihre Kräfte erschöpfen, ohne dem Vaterlande sonderlich zu nützen, und seyn Sie wieder ein freyer unabhängiger Mann, in den Armen ihres Theons.

Rosalie fand für gut, dieses Briefchen mit einigen Zeilen von ihrer Hand zu begleiten. Sie schrieb folgendermaßen:

Damon!

Ihrem Freunde fehlet etwas, um vollkommen glücklich zu seyn: die Freude, es Ihnen kühnlich sagen zu können, daß er glücklich ist. Kommen Sie, würdiger Mann, auf immer an meine Brust, und besizzen Sie sein ganzes Herz, von Seiten der Freundschaft, so wie ich es von Seiten der Liebe besizze. Eilen Sie zu und. Rosalie bittet Sie darum. Was Sie dieser abschlagen mögten, sollten Sie das der Gattin Ihres Theon versagen können? — "

" Diese beiden Briefe sollten gleich versandt werden, und Theon war ganz versenkt in die

Freu

Freude, seinen Damon immer bei sich zu haben, als der Unbekannte hereintrat, der ihm die drei hundert Thaler zugestellt hatte. Ob er schon damals, als er dem Theon das Geld brachte, gleich aus seinen Augen verschwand, so hatte derselbe doch seine Züge so stark ins Gedächtnis gefaßt, daß er ihn den Augenblick wieder erkannte. Seyn Sie mir willkommen, rief er; und dann zur Rosalie: Sehen Sie meine Liebe, den Abgeordneten unsers Wohlthäters; — Vielleicht unsern Wohlthäter selbst. //

„Ich bin nur das erste, fiel ich ihm ins Wort, — denn ich muß euch sagen, ihr Richter, daß ich es war, dem mein alter Freund Damon das Geld und sein Geheimnis anvertrauet hatte. — Ich bin nicht ihr Wohlthäter, fuhr ich fort; und es ist mir noch nicht erlaubt, Ihnen denselben zu nennen. Ich komme bloß aus eigenem Triebe, um den Mann genauer kennen zu lernen, den mir sein seltenes Unglück ehrwürdig gemacht hat. — Sie sind mir willkommen, antwortete Theon, aus was für einem Grunde Sie mich auch besuchen mögen. //

„Wir sprachen von verschiedenen Sachen, und aus allem, was Theon sagte, leuchtete der ausgebildetesten Verstand und die edelste Seele so sichtbar hervor, daß ich mir im Herzen tausendmal

mal Glück zu einer solchen Bekanntschaft wünschte. Dennoch beschloß ich, ihn auf eine Probe zu stellen, aus welcher ich sein Herz kennen lernen wollte. //

„Ich lenkte die Unterredung so, daß ich sie auf Damon bringen konnte; und ich that diese auf eine Art, die nicht im mindesten vermuthen ließ, als ob ich die geringste Bekanntschaft zwischen ihnen beiden voraussetzte; sondern ich nannte den Namen Damons, als eines Mannes, dem Theon in alle Wege unbekannt sey. — Kennen Sie den Damon? riefen Theon und die schöne Rosalie fast zu gleicher Zeit. — Ob ich ihn kenne? versetzte ich, — Damon ist mein Freund, mein einziger Freund. — Dann fragte Sie der meinige, rief Theon aus der Fülle seines Herzens, und warf sich in meine Arme. Er drückte mich lange an seine Brust, und ich gestehe es, daß diese Minute eine der wollustreichsten in meinem ganzen Leben gewesen sey. //

„Ungeachtet ich mir selbst insgeheim Vorwürfe machte, ein Herz, von dessen Güte mich allzuüberzeugte, auf irgend eine Probe zu stellen, beschloß ich doch, meinen Vorsatz auszuführen. Hierzu gab mir Theon selbst die beste Gelegenheit, indem er sich nach seinem Damon erkundigte. Er lebet in sehr kümmerlichen Umständen, so

ich. Es wird Ihnen nicht unbekannt seyn, daß sein Nennchen wenig einbringt. Theilen Sie dieses Wenige in Kleidung, Tisch, Hauszins und andre Bedürfnisse, und dann — — //

„ Hauszins? — unterbrach mich Theon mit sichtbarer Verwunderung; Damon hat ja ein eigenes Haus, von dem er mir oft gesagt hat, als wir zusammen lebten; ein Haus, welches er sehr liebte, und um dessentwillen allein er sich in seine Vaterstadt zurück wünschte; weil, wie er sagte, das Vergnügen, in seiner geliebten väterlichen Hütte zu wohnen, ihm werth sey, als der Besiz des schönsten Ritterguthes. //

„ Alles, was Damon sein nennen konnte, antwortete ich, hat er der Freundschaft aufgeopfert. Der Wunsch, einen rechtschaffenen Mann, den er zärtlich liebte, in glücklichere Umstände zu versetzen, bewegte ihn, alles zu verkaufen; und jetzt bestehet sein ganzer Reichthum in der süßen Zufriedenheit, seinem Freunde ein glücklicheres Schicksal bereitet zu haben. Diese Freude macht ihm die Dürftigkeit, in welcher er jetzt lebet, erträglich. — Über diesen Freund, sagte die reizende Rosalie, vergißt er seines Wohlthäters? — Damon verbirgt die Hand, mit welcher er schöne Thaten thut, antwortete ich dem süßen Geschöpfe; Sein Freund weiß so wenig als Sie, aus
wil.

welcher Quelle sein Wohlstand fließt. — Das entschuldigt ihn nicht, sprach Rosalie mit Hitze, ist nicht Damon sein Freund? und muß man seinem Freunde grade Dankbarkeit schuldig seyn um seinen Bedürfnissen vorzubauen? Giebt es heiligere Rechte als die Rechte der Freundschaft? Giebt es heiligere Ansprüche? — Indem der Engel dies sagte, bemerkte ich, daß ihre Blicke, mit einer in die Augen fallenden Zufriedenheit, sich auf das heitere Gesicht ihres Theons besteteten. Ich verstand diesen Blick nicht, aber ich lerne ihn bald verstehen. //

„Theons Seele fühlte von allem, was gesprochen wurde, nichts, als das Schöne und Erhabene in dem Betragen seines Freundes. Er, der die zeitlichen Güther nur in so fern achtete, als sie zum Anschaffen der unentbehrlichsten Dinge nothwendig sind; er, der das Herz seines Demons, und die ächte Freundschaft so genau kannte, hielt die freiwillige Dürftigkeit seines Freundes mehr für beneidenswerth, als für bedauernswürdig. — In dem, was Sie mir sagen, redete er mich an, erkenn' ich meinen Damon, erkenn' ich das große Herz meines Freundes. — Ich weiß, daß man jede Tugend von ihm erwarten kann. Rosalie, meine Liebe, sagen Sie unserm neuen Freund, daß wir unserm Damon nicht vergessen haben. — Rosalie nahm die Beh-

den vorher gedachten Briefe, die noch unversiegelt auf ihres Gemals Schreibetische lagen, und überreichte sie mir. Ich las sie begierig durch, und jedes Wort wirkte auf meine Seele. Jetzt verstand ich Rosaliens Blick. „

„Theon, sprach ich, unser Freund ist in dringenden Umständen, als ich sie Ihnen geschildert habe. — Ich kann es Ihnen nicht verschweigen, er bedarf einer schleunigen Hülfe, auch dann, wenn er Ihr freundschaftliches Anerbieten annimmt. — Reden Sie; reden Sie, rief Theon sehr dringend. — Ich bitte, werthester Herr, ich bitte inständig, erklären Sie sich; rief die reizende Rosalie noch dringender. — Ich befürchte, sagte ich, und sah so bekümmert aus, als ich wirklich war, ich befürchte schöne Rosalie, die Hälfte, welche Damon braucht, übersteiget Ihre Kräfte. — Vielleicht nicht, rief Theon. Jetzt ist mit meinen Umständen mein Ansehn und mein Kredit gewachsen. Reden Sie, es ist nichts, das ich nicht für Damon thue. „

„ Jetzt konnte ich mich nicht enthalten, mich an Theons Brust zu werfen. — Würdige, würdige Seele, rief ich aus, wie sehr verdienst du —

„ Ich faßte mich wieder. Mein Geheimnis, oder vielmehr Damons Geheimnis schwebte mir auf

auf den Lippen, aber ich druckte es wieder in mein Herz hinunter. Ihr werdet aber sehen, ihr Richter, daß es da nicht lange verborgen blieb.

„Als ich Theon aus meinen Armen lieh drang er von neuem in mich, ihn zu entdecken in wie fern er seinem Freunde nützlich seyn könnte? — Damon, sagte ich, ist einem harten Mannes siebenzig Thaler schuldig; eine unermeßliche Summe für ihn, und ich glaube, jetzt auch noch für Sie. — Nein, mein Freund, erwiderte Theon, Gott sey gedankt, ich bin im Stande meinem Freunde zu helfen. — Er langte, indem er dieses sprach, ein versiegeltes Päckchen an einem Schranke, welches er mir mit den Worten in die Hände gab: Die Rechte der Freundschaft sind die heiligsten, sagte meine Rosalie.

„Ich nahm das Päckchen, und fand die Worte darauf geschrieben: Hundert und fünfzig Thaler für meinen unbekanntem Wohlthäter. Dieses Geld, sprach Theon, hatte ich zurückgelegt, um es meinem Wohlthäter auf Abschlag zu bezalen, so bald ich Sie sehen würde. Jetzt gebe ich es Ihnen für meinen Damon. — — Und zugleich für Ihren Wohlthäter, fiel ich ihm ins Wort, — Wissen Sie, liebster Theon, daß es sind, dem zum besten Damon sein Haus kaufte. „

„ Es ist mir unmöglich , daß Erkaunen zu beschreiben, in welches Theon und Rosalie versetzt wurden. Theon riß sich zum erstenmal aus den Armen seiner Gattin, und eilte selbst zu seinem Freunde. Er ruhete nicht, bis er ihn überredet hatte, seinen Aufenthalt künftig in Theons Hause zu nehmen. Mein günstiges Schicksal wollte es, daß auch ich, durch einige weise Anschläge, die Theon mir gab, und die ich mit vielem Glück befolgte, bei einem hinreichenden Auskommen sein Mitbürger ward. Seit dem machen Theon, Damon und ich nur eine glückliche Familie aus. „

„ Ich weiß, ihr Richter, daß ihr schon jetzt in Zweifel stehen müßet, ob Theon oder Damon eu-
 res Beifalls würdiger sey? Euer Zweifel wird sich vermehren, wenn ich fortfahre, Theons Geschichte zu erzählen. „

„ Ihr habt den Vater Rosaliens als einen ganz guten Mann kennen gelernt. Nicht wahr, er hat euch zu seinem Vortheile eingenommen? Sehet euch vor, der Stein betrügt nicht selten. Adelbert hatte bei einem nicht schlechten Herzen den Fehler, daß er sich von jedem Winde wenden ließ, und daß sein Nutzen, so uneigennützig er euch bisher scheinen mag, ihm über alles gieng. „

„ Her-

„ Hermuntrud, Rosaliens Mutter, hatte nebst unzähligen Fehlern auch diesen, daß sie ihre Tochter und ihren Schwiegersohn von ganzem Herzen haßte. — —

— So weit war der Redner, und auf den ehrwürdigen Gesichtern der Richter, war die Begierde, den Verlauf von Theons Geschichte zu hören, sichtbar, als ich erwachte. Ich gestehe es, nie bin ich ungerner erwacht, als diesesmal.

II.

Zur Belehrung für jedermann.

(Eingesandt und auf Verlangen eingerückt.)

Sollte man es in unsern Zeiten noch wohl erwarten, daß es Leute gebe, welche in vollen Ernste behaupten: daß der Bauer zu klug werden könnte? Leider! gieb es deren noch genug. Und nur gar zu oft, ja fast immer behaupten diese Leute, denen man es nicht zutrauen sollte, für die es sogar Pflicht durch Amt und Stand geworden ist, mit voller Kraft dafür zu sorgen, daß der Bauer recht klug werde. Welches sind aber die Ursachen dieser Behauptung? Mich dünkt, folgende werden nicht unter die Unwichtigsten gezählt zu werden verdienen.

Man glaubt, wenn der Bauer klug ist: so wird er Zweifel gegen die wichtigsten Wahrheiten der Religion aufwerfen. Es ist wahr, dieser Grund hat viel Schein; aber auch weiter nichts. Man bedenke hiebei: daß es nothwendig sey für den Menschen, der selbst denken will, daß er bescheiden zweifeln lerne. Wahrheit ist zwar noch nie in ihrer nackten Gestalt gern von allen Menschen gesehen worden; aber hie und da reicht ihr auch noch bisweilen ein redlicher Bauer willig die Hand, und nimmt sie mit Freuden in seine Hütte auf. Ohne Erkenntnis der Wahrheit ist keine Ruhe des Herzens, und nur diese Ruhe ist Glückseligkeit. Und nun müßte der Mensch nicht Mensch seyn, wenn ihm Wahrheit nicht lieb wäre; wenn Wahrheit nicht offene Thür und Thore bei ihm fände. Der Stifter des Christenthums zweifelte hieran nicht, sondern er sagte mit der entscheidendsten Gewißheit: wer nach meiner Lehre handelt, der wird sie auch als Wahrheit erkennen. Er wußte gar zu gut, daß Wahrheit nicht beunruhiget und schadet, aber wohl einseitige und unvollkommene Erkenntnis derselben. Also wird nur Wahrheit erfordert, und der kluge Bauer zweifelt nicht; sondern nur er allein ist fähig sie anzunehmen.

Ferner wird behauptet: der kluge Bauer zweifele, ob es Pflicht für ihn sey, Abgaben zu ent-

17. U. II. Band. 8 rich-

richten, dem Vaterlande mit seinen Kräften zu dienen? oder überhaupt ein Patriot zu seyn? Dieß kann und wird nur der behaupten, der keine kluge Bauern kennt. Leider! gibt es ihrer noch nicht so viele, als es wohl sollte und konnte; aber wer dann doch noch einige kennt, bezeugt auch von ihnen: daß der klügste Bauer auch immer der beste Unterthan sey. Und dies kann gar nicht anders seyn. Denn, sobald der Bauer sein Verhältnis, in welchem er gegen den Staat gegen die Obrigkeit und gegen seine Herrschaft steht, recht kennt, und seine Pflichten in diesen Verhältniße sind seinen Kräften angemessen: kann er nicht anders, als ein ruhiger und guter Mann seyn.

Und ob zwar ganz reiner Patriotismus unter den Bauern eine sehr seltene Sache ist: so wird er doch dann nicht mehr so selten seyn, wenn der Bauer erst mehr selbst denken kann. Jetzt wie ich ganz gewiß weiß, dürfte man manchen braven Menschen warlich nicht mit dem Ehrenvollen Titel, Patriot, benennen, wenn man nicht seinen ganzen Haß zuziehen wollte. Woher diese Erscheinung? Daher; weil er dieses Wort nicht in seiner wahren Bedeutung kennt; und weil er nicht Patriot seyn kann, weil er die Pflichten desselben nicht einseht.

Hieraus ziehe ich die Lehre: daß nur richtige und hinlängliche Kenntniß nöthig ist, wenn der Bauer kein Zweifler seyn soll. Und heißt dieß nicht eben so viel, als: der Verstand des Bauers muß bearbeitet werden, wenn er ein wahrer Christ, wenn er ein tüchtiges und brauchbares Mitglied der Gesellschaft seyn soll?

Eine der wichtigsten Ursachen der Behauptung, der Bauer wird zu klug, ist die: daß man mit dem Worte Klug einen höchstmangelhaften und verworrenen Begriff verbindet. Freilich, wer da denkt: klug seyn hieße so viel als: verschlagen, listig, in der hiesigen Landessprache bisweilen gau; der hat Recht, wenn er behauptet, durch eine (nicht neue und nicht bessere, sondern nur) leichtere Methode des Unterrichts in den Schulen wird der Landmann zu Klug gemacht. Wer aber weiß, daß Klug seyn eben so viel heißt, als: den Zweck seines Daseyns kennen, und denselben durch die dienlichsten Mittel zu erreichen zu streben; der wird gewiß nicht dem Vorurtheil beipflichten können, der Bauer wird zu klug.

Ferner machen sich manche Menschen sehr falsche Begriffe vom Bauer. Und dieß ist, so wie alle Verirrungen des menschlichen Verstandes eine Ursache so mancher Ungereimtheiten, und also auch von dieser. Ueberhaupt wurde die Beredlung

des Menschen besser von statten gehen, er würde viel eher in den Stand gesetzt werden können, in jeder Verbindung des Lebens sich und andere, für jetzt und für die Zukunft glücklich zu machen; wenn dafür gesorgt würde, daß ein jeder Mensch, bei allem, was er redet oder thut, selbst dächte, und sich ein jeder richtige Begriffe zu verschaffen, oder von Irrthümern los zu machen suchte. Wer nun bedenkt, daß die Seele des Bauers sowohl mit Fähigkeiten ausgerüstet welche zu Fertigkeiten ausgebildet werden sollen, als die Seelen anderer Menschen; daß die Seele des geringsten Tagelöhners, (wie man sie nennt) von eben der Meisterhand gemacht, welche den Großmogul hervorgebracht; daß mancher Bauer, der jetzt den Pflug regiert, wenn seine natürliche Anlagen bearbeitet wären, mit großem Glücke am Ruder des Staats hätte geschäftig seyn können; daß die bestmögliche Betreibung der Geschäfte des Landmanns die mehresten wahren Reichthümer in den Staat bringt; daß der Bauernstand ein Hauptstand mit im Staate ist; 2c. 2c. der wird finden, daß es bestimmte Nothwendigkeit, und sehr nützlich ist, daß der Bauer klug werde. Und es würde einem sehr verdacht werden, man würde auch große Einseitigkeit im Urtheilen ver-rathen, wenn man von irgend einem andern Stande behaupten wolle; die Mitglieder desselben könnten zu Klug werden.

Freilich, wenn der Bauer weiß, daß er ein Mensch wie andre Menschen ist: so wird er sich nicht wie ein Lastthier, oder als ein Mittelding zwischen Mensch und Vieh behandeln lassen wollen. Und hierin, dünkt mich liegt auch eine Ursache der Behauptung. Man sagt nemlich! der Bauer ist schon klug genug. Das heißt einmal, nur mit andern Worten, so viel: der Bauer ist so verschlagen, uns schlechtes Korn anstatt gutes zu verkaufen; dann aber auch: der Bauer will mit leichter Mühe nicht mit sich machen lassen, so wie es uns behaglich ist. Das kann denn nun wol seyn. Aber oft ist es dem Bauer auch nicht zu verdenken, wenn er nicht maschinenmäßig nach der Laune anderer Menschen handeln will; denn er hat ja auch Gefühl von Schmerz und Wohlbehagen; er will ja auch gern auf die angenehmste Art und Weise sein Daseyn empfinden; er will wol gar mit Bequemlichkeit erwerben; dieß ist aber für ihn nicht möglich: nun so will er wenigstens so genießen. Daran wird er aber manchmal zu oft gehindert. Wer sich davon überzeugen will, der lese im Bayerischen Landboten den Artikel: Ueber Kulturhindernisse, und er wird des Zwecks gewiß nicht verfehlen. Kennt nun der Bauer seine Pflichten, und versteht er dieselben zu erfüllen, d. h. ist der Bauer klug, und wird nicht mehr von ihm gefordert, als er zu leisten schuldig ist: so wird unmöglich Ein Mensch

Mensch noch die Furcht äußern oder behalten können, daß der gemeine Mann zu klug werden möchte; es müßte denn ein solcher seyn, der nicht fähig ist, ihm das Gleichgewicht zu halten; oder der den Bauer gern zu unerlaubten Absichten lenken wollte. Aber ein solcher Mensch ist in jedem Stande ein unnützes und schädliches Mitglied.

Aber der Bauernstand ist selbst, obwohl ohne seine Schuld, eine Ursache dieser Behauptung; nemlich: der Bauer ist noch nicht klug gewesen. Dieß sind die Früchte der Schullehrer. Wer weiß es nicht, daß der Bauer schon einen andern recht gelehrt nennt, wenn dieser im Stande ist, ein Protokoll oder einen Contract, nachdem er die Hand schon kennt, stümperhaft herzullesen! Sey es auch, daß er anstatt seines Namens drei zierliche Kreuze machen muß, nachdem er vier — fünf Winter in die Schule ging, um schreiben zu lernen. Wer weiß es nicht, daß den Bauerleuten oft auch noch sogar die allereinfachsten Vorkenntnisse fehlen, die doch ein jeder Mensch, der nur einigermassen auf Verstand Anspruch machen will, besitzen sollte! Wer das nicht weiß, daß dem so sey, der gehe mit Landleuten als Freund um, und es werden sich ihm Gelegenheiten genug darbieten, um es erfahren zu können. Und wahrlich! so böse kann der Teufel nicht seyn, daß

er sich hierüber freuen, und wünschen sollte: es mögte so bleiben. Mein, jeder rechtschaffene, warckere und edle Mann wird jede Anstalt segnen, und mit Vergnügen zu ihrer Vollkommenheit beitragen, wo Menschen zur Glückseligkeit gebildet, wo auch der Bauer klug gemacht, oder wo er fähig wird, zu den besten Zwecken auch die besten Mittel zu wählen.

Zum Beleg des vorhergehenden kann noch folgende Stelle aus Luthers Pädagogik *) dienen.
 „ Einer Stadt Gedeihen liegt nicht allein darin, daß man große Schätze sammle, feste Mauern, schöne Häuser, viel Büschen und Harnischzeuge; sondern das ist einer Stadt bestes und allerreichstes Gedeihen, daß sie viel feiner, gelehrter, vernünftiger, ehrbarer, wohlgezogener Bürger hat, die können darnach wohl Schätze und alles Gut sammeln, halten und recht brauchen. “

„ Lößliche Schulen sind der Brunn alles sittlichen
 chen

*) Diese kleine Schrift kann nicht genug empfohlen werden; denn es ist nicht allein sehr angenehm, sondern auch recht nützlich zu wissen, wie dieser wirklich große Mann über Schulen und Erziehung dachte. Ihr Titel ist: Luthers Pädagogik oder Gedanken über Erziehung und Schulwesen aus Luthers Schriften gesammelt. Von D. Friedrich Gedike, Königl. Preuß. Oberkonsistorial und Schulrath, u. s. w. Berlin 1792 bei Unger.

chen Wesens im menschlichen Leben, und so sie verfallen, muß große Blindheit folgen in der Religion und andern nützlichen Künsten, Gesezen und Historien, und folget ein grob viehisches Leben bei den Leuten; darum haben alle weise Regenten bedacht, daß die Schulen zu erhalten, und daß sie ein groß Licht seyn des bürgerlichen Lebens. "

W.

III.

Der Blut, oder Goldfink.

Die Absicht dieses Aufszages ist nicht die um eine ausführliche Beschreibung dieses Vogels zu geben. Bekannt genug ist er. In der Linneischen Ornithologie heißt er *Loxia Pirrhula* — im Deutschen Thampfass Blut, Gold, oder Rothfink im Holländischen Goudvink, im Französischen Bouvreuil, Pavoine, Siffleur. Man liebt den Vogel allgemein, weil er zu einem regelmässigen und angenehmen Flöten kann abgerichtet werden. In den Gegenden von Solingen, Wald und Gräfrath in dem Herzogthum Berg wird damit ein ordentlicher Handel getrieben. Man kauft die jungen Vögel in der Gegend von Benzberg und Angermund

mund — denn in den untern Gegenden sind keine Nester mehr anzutreffen — so verheerend wird die Liebhaberei — und giebt für das Stück, Männchen und Weibchen untereinander, 10 Stüber — Nach Verlauf einiger Wochen unterscheidet der Kenner an der Farbe der Schwinger das Geschlecht. Die Männchen werden nun in besondere Käfige gesetzt und mit Rübsaamen gefüttert, welcher überhaupt die konvenabelste Nahrung für sie ist. Vom Junius oder Julius an werden sie täglich zum Pfeiffen abgerichtet. Das beste ist, daß man ihnen mit dem Munde vorpfeift — weil sie darauf am meisten achten. Dies wird fortgesetzt bis zum Herbst und durch den Winter. In den folgenden Frühling ist der Vogel dann fertig und pfeift regelmäßig 2 - 3 musikalische Stücke, Arien &c

Indessen ist darunter ein großer Unterschied. Diese Vögel werden nun von den Handelsleuten bis zu 40 — 60 aufgekauft und das Stück nach Maaßgabe der Fertigkeit in Pfeiffen mit 5 bis 7 Nthr. bezalt. Sie reisen damit nach Holland und England, wo sie theuer verkauft werden. Der Niederländer giebt für solchen gelernten Vogel 4 Dukaten und noch mehr. — Der Engländer 4 bis 6 Guineen. Man sollte denken, daß dabei ein gewaltiger Nutzen herauskäme. Bedenkt man aber, daß so viele Vögel auf der Reise sterben —
 daß

Daß auch viele das Pfeiffen verlernen — so wird man von selbst einsehen können, daß der Profit ziemlich zusammen schmelzen muß. Indessen kommt doch noch etwas dabei heraus. Der Vogel ist sonst eben nicht zärtlich. Bei gehöriger Pflege kann man ihn sehr lange halten.

Ich darf hier nicht vergessen, auf einen merkwürdigen Zug in dem Charakter der englischen Nation hinzuweisen. Ich hab eben erwähnt, daß die Blutfinken auch nach England transportirt werden. Einer meiner Bekannten, der dorthin in dem Artikel handelte, brachte vor einiger Zeit aus London die Rosen zu dem bekannten Volkslied mit: God save the King.

Man hatt' ihm die größten Unerbietungen gethan, wenn er Vögel hinbringen würde, die dieses Lied pfeiffen könnten.

Er gab sich alle Mühe, um in diesem edlen Patriotismus der Britten seinen Nutzen zu finden, starb aber eher, als er wieder in England reisen konnte.

Der Vertrieb ist überhaupt ist so stark nicht mehr, wie wohl in frühern Zeiten, da die Vögel außerordentlich selten zu werden anfangen.

IV.

Einige Anekdoten aus dem siebenjährigen
Kriege.

Diese Epoche ist eine der wichtigsten in der
altern und neuern Geschichte. Der künftige Hi-
storiker wird gewiß bei diesem thatenvollen Zeit-
raum verweilen und sich darob wundern, daß so
viele darinnen sich ereignete. Es sind freilich
schon die Menge Anekdoten aus dieser Zeit ge-
sammelt und gedruckt. Indessen bleibt doch noch
immer eine Nachlese übrig. Mich deucht auch,
daß es zur Ergänzung der Geschichte gehört,
dieselbe möglichst genau vorzunehmen. Ich liefer-
te dazu ein Paar Beiträge.

Einer meiner Freunde, auf dessen Warheitlieb-
he ich rechnen darf, erzählte mir neulich aus dem
Munde eines preussischen Feldpredigers folgende
merkwürdige Geschichte, wobei ich's freilich be-
dauere, daß ich die genauern Umstände der Zeit-
Wann? und des Orts: Wo? anzugeben nicht
im Stande bin.

Friedrich — der Einzige — erteilte einmal
den Befehl, daß in den Actionen die Feldpredi-
ger bei ihren resp. Regimentern halten sollten,
um

um die Truppen anzufeuern — ihren Muth christlich zu beleben. Der König wußt' es gar wohl, daß der gegründete Christ gleich weit von Verzagtheit und Verwegenheit entfernt bleibt. Das ganze Korps der Feldprediger mußte sich zur Anhörung dieses Befehls nicht lange vor einer Schlacht versammeln. Sie machten dagegen unterthänigste Vorstellungen, daß sie zwar ihre Posten getreu wahrnehmen wollten — indessen doch die Milde oder Zurücknahme des königl. Befehls wünschten.

Der König ließ sich bewegen, in ihr Gesuch willigen, wie er dann immer auf vorgebrachte Gründe Rücksicht nahm. Kurz nachher trat einer von den ersten Regimentspredigern vor und extemporirte folgende schöne Verse :

- „ An euch ergeht der Ruf, ihr Streiter!
 „ An mich nicht, der ich Hirte bin.
 „ Stieh halt ich nicht; ich reite weiter
 „ Zu jenem grünem Berge hin.
 „ Und bete, wie auch Moses that
 „ Bis daß der Streit ein Ende hat. “

Ich brauch wohl nicht auf die Vorzüglichkeit dieses Impromptu's aufmerksam zu machen. Sie liegt gar zu nahe. Ich wiederhole hierbei die obgemachte Bemerkung, daß in diesem Krieg es sich

häufig zeigte, wie Religion den Helden bildet. So erzählt der färrtreffliche Herr Inspektor Köster in Magdeburg in seinem neuestem Stück: Lebensrettung Friedrichs des II. in dem 7jährigen Kriege, daß oft Preussens Helden zu ihren Thaten, zu ihren gefahrvollen Unternehmungen — zu ihrer Blutarbeit sich durch Absingung des schönen Liedes ermunterten:

„ In allen meinen Thaten
 „ Laß ich den Höchsten rathen.

Religion möcht' also wohl doch mehr zur Er-
 ringung der Vorbeeren bei Möllwitz, Leuthen und
 Roszbach beigetragen haben, als einige zu glau-
 ben scheinen.

* * *

Oft ist's bemerkt worden, daß in der damalt,
 gen Zeit ein gewaltiger Patriotismus — eine
 feurige Vaterlandsliebe — das Herz der preußi-
 schen Unterthanen durchgängig beseelt habe. Ja
 gewiß auch nur mit diesen Allirten konnte der
 König seinen Feinden stehen.

In der Gegend von Herringen bei Zamm in
 der Graffschaft Mark, legte damals auch eine
 blinde Frau ihre Vaterlandsliebe rührend an den
 Tag.

Tag. Ihren einzigen Sohn, die Stütze ihres Alters, den sie ganzer 11 Jahre — freilich unverantwortlich lange — an der Brust gehabt hatte, schickte sie mit folgenden Worten zur Armee: Sohn, eif Jahre hab ich dich an der Brust gehabt. Lohn es mir damit, daß du dem König treu bist. Kommst du als Deserteur wieder, so liefre ich dich dem nächsten Regiment zur Strafe aus. Bleibst du aber im Felde, so werd ich deiner mit Freuden gedenken. Der Sohn blieb wirklich in einer der ersten Affairen.

Die einzige Bauerschaft Serringen lieferte allezeit zur Armee 56 Mann, wovon kein einziger wieder den heimischen Boden betrat.

Alle starben sie als Vertheidiger des Vaterlands in dem ehrenvollsten Beruf.

Wie groß die Unhänglichkeit an dem König überhaupt gewesen sey, geht auch daraus hervor daß damals 2 Unterofficiere 200 Mann Rekruten zur Armee transportirten.

Folgende Geschichte verdient eine besondere Nummer.



V.

Merkwürdige Probe von der Treue
Friedrichs II. in dem Halten seines
gegebenen Worts.

Unter die hervorstehenden Charakterzüge des unbergesslichen Königs haben seine Biografen, die ihn in der Nähe beobachten konnten, auch besonders seine Pünktlichkeit und Treue gezählt, womit er das gegebene Versprechen erfüllte.

Viele Großen der Erde sind recht verschwenderisch mit den Zusicherungen ihrer Gnade. Aber bedauern würd ich einen jeden, der sich darauf nur einigermaßen verlasse. Sie scheinen Ludwigs XIV. Maxime angenommen zu haben. Der König muß nicht Sklave seines Worts seyn.

So nicht Friedrich — der Einzige — heilig war ihm sein Wort, wie aus folgender Geschichte erhellet, deren Echtheit und Zuverlässigkeit mir von guter Hand versichert ist.

Der vor etlichen Jahren verstorbene Major H** bei dem **schen Regiment in M** diente im siebenjährigen Kriege als Gemeiner — schwang sich aber durch seine einsichtsvolle Tapferkeit und
Bra-

Bravour zum Posten eines Lieutenants empor, Gewiß sehr viel für einen Bürgerlichen nach dem bekannten preussischen Kriegesfuß. Es trug sich einmal zu, daß er als Adjutant mit wichtigen Brieffschaften nach dem Hauptquartier des Königs geschickt wurde. Dieser schätzte das Verdienst, wo er's fand und ließ sich mit dem Officier in ein Gespräch ein, bezeugte sein Wohlgefallen über dessen Diensteifer und Treue. Er ließ ihm die nöthigen Erquickungen reichen und sagt ihm bei der Beurlaubung: Er hat meine Gnade. Nicht lang darnach ward er Hauptmann.

Der Krieg endigte sich und H** zog mit seinen Schlachtgefährten nach der Garnison. Aufweiser konnte er an seinem Körper, daß er kein Feind — kein Gefahrscheuer gewesen sey. In seinem Dienst bewies er große Exactitüde. Endlich kam die Reihe nach der Anciennität an ihn, Junker einer Kompagnie, Kapitain zu werden.

Der Chef des Regiments wollte nicht gern einen Bürgerlichen zu der Würde erhaben sehen und that deswegen dem H** dessen Verdienst übrigens nicht verkannte, allerhand Anträge, eine Civilbedienungs, eine Postmeisterstelle oder dergleichen anzunehmen. Dieser wollte sich aber nicht um die verdiente militairische Ehre bringen lassen und gedachte daran, was Friedrich ihm einst in

Feld versprach. Er wandte sich an den König — erinnerte ihn unterthänigst und freimüthig an die verheißene Gnade deren Ertheilung er jetzt wohl bedürfe. Und zürnte Friedrich darob? — Nein. Er antwortete sogleich: „S** soll die Compagnie haben.“ Und wirklich bekam er sie auch.

Diese Anekdote muß nothwendig des Monarchen Verehrer interessiren und verdient deswegen auch wohl in den Unterhaltungen aufbewahrt zu werden. —

VI.

Edle Herzhaftigkeit.

Gute und edle Handlungen, vorzüglich die, welche mit Aufopferung und Hingabe verbunden sind, wobei etwas gewagt werden muß, verdienen immer eine rühmliche Erwähnung und noch mehr alsdann, wenn sie von Menschen der niedern Volksklassen verrichtet werden. Aufmunterung zur Nachahmung gewährt's immer, und spannt die Federn des Handels, die oft bei gemeinen Menschen so gelähmt sind. Viele bekommen dadurch auch von theilhaftigen Meinungen

von ihren geringen Brüdern. Wer freut sich nicht in diesen Rücksichten über Bürger's Lied vom braven Mann?

In der Nacht vom 13. auf dem 14. März d. I. J. wurde durch eine heftige Feuersbrunst das Wachtthaus bei der neu erbauten Pastorats zu Saan bei Solingen völlig eingeäschert. Der ganze Ort war nicht geringer Gefahr ausgesetzt, da der heftige Wind die Flammen auf die benachbarten Häuser trieb. Sie zündete auch einen dabei stehenden hohen Baum an, dessen brennende Zweige Funken sprüheten, und die Gefahr der weitere Entzündung auch da noch erneuerten, wie das Haus schon völlig abgebrannt war. Mit den Feuerspritzen konnte man den brennenden Wipfel nicht erreichen. Wie desfalls allgemeine Besorgniß entstand, stieg zu aller Erstaunen ein dortiger Ackerknecht, den ich von den Warnenden: Anton, nennen hörte, auf den flammenden Baum, und löschte vermittelst eines heraufgezogenen Eimers Wassers den Brand glücklich.

Erwägt man hierbei, daß der Baum sehr hoch und bis in die Spitze fast ohne Aeste war, so hatte gewis dieses Hinaufklettern bei der strengen Kälte in der unglücklichen Nacht vieles zu sagen. Alle Anwesenden vereinten sich in der rühmlichen und dankbaren Bemerkung dieser ge-

meinnützigen Handlung, die davon ein Beleg ist, daß manchmal unter einem schlechten Mittel ein edles Herz schlägt.

VII.

Sparsamkeit am rechten Ort.

Ein Kollektant aus einer deutschen Stadt hatte eine Empfehlung an ein vornehmes Haus in N** im Holländischen, wovon man ihm viele Auswürkung versprach. Er gieng aufs Haus an, ließ sich melden und wurd in ein Vorzimmer geführt, wo er noch eine Zeitlang auf den Herrn des Hauses warten mußte. Indessen hörte er, daß derselbe mit seinen Domesticken über allerlei häusliche Kleinigkeiten sprach, ihnen Ersparnis zur Pflicht machte und sie vor unnöthigen Ausgaben warnte, und alles das bei der Veranlassung, daß die Köchin einen Schwefelspahn, ohne denselben vorher zu spalten, und also auf einmal ganz angezündet hatte. Dies schien dem Kollektanten ein Beweis der Kargheit dessen zu seyn, von welcher er sich nach seiner gerühmten Freigebigkeit eine so ansehnliche Gabe versprach. Endlich kam dieser und empfing das Empfehlungsschreiben — Nachdem er die nöthigen Er-

kundigungen eingezogen hatte, reicht er dem Sammler ein über sein Erwarten reichlichen Beitrag und machte seine Verwirrung sichtlich groß. Er wußte nicht, die angebliche Kargheit mit der verschwenderischen Freigebigkeit zu reimen. In dessen verließ er mit Dank und Segenswünschen das Haus seines Wohlthäters. Nachher macht er mit diesem nähere Bekanntschaft, woraus endlich Vertraulichkeit entstand. Kurz vor seinem Weggang eröffnete er seinem nunmehrigen Freunde, in welche Befremdung — aus eben angeführten Gründen — ihn die über Vermuthen große Gabe gesetzt hätte.

Wenn ich nicht die überflüssigen Ausgaben einschränkte, versetzte der edle Mann, wenn ich nicht selbst auf Kleinigkeiten Achtung gäbe; so wäre ich nicht im Stande, so viel gutes zu thun — so hätte ich sie auch nicht so ansehnlich unterstützen können. So wie der Dichter sagt: Profundere in loco parimonis est, so kann man auch den Satz umkehren: Parcere in loco, profusio, liberalitas est.

Eines solchen Wohlthäters Gaben erhalten dadurch gewis einen doppelten Werth — einen Werth, den Deutschlands Ziebling — der vollendete Gellert, rührend besingt:

Wie rühmlich ist's, von seinen Schätzen
 Ein Pfleger der Bedrängten seyn;
 Und lieber minder sich ergehen,
 Als dürst'ge Brüder nicht erfreun.

VIII.

Edle Rache.

Hugo Grotius, dieser durch seine Gelehrsamkeit und Schicksale gleich berühmte Holländer, befand sich am französischen Hofe, wo man ihm mit allgemeiner Achtung und Anerkennung seiner großen Verdienste begegnete. So wie aber überhaupt das höfische Glück sehr wandelbar ist; so hatte er auch das Unglück, dem Cardinal Richelieu, diesem damals alles vermögenden Staatsminister, zu mißfallen, weil er ihm in einer Dedicacion eben nicht genug geschmeichelt hatte. Verdrängt ward' er und mußte den Hof meiden.

Allein nicht lange war er auffer Amt und Versorgung — Von dem edlen Schweden König Gustav Adolf ward er in Dienst genommen, zu verschiedenen Geschäften gebraucht und zum königlichen Historiografen ernannt. Nach dem unglücklichen Tode dieses großen Königs beehrte
 der

der Graf Oxenstierna diesen Gelehrten mit seinem besondern Zutrauen.

Auch trug er ihm die Verwaltung der Geschäfte an dem französischen Hof auf, ernannte ihn dort hin zum Gesandten und bestund mit unnachlässigem Nachdruck auf alle diplomatische Feierlichkeiten — auf alle äussere einem Gesandten zustehenden Ehrenbezeugungen, die Richelieu, der gekränkte Hofmann, ihm unter verschiedenem Vorwand entziehen wollte.

Endlich mußte er sich doch dazu bequemen — und mit dem, den er haßte, über Staatsfachen konferiren. Es kam so weit, daß der Cardinal das vorige vergaß — die angebliche Kränkungen auf Rechnung der Eilfertigkeit und der minderen Kenntniß des französischen Hofceremoniels schrieb — ja so gar dem schwedischen Gesandten wieder die vorige Achtung bewies. Wirklich soll der Prälat es bedauert haben, daß der hochherzige Hugo Grotius übermüßigt gewesen sey, aus den Diensten seines Königs zu treten. Meine Leser denken sich zu dieser Geschichte sicher das Wort: ma:

Virtus dedrimitur — non opprimitur.

IX.

Kriegsgesang eines preussischen Grenadiers.

An die französische Nation bei Eröffnung
des Feldzuges 1792. *)

Wohin, ihr Töbter, treibt die Wuth,
Wohin die Mordgier euch? —
Floß nicht genug schon Bürgerblut
In Strömen durch das Reich? —

Wird immer noch von euch die Ruh,
Der Menschheit Glück verkannt? —
Beherrscht von Meß bis Poitou
Stets Raserei das Land?

Die

*) Wem sind die Lieder des preuß. Grenadiers aus dem glorreichen Kriege Friedrichs 2. mit 5 Monarchen und Germaniens Satrapen nicht bekant! Der Verfasser gegenwärtigen Stücks, wünscht auf einer, hoffentlich ruhm-vollen Laufbahn, durch besingung seiner merkwürdigsten Begebenheiten in diesem so feltnen Feldzuge nach Galli-ens Provinzen, zwar nicht den Ruhm jenes Helden des deutschen Tirtäus zu erringen — das wäre auch dem Stolz eines Grenadiers nicht zu verzeihen, — nein, sondern nur seine Empfindungen in dieser Epoche den Zeitgenossen mitzutheilen und wird fortfahren wenn sein Versuch, Ermunterung spürt.

Die Edlen, deines Landes Macht —
 Verjagt sind sie, — entflohn;
 Ein Räuberklub aus schwarzer Nacht
 Spricht Gott und Menschen Hohn.

Verödet steht das Heiligthum,
 Verlassen ist dein Thron.
 Wo ist nun Gallien dein Ruhm,
 Dein Stolz der Nation? — —

Bis an der Oder fernsten Strand
 Tönt euer Mordgeschrei
 Und ruft aus stillem Vaterland
 Bewafnet uns herbei.

Straks fühlen sollt ihr deutschen Muth
 Der seine Fürsten ehrt,
 Taucht erst in euer brausend Blut
 Sich unser tapfer Schwert.

Und führt der sieggewohnte Held,
 Der Suelken Herzog an;
 Drum, Brüder, auf! zum Sieg ins Feld
 Auf ruhmbekränzter Bahn.

h

X.

Gesundheiten
 bey der Feyer
 des Geburtstags
 Seiner Königlichen Majestät,
 ausgebracht
 in der
 Societät.
 Wesel den 25. Herbstmonats
 1792.

Es leben Seine Königliche
 Majestät!

Es lebe Wilhelm hochbeglückt,
 Der heut das Licht der Welt erblickt;
 Und jetzt für Deutschlands Rechte sicht;
 Europa hält im Gleichgewicht;
 Der an desselben Horizont
 So von der Sonne als vom Mond,
 Wenn ihr geschwächtes Licht erlischt,
 Mit seinem Schwert die Wolken wischt,
 Der, um den guten Ludewig
 Vom Tode zu erretten, sich
 Selbst mit der Guelfen tapfern Held
 An seines Heeres Spitze stellt.

186 Niederrh. Unterhalt. September

Es leben Seine Keyserlich-
Königliche Majestät!

Es lebe hoch der Keyser Franz ;
Er sey des Deutschen Reiches Glanz
Und seiner Staaten Heil und Sonne,
Und unsers Wilhelms Freund und Wonne,
Es lösche nie die Freundschaft aus
Von Oesterreichs und Preussens Haus :
So halten für Europa Beyde
Der Feinde Schwerter in der Scheide.

Es leben Seine Herzogl. Durch-
laucht von Braunschweig!

Es lebe Carl der Stelfen Held,
Der so, wie er die kleine Welt
Und Hollands Patrioten - Kessel
Befehrt für unsers Königs Schwester,
Nuch jetzt für's Reich und Ludwigs Haus
Die Teufel treibt aus Frankreich aus,
Den Freiheits-Traum samt Gleichheits Schwim-
del

Und Mordsucht aus dem Spießgesindel,
Und aus dem Jacobiner - Klub
Den Schef der Teufel Belzebub

Mit seinen zwanzig Millionen
 Und allen seinen Legionen,
 Die er mit ihrer Pralerey,
 Zerstreuet, wie der Wind die Spreu.

Fest = Gesang.

Wobey zu erinnern, daß der Melodie gemäß die Worte,
 welche mit schwabacher Schrift gedruckt sind, bey
 Singen wiederholt werden müssen.

Solo.

Hoch soll Friedrich Wilhelm leben
 Hoch und nochmals hoch!
 Glück und Ruhm soll ihn erheben
 Hoch und nochmals hoch.

Tutti.

Ja es leb sein ganzes Haus,
 Freunde trinkt die Gläser aus!
 Hoch und nochmals hoch!

Solo.

Hoch leb Wilhelms Freund der Keyser!
 Hoch und nochmals hoch!

Flor

188 Niederrh. Unterhalt. September.

Glor und Freundschaft beyder Häuser
Wachse Cedernhoch.

Tutti.

Ja fühlt Wien Erkänntlichkeit,
Lebt gewiß auch lange Zeit
Diese Freundschaft hoch, nochmals hoch!

Solo.

Hoch soll Carl der Gaelfen leben!
Hoch und nochmals hoch
Eleg und Ruhm den Feld erheben
Hoch und nochmals hoch!

Tutti.

Ja was führt durch Braunschweigs Haus
Gott nicht große Thaten aus:
Drum so leb es hoch! nochmals hoch.

Solo.

Hoch der Preußen Kriegsbeer lebe!
Hoch und nochmals hoch!
Ehr und Muth es hoch erhebe!
Hoch und nochmals hoch!

Tutti.

Tutti.

Ja es lebe jeder Held,
 Der sich brav und tapfer hält,
 Hoch und nochmals hoch!

Solo.

Hoch soll jeder Bürger leben,
 Der den König liebt,
 Schweiß und Blut und Leib und Leben
 Für ihn willig giebt.

Tutti.

Ja es lebe Jud und Christ,
 Der nur patriotisch ist,
 Hoch und nochmals hoch!

Solo.

Hoch und nochmals hoch soll leben
 Die Societät!
 Bis die Welt mit Erd und Reben
 Wein und Saff vergeht.

Tutti.

Klinkt: Es lebe Einigkeit,
 Tugend und Rechtschaffenheit,
 Ehr und Freundschaft hoch! nochmals hoch!

XI.

Wichtige Rüge des verdeckten Stolzes.

Kein Fehler — keine Sünde ist gemeinschädlicher in ihrer Folgen als der Stolz. Kein Gebler nimmt auch mehrere Gestalten an — lügt mehr äußern Schein, als eben dieser. Er nimmt manchmal die Farbe der Demuth, wohinter er sich versteckt. Die affectirte Demuth ist dann oft der sträflichste Stolz. Verdient je der satirische Fictus, wenn ich so reden mag excitirt zu werden, so ist's gewis in dem Fall, um solchen Heuchler die Farbe abzugiehen — und sie in ihrer eigentlichen Gestalt darzustellen.

Einen jeden Kenner der Alterthümer der Griechen und Römer und ihrer Literatur ist's bekannt, wie eine wichtige Rolle die öffentlichen Redner bei ihnen spielten. Ich nenne nur im Vorbeigang Demosthenes und Isokrates — Cicero und Hortensius. Sie hatten eine große Gewalt über ihr Publikum. Sie disputirten über Krieg und Frieden — In den Staatsangelegenheiten hatten sie einen großen Einfluß. Auf alle mögliche Weise suchten sie sich Eingang zu verschaffen. Die Unedlen brauchten allerhand Kunstgriffe, um den Vöbel zu imponiren — ihn in ihr Interesse zu ziehen.

Einmal trat auch in Rom ein Redner auf, der durch sein zerrissenes Oberkleid (Pallium) sehr viel Aufsehen machte und viele in diesem Aufzug für sich einnahm. Einer dieser letztern wollte einen andern auf die Demuth und Unmaßungslosigkeit des Redners aufmerksam machen. Dieser erwiderte treffend: „Rede mir nichts davon. Ich sah sein hochmüthiges Herz durch den Riß seines Mantels.“ (Vidi superbum cor ejus per foramen pallii.) Wirklich war's bei dem sonst hochmüthigen Rhetor nur geborgter Schein — und deswegen dieser Nüge werth. —

XII.

Eine freimüthige Antwort.

Bei dem Zuge der Preussen gegen die Neuchâten kam der Generalmajor von C** mit einer Division der über den Westerwald marschirenden Truppen an die Grenzen des Nassauischen Amtes Seyger. Hier wurde er von dem dortigen Amtmann R. complimentirt, der ihm bezeugte, wie sehr er sich freue, Seine Excellenz an den Grenzen seines Amtes zu bewillkommen. Ich lasse mich nicht Excellenz tituliren, Herr Oberamtman, versetzte der Kriegsmann; ich bin der Generalmajor von C**. Und ich, erwiderte der Civilofficiant, bin nicht Oberamtman, sondern schlechtweg Amtman über das Amt Seyger.

Der

Der edle Krieger gewann den resoluten Mann lieb und unterhielt sich lange mit ihm auf's freundschaftlichste.

XIII.

Noch eine Probe von Kryptographie.

Erst gestern erhielt ich das siebente Heft des N. Unterhalt. Die auf der letzten Blattseite befindliche Probe von Kryptographie, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Durch den darüber stehenden Reim verleitet, hielt ich sie gleich Anfangs für sehr schwer. Indessen hatte ich kaum eine Minute lang angesehen, als ich schon anfieng zu lesen:

Es geht nicht gerade zu in der Welt u. s. w.
(Man sehe das vorige Heft.)

Wahrscheinlich haben schon mehr Leser der N. diese Entdeckung gemacht. Diesen, und wenigstens dem Verfasser der gedachten geheimen Schrift wird es nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen eine ähnliche Probe zu Auflösung darbiete. Hier ist sie:

¹⁹ Endlich ¹⁰ zuerst ¹ wenn ²⁰ das, ¹¹ jedesmal ² man ²¹ mag
¹² das ³ diese ²² übrig ¹³ dritte, ⁴ Schrift ²³ bleibt ¹⁴ dem
⁵ verstehen ²⁴ nach ¹⁵ das ⁶ will, ²⁵ der ¹⁶ zweite ⁷ so ²⁶ Wort
¹⁷ Wort, ⁸ lese ²⁷ weg ¹⁸ und ⁹ man

Niederrheinische Unterhaltungen.

Eine gemeinnützige
Monatschrift
fürs Jahr 1792.

Zehntes Heft. Oktober.

Wesel und Frankfurt

bei Fr. Jak. Röder und J. Joach. Kestler.

von dieser periodischen Schrift wird monatlich ein Heft, vier Bogen stark ausgegeben. Der Preis für einen ganzen Jahrgang, ist 2 Rthlr. 6 Schbr., und wird erst beim Empfang des letzten Stückes im Dezember bezahlt. In Beziehung der Bestellungen kann man sich an das benachbarte Postamt, oder an einen der genannten Verleger in Wesel und Frankfurt wenden, welche so viel als möglich, für die kostbare Versendung sorgen werden. Beiträge mittel man sich spätestens gegen den 2ten oder 3ten jedes Monats, und zwar unter der Adresse die Expedition der Niederrh. Unterhaltungen in Wesel.

Rheinische Unterhaltungen

Eine gemeinnützige

Monatsschrift

fürs Jahr 1792.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DUSSELDORF

Zehntes Heft. Oktober.

I.

Liebe ist oft die Triebfeder
glänzendsten und rührendsten
Handlungen.

Morizens Briefen eines Deutschen durch
Italien Th. 1. 1792.)

Schon reifte der Sommer die Feigen und
Citronen auf Roms schattigten Hügeln,
übereten prachtvoll die Blumen und duft-
salsamgerüche; als Angelo de Braschi
(Vater des 6ten) einst um der schönen Na-
tur zu genießen, an der gelblichen Eiber hinwan-
delte, fühlend war sein edles Herz, und jedem
Eindrucke offen. — Der reizendste Abend
2. Band. N lachte

lachte auf die blumigten Fluren hernieder. vergoldete noch die Sonne die Spitzen der feinen Berge, und sank bald ins Meer. — Luna an ihre Stelle, sah schamhaft aus dem blauen Gewölbe des Himmels, und spiegelte sich in den gelblichen Wellen. Noch sah Angelo die Kuppel der Peterskirche, die sich wie ein Berg die Wolken erhob; noch sah er Roms marmorne Palläste, noch die laubigen Hügel, mit dem umphbogen des Titus, noch die erhabene Bergsburg zu seiner Rechten, und Gefühle des Staunens und geheimer Wonne, erfüllten die heitere Seele. Die Dämmerung breitete allmählig einen Schleier über die Schönheiten der Natur und Kunst die Angelo anstaunte, und ließ sie seinen Blicken. Nur Selene erhellte mit ihrem Lampenscheine die Lorberhaine, und schenkte sie mit dunklerem Grüne. In Betrachtung verlor sich sein denkender Geist.

Nichts störte die schweigende Stille, die über ihn her herrschte, als zuweilen ein leiser Zauber aus den nahe gelegenen Gärten Wohlgeruch verbreitete, und eine stille melodische Abendlieder deren süßen Ton Echo etliche Male zurück

Plötzlich unterbricht das Schweigen die lebenden Natur, das Rauschen, — wie ein wandendes, und ein leiser Fußtritt. — Er

steht sich um und erblickt, eine reizende Schöne,
 gekleidet in die Farbe der Unschuld einsam daher
 wandeln. Sie kömmt näher, und stärker wallt
 Angelos Herz. Er glaubt zu träumen, trauet
 nicht seinen Augen, und verbirgt sich um die
 schöne Gestalt unbemerkt sehen zu können. Sie
 kömmt, — und fast erliegt Angelo den in ihm
 aufsteigenden Empfindungen. Voll Entzücken
 und Beklemmung schleicht er ihr leise nach durch
 die Porta Vinciana, und auf der Strada di
 Castello schlüfte die reizende Schöne in ein mittel-
 mäßiges Haus. Entrißen war sie seinem suchens-
 dem Auge, und mit ihr seinem Herzen die Ruhe.
 Lange betrachtete er das Haus das sie bewohnte
 wie ein Träumender, bis ein Bediente die Haus-
 thür eröffnete. Von ihm erfuhr er, daß der
 Besitzer ein Seidefabrikant sey, Francesco Gna-
 tone, und seine Tochter Rosaura hieße. Voll
 Vergnügen über seine Entdeckung eilte er zu
 Hause. Nur Rosaura schwebte ihm vor Augen,
 nur an ihren hohen Wuchs, an ihr großes blaues
 Auge, und an ihr blondes Haar, das in seide-
 nen Locken auf ihrem Busen herabfloß, dachte
 er, und wenn ja sein Andenken an sie etwas
 unterbrach, so war es ein Traum von ihr. Un-
 ruhig verstrich dem Liebenden der folgende Tag,
 bis endlich der längst ersehnte Abend anbrach.
 Pfeilschnell eilte er an die sandigen Ufer der
 Tiber, in der Hoffnung die Schöne daselbst an-

zutreffen. Roms Palläste, die rauschende Eiber, die vor ihm liegende Landschaft, alles blieb von ihm ungesehen, und nur auf die Stelle wo er gestern die Schöne gesehen hatte, richtete er sein freudfunkelndes Auge. Er fand sie, und hatte so wie gestern das Vergnügen, sie entschleiert wandeln zu sehn. Angelo, von den Vornehmern in Rom bewundert, und von den Geringeren als Vater geliebt, nabte sich dem Mädchen, bei der er oft schon Seufzer erregt hatte. Anfänglich sprach er mit ihr über die Schönheit der Gegenstände, auf denen ihre Augen jetzt verweilten, schilderte ihr Roms Entstehung, und verglich das jezige Rom mit dem alten. Aber allmählich lenkte er das Gespräch auf seine Zuneigung zu ihr. Unvermerkt begann er seinen Antrag mit so hinreißenden Worten, daß die gefühlvolle Rosaura, ihn mit Wohlgefallen anhörte. Schon längst strahlte die Freude aus Rosaura's großen blauen Augen, wenn sie den Liebling ihres Herzens, in dem goldenen Wagen des Papstes erblickte; wie er durch seine Wohlthätigkeit Freude unter Roms ärmeren Bewohner verbreitete, jetzt aber konnte sie von Ueberraschung dem geliebten Angelo nichts antworten, als diese wenigen Worte, die sichersten Zeugen der Empfindungen ihres Herzens: Wie könnte ich dem allgemeingeliebten Angelo etwas abschlagen, wodurch nur einigermaßen seine Wünsche vereitelt würden. — Die

Bekanntheit war gemacht, und unter dem Versprechen, sich alle Abende hier zu treffen, schieden sie von einander. Jeder Abend fand sie auch ihrem Versprechen gemäß, Lustwandelad, von gleichen Empfindungen beseelt, an dem Ufer der Eiber. So genossen sie manchen schönen Abend, freuten sich unbeneidet der Seligkeit des Geliebte seyns, und dankten dem gütigen Schöpfer der Freude und Liebe. Schnell entflohn dem liebenden Jüngling die Stunden im Umgange mit Rosaura, und ungern trennte ihn der späte Abschiedsfluß. Er wünschte nicht mehr scheiden zu dürfen, und warb daher bei Francesko Snatone um die reizende Rosaura. Abschlagen konnte der edle Greis seine Bitte nicht; nur ihm mit bangem Vorgefühle der Zukunft zurufen, vermogte Francesko Snatone: Bedenken Sie ihren Stand edler Angelo, und den Stand Rosauraens.

Aber Angelo de Braschi, weit entfernt den Adel nach Ahnen zu schätzen, sagte zu Francesko mit edlem Enthusiasmus: Sie sehen mein Vater meine edlen Absichten; ihre Tochter die tugendhafte Rosaura kann mich beglücken, schenken Sie mir ihren Stolz ihr Vergnügen. Edelmut und Schönheit die besten Empfehlungsbrieife der Natur, adeln Rosauraen. Angelo war voll von reizenden Bildern der Zukunft. Häusliche Einrichtungen bestimmte er schon für sich, und sann auf

auf Vergnügungen die er Rosauern machen wollte. Keine Störungen des reinsten Vergnügens ahndete sein sorgenfreies Herz. — Aber ach, zu bald wich die lächelnde Fortuna von seiner Seite.

Seinen Onkel bat er um Bewilligung seines Entschlusses, das Oberhaupt der Kirche der Rechtgläubigen. Ein Ideal sagte er, von Tugend und Schönheit hat mich das Glück finden lassen. Dies Ideal ist Rosaura, Tochter des edlen Francesco Gnatone. Der beste Adel, sanfte Sitten, Schönheit, und ein edles Herz ist ihre Auszeichnung, und Achtung und Liebe von Roms Bewohnern die Führerinnen auf ihrem Wege zu dem Hause ihres Geliebten.

Rosaura, die erste ihres Geschlechts, gestand mir den Sieg über ihr Herz zu, und ihr Beifall fehlt nur noch, um das Maas unseres Glücks vollkommen zu machen. „Angelo, sagte Pius erstaunt und unwillig, du willst das Geschlecht der Braschi, das Ihnen aus verflossenen Jahrhunderten zählt, mit Bürgerblut bes Flecken? nein Angelo wähle eine Gattin deines Stammes würdig, eine Bianka Capello, denn hast du meinen Segen und meinen Beifall. Zu grausamer Onkel, erwiederte er, hören Sie nur wie ich mit ihr bekannt wurde. Einst erblickte ich sie lustwandelnd, an jener alten Tiber, und sie bezauberte mich.

Bald

Bald war die Bekanntschaft gemacht, mit ihr, deren Herz ganz ihrem schönen Körper entspricht. Bald erzwang die Liebe ein völliges Geständnis, was Rosaura Snatone mit Erröthen in folgenden Worten beantwortete: Ich ehre in Ihnen schöner Angelo den heiligen Vater. Freien Zutritt verflattete mir ihr edler Vater, zu seiner eben so tugendhaften als reizenden Tochter. Ihr grausames Wort, sollte nun mein Glück vernichten? nein alle Heiligen, sollen die heilige Flamme nicht auslöschten, die in unsere Herzen so rein, so unvermischt brennt. Nein so lange noch ein Herz in diesem Busen wallt, so soll Rosaura nicht von meiner Seite gerissen werden. „Angelo, Angelo du rasest! — Verlaß die buhlerische Bürgerdirne, oder sieh, dieser Pallast soll so lange dich eingezerkert halten, bis deine unsinnige Liebe verbraucht seyn wird. Mit einem Schwur der Rache, verließ Angelo eilend Pius Zimmer. Halb rasend eilte er zu Rosaura, warf sich an den Busen des erschrockenen Mädchens, und erzählte ihr sein Unglück.

Große Thränen entrollten den blauen Augen Rosauraens und näßten die Rosengluth ihrer Wangen. Beide machte der Schmerz sprachlos, und nur Thränenfluthen, machten ihren lautflöpfenden Herzen Luft. Noch hing Wange an Wange und Brust an Brust; als Pius Bediente mit

mit drohender Stimme ihm augenblicklich zu folgen befahlen. Er weigerte sich, und sogleich wurde er Rosarens Armen entrißen und fortgeschleppt. In einem abgelegem Zimmer, nahe an der Engelsburg äußersten Mauer wurde er bewacht. Pius war erzürnt, aber Angelos Standhaftigkeit machte ihm rasend. Oft drang er in ihn mit Drohungen und Versprechungen, aber stets vergebens und selbst der Besitz einer Welt würde ihn nicht haben bewegen können Rosaren zu verlassen.

Einen geheimen Briefwechsel, durch Bestechung einiger Wächter hieß ihm bald die Liebe eröffnen.

Nächst dem Andenken an Rosaren, versüßte nichts mehr seine Einsamkeit, als ihre Briefe, die er wol zehnmal hintereinander las. Einst bewog er auch das gefühlvolle Mädchen dahin, daß sie vor dem heiligen Vater, wenn er den Segen würde vor der Peterskirche ertheilt haben, einen Fußfall thun mögte. Fruchtlos war auch dies ihr letztes Bemühen, welches dem Pabst nur noch mehr erbitterte, als zur Einwilligung geneigt machte. Lange schon sahe Angelo Rosaren nicht, und durfte auch nicht hoffen, bei seiner Standhaftigkeit sie jemals wieder zu sehen. Schon sprach jeder Cicibeo an der Toilette seiner Dame, von nichts, als von Angelo und Rosaren,

ren, als das heldenmüthige Mädchen, den redendsten Beweis ihrer Liebe abzulegen beschloß. Einst verließ sie sehr früh das Haus ihres Vaters, stellte sich der Engelsburg gegen über, auf die vom August erbaute Lüberbrücke, sah hin, nach dem Aufenthalte ihres Geliebten, und leerte ein Gläschen aqua toffana aus. Sie eilte zu Hause machte ihrem Vater ihren Entschluß für Angelo zu sterben bekannt, und tröstete den betroffenen Greiß. Fürchterlich wüthete das Gift in ihrem Innern, und durchschnitt jede Sehne und Nerve. Standhaft blieb Rosaura, betete zur heiligen Jungfrau, ließ ihr vom Tode schweres Haupt herabsinken auf ihren erstarrten Busen, — und verschied als Heldin in Franceskos Armen. — Bald drang die Nachricht zu Angelos Ohren und zerriß sein Herz. Er entwand sich seinen Wächtern, eilte zu dem kinderlosen Vater, warf sich auf die verewigte Rosaura, und nezte ihre bleichen Wangen mit Strömen von Zähren. In Angelos Villa fand Rosaura ihren Ruheplatz. Ihre Gespielen bildeten in Trauer gehüllt mit Thränen im Auge den Leichenzug, und sangen in die Saiten der sanftklagenden Cytber, die Lieder der Trauer. Greise, Weiber, Töchter und Kinder weinten dem Zuge nach segneten ihre Asche, und sagten: Schlummere sanft vom Sturme entblätterte Blume dem Tage deiner Auferstehung entgegen. Cypressen von Angelos Händen gepflanzt

pflanzt umgeben die marmorne Urne die ihrem Grabhügel ziert.

Hier ruht oft Angelo vom Uebermaasse des Schmerzens erdrückt, nezt den weissen Marmor mit blutigen Thränen und singt mit dem gefühlvollen Petrarka: „Tod! du hast das schönste Gesicht das man sah, entstellt, — hast die schönen Augen geschlossen. — Du hast eine für Jugend glühende Seele der angenehmsten Verbindung entzissen. — Ja in einem Augenblicke hast du mir den größten Schatz geraubt.

II.

Ein merkwürdiger Traum.

Einsender dieses gehört gewis nicht zu den Leuten, welche auf Träume vieles halten oder in denselben Offenbarungen der Zukunft und sonstige Anweisungen vermuthen. Wem ist nicht bekannt, wie dadurch der Uberglaube gewinnt und die Schwärmeren Nahrung findet!

Indessen ist's dann doch wahr, daß es manche merkwürdige Träume giebt die auch den Unbefangenen gleichsam zum Stillstand und Nachdenken bewegen.

Von der Art scheint mir folgender Traum zu seyn. Wie ich noch zu H* als Prediger stand, hörte meine Aufwärterin des Abends in der an mein Wohnhaus anschließenden Kirche ein großes Geräusch. Sie sagte mir solches und bewog mich dadurch, selbst in die Kirche zu gehen und genaue Untersuchungen anzustellen. Ich fand nichts und — legte mich darauf schlafen. Daß ich nun von Diebstahl und Einbruch träumte, war ganz natürlich, denn:

Omnia quæ sensuvolvuntur vota diurno tempore nocturno reddit amica quies.

Aber dabey blieb's auch nicht. — Ich träumte fast mit der Lebhaftigkeit eines Wachenden, daß mein Nachbar H*** in der Nacht bestohlen sey. Beym Erwachen schwebte mir das so deutlich vor, daß ich mich gleich darnach erkundigte. Und es war wirklich so. Die Vermuthung stieg bey mir auf, ob vielleicht die Wärterin des Morgens in der Nähe meines Schlafzimmers aus dem Fenster über diesen Hergang gesprochen habe. Ich befragte mich genau darum und fand das Gegentheil. — Dabey war mein Schlafzimmer ganz von der Seite abgelegen, wo H*** wohnte. — Wie kam ich auf den Namen meines Nachbarn? Welch ein besondere Ideenassociation? Gewis es giebt der Phänomene in der Geisterwelt so viel, die wir nicht zu erklären vermögen.

mögen. Freilich haben Moritz und Pockels hierin viel Dunkel vertrieben. Immer wird aber der Ausspruch hierauf noch anwendbar bleiben:

Quantum est, quod nescimus.

III.

Poetische Aufsätze.

I. Der Knabe bei den Nesseln. — Eine Erzählung.

Ein Knabe, der in seinem Gartenbeete,
Worein er sich sonst Blumen säete,
Ein ganzes Heer von Nesseln fand,
Entschloß sich unmuthsvoll dies Unkraut auszu-
ziehen;
Behutsam grif er mit der zarten Hand
Darnach, allein sie brannten ihn.
Indeß wagt' er zum zweitenmal,
Doch weit behutsamer die kühne That
Die Feinde seiner Blumen anzufassen,
Allein Gefühl und Schmerz befahl
Sie, obgleich ungern, stehn zu lassen.
Ein naher Freund gab lächelnd ihm den Rath:
Frisch zugegriffen, keine Complimente,

Und

Und wenn es auch ein wenig brennte,
 Es schadet nichts; — die Kessel hat
 Mit einer Gattung Narren das gemein,
 Sie werden nur um desto gröber seyn,
 Je höflicher man mit den Leuten spricht;
 Sag' ihnen nur ganz dreust die Wahrheit ins
 Gesicht.

K — r.

2. Ständchen.

Am blauen Himmel hell und fern
 Scheint Gottes lieber Abendstern;
 O Liebchen, sieh! er winket dir,
 Und bringet gute Nacht von mir.

Dein Abendlied singt's Engelchor,
 Drum Liebchen! zieh den Vorhang vor,
 Und schlummre sanfte durch die Nacht
 Von Gottes Engeln wohlbewacht.

Dann schling' ich mich um dich im Traum
 Wie Epheu um den Eichenbaum;
 Du schlingst die Arme dann um mich
 Und Feuerküsse decken dich.

Weinst nicht, daß ich dich sehen kann?
 Bin gar ein wunderbarer Mann.

Die

Die Liebe zeigt mir süß und mild
Auch fern von dir dein Ebenbild.

Wie schön sie da im Schlummer liegt,
Wie von der Liebe eingewiegt.
Schlaf, Liebchen! und erwache nicht!
Bis Morgenstern durchs Dunkel bricht.

3. Aufmunterung zur Freude.
(Im Chor zu singen.)

Auf, benutz der Jugend Zeit,
Lachet, scherzt und singet,
Eh' um Spiel und Frölichkeit
Euch das Alter bringet;
Wenn die Jahre steigen, fällt
Jeder Reiz der schönen Welt.

Aber wenn noch junges Blut
In den Adern quillet,
Wenn die Seele froher Muth,
Hang zur Freude füllet,
Wenn die Wange Röthe schmückt
Und das Auge lächelnd blickt;

Dann schmeckt jede Lustbarkeit
Noch einmal so süße,
Thal und Hügel grünen weit
Schöner noch, die Flüsse

Murmeln heller, Echo hallt
Stärker durch den dunklen Wald.

Florenzs Kinder hauchen dann,
Durch den West bewegeet,
Uns mit süßern Düften an,
Philomele schläget
Durch der Waldbewohner Chor
Reizender für unser Ohr.

Darum, Freunde, auf, und nütze
Diesen Tag der Freude!
Wer gern murreisch ist und sitzt
Schmolzt und brummt, bleib heute
Von der frohen Zahl entfernt
Bis er Freude wünschen lernt.

IV.

Die Sinne täuschen.

Der große und lobenswürdige König, Heinrich
der Vierte von Frankreich, saß voll Angst
und Schwermuth wenige Stunden vor seiner
Ermordung, nebst einem seiner Hofleute, beim
Bretspiele, und würfelte um sich die quälenden
Abhdungen zu vertreiben. Auf einmal kam es
ihm

ihm vor, als sähe er auf dem Brettspiele einige Tropfen Bluts. Er rief seinem Bedienten um sie weg zu wischen. Dies geschah; allein bald erschienen diese Tropfen wieder. Auch diesmal wurden sie abgewischt und noch verschiednemal bis sie endlich nach und nach wegblieben und verschwanden, obgleich die bei ihm Sitzenden versicherten, nichts zu sehen; auch keiner sich im geringsten verletzt hatte. — Daraus wolte man nun eine wichtige und geheimnißvolle Vorbedeutung von dem nahen Ende dieses großen Fürsten hernehmen; und da bald darauf seiner Heldenlaufbahn, durch eines Mörders Hand, ein Ziel gesteckt wurde, so hatte der Aberglaube gewonnen Spiel, und die Zeichendeuter bekamen einen Beweis mehr in ihre damals so allgemein geltende, und auch izt noch nicht ganz ausgestorbene Kunst. Allein wenn man die Angst des sonst so tapfern und standhaften Regenten, dem so oft schon nach dem Leben war getrachtet worden; den man so vielfältig gewarnt und mehrmals schon tod gesagt hatte, in Erwägung ziehet, und dazu nimmt, daß die Punkte auf den Würfeln vermuthlich roth waren, so sieht man wie es ihm so gehen konnte, als einem der in die Sonne blickt und dann lange Zeit immer noch das schimmernde Bild derselben vor seinen Augen sieht. Ueberspannte Einbildung und ein hoher Grad der Angst wirken dann auf die Nerven der Sinne

und

und diese werden verwirrt und täuschen. Ein zweites Beispiel soll es noch deutlicher machen.

Die ize regierende Königin Maria von Portugal, eine große Freundin vom Fasten und Beten, besitzt (so erzählt er D. Willis in England) unter andern ein Gebetbuch, dessen sie sich beständig bediente, worin außer andern schönen Figuren, auch die Person des Teufels gar lieblich mit Hörnern, Schwanz, Klauen, glühenden Augen und feuriger Zunge abgemahlet ist. An diesem Gemählde fand nun Ihre allergetreueste Majestät seit langen Zeiten ein solches Behagen, daß sie oft Stundenlang es anblickte. Was Wunder also, daß, bei der großen Reue über ihre Jugendsünden, endlich die Idee von Satan und Hölle in ihrem Gehirne sich fixirte und alle andre Vorstellungen verdrängte. Da nun zuletzt, durch ihre sitzende Lebensart Verhärtungen, und aus diesen nebst dem Hange zur Schwermuth die hartnäckigsten Krankheiten entstanden, so konnte es nicht anders kommen; die Seele wurde auch mit angegriffen und nun brach der Wahnsinn los, in welchem sie immer den schwarzen Obersten der Unterwelt vor sich stehen sieht, ja sogar vorgiebt, er habe oft seinen langen Schweif um ihren Hals geschlungen und drohe sie zuersticken, greife mit seinen Krallen nach ihrer Seele, und habe sogar die Abdrücke seiner glüh-

N. U., 2. Band. D hen-

henden Zähne an einigen Theilen ihres Körpers zurückgelassen. — Bedauernswürdiger und unheilbarer Zustand einer kranken Seele in einem zerrütteten Leibe.

Einem meiner Freunde, nichts weniger als Geisteskranker, — erzählte mir den dritten Beweis zu diesem Satze. Er befand sich in einer großen und weitausläufigen Stadt um dort seinen Studien obzuliegen. Der Zufall führte ihn in eine Gesellschaft, wo in den langen Winterabenden die Zeit oft mit Erzählung von Erscheinungen abgesehiedner Personen zugebracht, und viel davor und dagegen gesprochen, zugleich eine Menge, die Einbildungskraft erheizende Beläge beigebracht wurden. Er, immer noch von der Zahl der Ungläubigen, gieng meist spät nach dem entfernt gelegenen und fast allein von ihm bewohnten Hause zurück. Einmal war seine Seele mehr als sonst zur Schwermuth geneigt; und mit den Geistergeschichten angefüllt tritt er in sein Zimmer. Hier setzt er sich, die brennende Lampe vor ihm stehend, an den Tisch über welchem ein großer Spiegel hängt, und wiederholt die gehörten schaudervollen Erzählungen. Indem nun die Bilder seiner Seele lebhaft vorüberschweben, ergreift ihn urplötzlich der Gedanke: wie wenn dein verstorbener Vater dir auch einmal erschiene! Dies denken und zugleich durch diese fixirte Idee zu einer

einer Gewissheit voll Schrecken zu gelangen war eins. Er dreht sich mit dem Kopfe, den er bisher auf beide Hände gestützt hatte, furchtsam hinterwärts und sieht? — was der furchtsame und Franke Schwärmer immer sehen will — seinen längst verstorbenen Vater hinter sich stehen. Tod desangst ergreift ihn und ein gräßlicher Schauer packt und schüttelt seine Glieder so, daß der kalte Schweiß in großen Tropfen aus seinem Körper dringt. Sich zu bewegen oder nur aufzustehen, wagt er nicht; nur noch einmal blickt er über seine Schultern verstohlen hin, und — o Entsetzen! immer noch stehet das Schreckbild hinter ihm. Angst des Todes und grausenvolles Entsetzen mårtern ihn nun die lange kalte Winternacht hindurch; er blieb still und halbtod sitzen um sein nahes Schicksal zu erwarten, bis endlich gegen Morgen, da seine Lampe verlöscht, er es wagt, mit einer Berwegenheit die ihn, wie er wähnt, Verzweiflung einflößt, plötzlich aufzuspringen, den Stuhl um zu werfen und sich um zu drehen — und siehe, — der Geist war verschwunden. Allein die Kälte, und Angst hatten ihn so angegriffen, daß er beinahe ein Opfer des Todes geworden, und nur die geschickte Bemühung seines Arztes, der selbst an seinem Aufkommen zweifelte, brachte ihn wieder der Gesundheit zurück. Es kostete viele Mühe ihn zu überzeugen, daß seine erhitzte Imagination, aufgewachte Furcht-

samkeit, dann der Schimmer des vom Spiegel zurückprallenden Lichts und der Schatten seiner eignen Person zusammen genommen, diese Erscheinung bewirkt hatten. —

V.

Anleitung

zum bequemern und vervielfältigten
Gebrauch des Junkerschen Sonnenmikroskops.

Für die glückliche Erfindung und die so uneigennützig, noch immer mit gleichem Eifer fortbauende Bemühung, ein so nutzbares und angenehmes Instrument auf die wolkeilste Art in vieler Hände zu bringen, verdient Herr Junker gewiß den wärmsten Dank jedes Menschenfreundes.

Wer indessen dieses fürtreffliche Instrument nur gleichsam als eine gewöhnliche Zauberlaterne oder Schattenspiel an der Wand gebraucht, und es übrigens bloß bei den dabei befindlichen fünf oder sechs Schiebern bewenden läßt, für den wird es bald den Reiz der Neuheit verlieren.

Die Absicht dieses schönen Werkzeugs soll Verbreitung einer anschaulichen Erkenntnis der Werke Gottes in der Natur, und dadurch Beförderung einer ehrfurchts- und liebevollen Verehrung des Schöpfers seyn, der überall in der Natur, Leben und Glückseligkeit in millionenfachen Modifikationen verbreitet, und in seinen kleinsten Werken die größte Weisheit zeigt. *)
 Aber diese Absicht erreicht nur der, welcher seine Objekten von Zeit zu Zeit vermehrt. Vielleicht thue ich manchem einen nicht überflüssigen Dienst damit, wenn ich ihm hiezu meine Versuche und Erfahrungen mittheile.

Vorab muß ich bemerken, daß die Drehscheibe, vermittelst deren die Sonnenstrahlen geleitet werden, so lange das Instrument noch neu ist, gewöhnlich etwas steif geht, welches nach feuchter Bitterung noch merklicher ist. Man sehe dies nicht für einen Fehler des Instruments an, als welches von dem Verfertiger wohlbedächtig und mit

*) Der Rüssel des Elephanten ist ein Meisterstück seines Schöpfers, aber die Rüssel der Insekten sind es noch mehr. Z. B. Man wickle den spiralförmigen Rüssel eines Schmetterlings etwas auseinander, und sondere seine beide parallele Theile von einander, oder aus dem spitzen Ding am Kopf einer Mücke, das nur die Lade ist, lange man den wahren Rüssel heraus, man bringe die im Sonnenmikroskop auf die Wand, und urtheile zwischen groß und klein.

mit Fleiß so eingerichtet ist, damit in heißen trockenen Sommertagen, wo das Sonnenmikroskop am meisten gebraucht wird, und wo alles Holzwerk mehr oder weniger sich zusammenzieht, die Scheibe nicht gar zu los und folglich unrichtig gehen möge. Sollte aber im Anfang die Scheibe gar zu schwer und nur mühsam sich umbdrehen lassen, so kann man sich ganz leicht auf folgenden kurzen Art damit helfen: Man schraubt nemlich den messingenen Ring ab, nimmt die Drehscheibe heraus, und bemerkt die Stellen, wo sie glänzt. Dies sind eben diejenigen Stellen, wo sie sich am meisten klemmt. Diese Stellen schabt man mit einer Glasscherbe so lange ab, bis sie nicht mehr anfleumen, worüber man die Probe mit öfterem Herumdrehen der Scheibe in ihrer Fuge macht, ehe man den Ring wieder aufschraubt. Findet man nach diesen Versuchen, daß sich die Scheibe nun drehen läßt, so reibe man den Rand der Scheibe, so wie auch die innere Fuge oder den Falz, worin sie herumgehen soll — nicht etwa mit Fettigkeiten, sondern mit einem gewöhnlichen Bleistift, und so erhält man einen hinlänglich gemächlichen Gang. Ganz los muß sich die Maschine nicht drehen lassen, weil sie sich sonst zu leicht verrücken würde. Man hüte sich also, daß man diese Operation nicht etwa bei oder gleich nach feuchter Witterung anstelle, da man leicht so viel abschaben könnte.

Nur bei trockenem Wetter bewerkstellige man dieses, und übrigens gebe man dem Instrument immer seinen Platz, wo man es aufbewahrt, an einem trockenen Ort, nicht nur um des Holzes sondern auch noch mehr um der Gläser willen, die an einem feuchten Ort leicht anlaufen und trübe werden, wie man dies an jedem Spiegel bemerken kann.

Eine der lehrreichsten und bewundernswürdigsten Anblicke gewähren die sogenannten Infusionshierchen, welche dem bloßen Auge, und wäre es auch ein scharfsichtigstes, durchaus unsichtbar sind. Diese kann man sich so zu reden, selbst schaffen, wenn man zerschnittenes Stroh oder Heu, oder frisches Gras, ferner Blumen aller Arten, auch Weizen, Roggen oder andere Getraidkörner, oder verschiedene Saamenarten, besonders den Saamen von rothen Rüben in ein kleines Gefäß z. B. in ein Bierglas thut, und frisches Brunnenwasser drauf gießt, und es an einen mäßig warmen Ort hinsetzt, um eine desto schnellere Gährung zu bewirken. In kurzer Zeit in drei bis vier Tagen, oft schon in 24 Stunden wimmelt's von unzähligen Thierchen darin, und je länger die Infusion steht, desto zahlreicher werden sie, jedoch wenn sie gar zu lange stehen bleibt, so daß sie in volle Fäulnis übergeht, sterben die Thierchen, und Aufgüsse von frischem
Wasser

Wasser können auch nicht alle Arten derselben vertragen. Um also einen beständigen Vorrath zu haben, halte man sich mehrere dergleichen Gefäße, deren eins etwas später angefüllt ist als das andere. Will man in der Geschwindigkeit dergleichen Thierchen haben, so schöpfe man nur aus der nächsten stehenden Gasse, oder aus einem stehenden trüben Cumpf, und gemeiniglich erhält man damit zugleich eine Menge verschiedener Arten Infusionsthierchen, jedoch erhält man dann auch gewöhnlich Larven von allerhand kleinen Insekten mit, und bisweilen nur diese allein und keine Infusionsthierchen. Wenn man nur von diesem Wasser einen Tropfen eines Nadelknopfs groß vor das Mikroskop bringt, so erblickt man gleichsam ein Meer voller lebendigen Geschöpfe, die mit ungemeiner Hirtigkeit hin und her und durcheinander schwimmen.

Zur Anstellung dieses Experiments ist nun bei jedem Mikroskop beigelegte simple Glasschieber zwar brauchbar und bequem, aber er läßt sich dann doch mit leichter Mühe noch bequemer dazu einrichten. Bringt man nemlich nur einen so ganz kleinen Tropfen auf diesen Schieber, als darauf stehen bleiben kann, ohne herabzufließen, dann trocknet derselbe in den konzentrirten Sonnenstrahlen gar zu schnell auf, und die armen Thierchen sind im Augenblick todt: Nimmt man
aber

aber einen nur etwas größern Tropfen so fließt er vom Schieber herunter und dehnt sich am untern Rande so aus, daß man nichts von dem, was man eigentlich sehen will, zu sehen bekommt. Um besten also — man klebt über diesen gewöhnlichen Glaschieber einen Streifen Papier oder Pergament, worin man vorher einige runde Löcher etwa einer kleinen Erbse groß geschnitten hat. In eins dieser Löcher legt man nun den Wassertropfen, welcher jetzt schon weit größer seyn kann, ohne auszufließen, weil ein solcher Tropfen nach einer in der Naturlehre bekannten Regel, rund um am Rande fest hält und eben so wie das Wasser in einem trockenen Gefäß sich aufhäufen oder über den Rand emporstehend nachen läßt, und eine kugelige Figur annimmt. Hierzu sind die kleinere Löcher desto geschickter, weil in den größeren der Tropfen durch seine Schwere niederhängt, und manchmal, wenn er was stark ist, überfließt oder abläuft. Damit nun auch das Papier, wozu man eine der dickern Sorten wählt, oder das Pergament, welches sich noch besser hiezu schickt, nicht das Wasser in sich sauge, so tränkt man zuvor den Rand der Löcher mit gekochtem Leinöhl.

Aber wie macht man diese Löcher auf die leichteste Art, so daß sie vollkommen rund werden? Einer meiner Freunde, dem es gewiß nicht an Kopf

Kopf fehlt, zirkelte sie ab, und schnitt sie sehr mühsam mit einem Federmesser oder mit der Scheere aus. Vielleicht machen es mehrere so, die nicht an die Dinger denken, womit die Sattler Durchs Leder Löcher schlagen. Ein solches Instrument kann man in jedem Nürrenberger Laden kaufen, oder sich auch dasselbe in beliebiger Weise bei jedem Schmidt verfertigen lassen. Mit diesem Instrument schlägt man vermittelst eines gewöhnlichen Hammers, der nicht zu schwer und nicht zu leicht ist, auf einem untergelegten trockenen Brett — welches dazu besser ist, als Blei — die Löcher ins Papier. Auch lassen sich solche Löcher sehr leicht mit einem gewöhnlichen Hohlmeißel dergleichen die Drechsler und Tischler brauchen, und welche gleichfalls von jeder Größe in den Laden zu haben sind, ausstechen. Diese Meißel haben noch den Vorzug, daß man mit einem einzigen, Löcher in verschiedener Größe ausstechen kann, die man aber vorher mit dem Zirkel vorzeichnet.

Um sich nun für mehrere Objekten die Eissung zu verfertigen, hat man einen Probeshieber vom H. Junker vor sich. Es ist auch sehr leicht, dieselbe nachzumachen. Indessen gehören doch einige kleine Handgriffe dazu, ohne deren Beobachtung sie gar zu leicht misslingen, oder unvollkommen werden.

Man

Man schneidet genau nach diesem Probeschieber einen Streifen Papier von gleicher Länge und Breite, und nach diesem Maasß läßt man sich beim Glaser einen hinlänglichen Borrath Glasstreiffen vom feinsten und weissesten Glase schneiden, je dünner das Glas ist, desto besser. Das Papier zu diesen Schiebern wird nun ebenfalls genau nach der Größe eines solchen fertigen Glasstreiffen geschnitten, nachdem es zuvor einmal zusammen gefallen ist, um den Schiebern offen und zu machen zu können. In diese zusammengefaltene Papierstreifen schlägt oder sticht man nun auf die vorhin beschriebene Art fünf Löcher aus, wozu man vorher die Stellen in gehöriger Entfernung von einander und in grader Linie abzeichnet. Man setze die Löcher ja nicht zu nahe beisammen, auch nicht zu nahe an die beiden Ecken, damit man nicht allein Raum übrig halte, um die Buchstaben und Ziffern zur Bezeichnung der Schieber und Objekte anzubringen, sondern auch damit man beim Gebrauch der Schieber in der Sonne, wo einem die Finger leicht schwitzen, das Glas über einem Objekt nicht beschmutze, welches geschehen würde, wenn man es anfäße, wo grade ein Objekt befindlich ist. Aus diesem Grunde rathe ich auch, es ja bei den fünf Löchern bewenden zu lassen.

Um nun diese Papierstreifen welche so fort nummerirt

merirt werden, auf die Glasstreifen aufzukleben, ist einige Vorsichtigkeit nötig, theils damit das Glas an den Stellen, wo es durchsichtig bleiben soll, nicht mit dem Kleister beschmutzt werde, theils damit beide Glasstreifen ganz genau und grade so zu liegen kommen, daß beide mit der Falte des Papiers, wenn der Schieber zu ist, eine einzige grade Linie ausmachen.

So bald man nemlich das Papier mit dem Kleister, wozu der gewöhnlichen Buchbinderkleister der schicklichste ist, bestreicht, so wirft es sich in die Höhe, oder bekommt gar Runzeln und Falten. Um dies zu verhüten, feuchtet man es vorher auf der inwendigen Seite mit einem feuchten Schwamm an, legt es mit dieser angefeuchteten Seite auf ein Stück Papdeckel, und streicht nun den Kleister drüber, aber nicht zu stark; wollte man die beiden Glasstreifen jetzt gleich drauf legen, so würden natürlich auch die Stellen des Glases wo doch die Oefnungen bleiben sollen, ganz mit Kleister überzogen seyn. Um dies zu verhüten, ist es nothwendig, den angestrichenen Streifen so fort auf ein reines Brettchen von weichem Holz zu legen. Um nun die beiden Glasstreifen ganz grade neben einander drauf legen zu können, ohne daß man erst nötig hat, sie zu verschieben und zu rücken, als wodurch nothwendig Kleister in die Oefnungen kommen muß,

muß, bedient man sich dieses leichten Handgriffs: Grade mitten durch die auch nach dem Bestreichen noch immer sichtbar gebliebenen Falten des Papiers steckt man nahe an die beiden Enden eine Stecknadel in das Brett, worauf das Papier liegt, eben fest, so daß diese beide Nadeln wie ein Paar Pfeiler in die Höhe stehen. Nun legt man den einen Glasstreifen mit dem abgeschrittenen Rande gegen diese beide Nadeln an, und drückt ihn mit dem Finger auf das Papier nieder, so sitzt er wie er sitzen soll. Nun nimmt man den zweiten, und macht es eben so an der gegenüberstehenden Seite, und so ist der ganze Schieber fertig, man zieht die Nadeln heraus, und läßt's trocken werden.

Weil nun nicht alle Objekte von einerley Feinheit und Dicke sind, so ist es rathsam, daß man sich nach den verschiedenen Arten der Objekte auch mehrere Sorten von Schiebers verfertigt, in welchen der Zwischenraum zwischen beiden auf einander liegenden Gläsern mehr oder minder enge ist. Dieses hängt nun lediglich von der Dicke oder Dünne des Papiers ab, das man dazu gebraucht. Man thut wohl, wenn man einige Schiebers zu ganz feinen Objekten, z. B. zu den Flügeln ganz kleiner Mücken oder andern Insekten, von dem allerfeinsten fast durchsichtigen Postpapier verfertigt. Und sollte dies
noch

noch nicht dünn genug seyn, so nimmt man den Papierstreifen, der sonst überall wie auch bei dem Junkerschen Probeshieber doppelt genommen ist, nur einfach, klebt solchen, wenn erst die Löcher darin angebracht sind, auf einen Glasstreifen, legt, wenn er trocken ist, die Objekte in die Löcher, und klebt dann die andern Glasstreifen drauf. Man braucht wenige derselben, und hebt die Objekte so lange auf, bis man zur Anfüllung eines Schiebers genug hat.

Eine etwas größere Anzahl Schiebers bereitet man sich von dem so genannten Glanz, oder Seidenpapier, welches man in den Papierladen von jeder beliebigen Farbe haben kann, und sich auch wegen seiner Glätte und gleichen Dicke am besten dazu schickt.

Noch eine andere Sorte bereitet man sich, indem man von dem dicken Papier dazu wählt, welches zum Zeichnen und zum Notenschreiben gebraucht zu werden pflegt.

Wer nicht gleich von diesen verschiedenen Arten Papiers bei der Hand hat, kann sich auch damit helfen, daß er zwei und mehrere Blätter auf einander klebt, wodurch er ebenfals Schieber von verschiedenen Vertiefungen erhält. Da man sich diese Schieber in Vorrath verfertigt so ist es,

um bei dem Gebrauch nicht zu irren sehr gut, sie durch einige Zeichen, Ziffern oder Buchstaben zu unterscheiden.

Um nun auch verschiedene kleine Thierchen, z. B. eine Floh, eine kleine Spinne, eine Ameise u. dgl. welche in den bisher beschriebenen Schieber nicht Raum genug haben würden, lebendig betrachten zu können, macht man sich auch einige von gewöhnlichen Spielkarten, welche einem solchen Thierchen Raum genug lassen, sich nach Wohlgefallen darin bewegen zu können.

In einige Schieber mache man anstatt der runden Löcher eine länglichte schmale Oefnung, so lang, als die fünf Löcher zusammen sind. Diese haben den Gebrauch, daß man länglichte Thiere, z. B. den im faulenden Holz auch in mancher Erde anzutreffenden Tausendfuß entweder in gerader oder schlängelförmiger Lage darin fasset, welches letztere aber gleich nach seinem Tode geschehen muß, weil er so leicht zerbricht; er ist aber auch sehr bald todt. Im Sonnenmikroskop hat er die schauerliche Dicke und Länge einer Riesenschlange.

Ich darf es wohl kaum erinnern, daß wenn man größere Objekte, z. B. ganze Flügel, Säugethiere und ganze Thierchen, ohne sie zu zerlegen

gen, einfassen will, man dazu auch Schieber mit verhältnißmäßig größern Löchern wählt, und übrigens diese größere Objekte auch nur durch die erste Linse, die am wenigsten vergrößert, betrachtet; sollte nun auch das Objekt nicht ganz auf die Wand kommen, so betrachtet man es durch allmähliches Fortrücken des Schiebers.

Man halte die Bereitung solcher verschiedenen Arten von Schieber ja nicht für etwas überflüssiges. Diese Verschiedenheit ist durchaus nötig. Denn ist die Vertiefung in einem Schieber zu weit, so bleibt das Objekt nicht in der Mitte der Oefnung liegen. Ist sie hingegen zu enge, so werden die Objekte dadurch zerknist, verbogen oder auf sonstige Art verlegt.

Um sich nun allmählig einen Vorrath von allerhand Objekten zu sammeln, nimmt man eine Schachtel, und einen Vorrath kleiner Stücke Papier von unterschiedener Größe zu sich, fängt bei geflissentlicher Nachsuchungen allerlei kleine Thierchen sonderlich aus dem Insektenreich, man nimmt auch aus dem Fach der Vegetabilien allerlei Gegenstände die man merkwürdig findet, wickelt jedes einzeln in ein Papier und legt es in die Schachtel, die man immer, sonderlich auf Spaziergängen bei sich führt, um auch manche bei Gelegenheit und von ohngefähr gesundene

Gegenstände aufzuheben. Die ohne Papier eingekerkerten Thierchen würden sich untereinander beschmutzen, beschädigen oder gar fressen und andere ohne Papier hineingelegte Sachen verderben. Hat man nun so viel gesammelt, daß es der Mühe werth ist, so geht man bei gelegener Zeit an die Einfassung. Man muß aber auch oft, sonderlich bei den bald trocken werdenden Vegetabilien eilen, denn da sie durchs trockenen bald undurchsichtig werden und überhaupt nur die Querschnitte von Holz, von Rohr und von Halmen, der Blumenstaub und Skelette von Blättern vorzüglich zum Einfassen taugen, so dient das übrige, z. B. die Geschlechtstheile der Blumen, kleine Blättchen, Gräser u.dgl. manchmal auch frisch zum Sonnenmikroskop. Manches Thierchen will auch gern, gleich nachdem man es gefangen hat, eingefast seyn, weil man so lange es noch lebt, den Vortheil hat, daß man seine Glieder gehörig auseinander legen kann, als welche es im Tode an sich zieht oder unter sich legt, und dann ohne Beschädigung nicht zu entwickeln sind.

Ehe man nun ans Einfassen geht, untersucht man vorher seinen gesammelten Vorrath von Objekten, denn unter demselben ist nicht alles für das Sonnenmikroskop brauchbar, auch nicht wichtig genug. Diese Untersuchung nimmt man

N. U. 2. Band. P nur

nur mit dem bloßen Handmikroskop vor, wobei aber die dritte Linse fast unentbehrlich ist. Die nun vorhin beschriebene und zur wirklichen Einfassung und Aufbewahrung der Objekten bestimmten Schieber hierbei gebrauchen, ist mühsam und in vielen Rücksichten nachtheilig, zumal wenn schon einige Objekten darin liegen, als welche durch das öftere Auf- und Zumachen leicht herausfallen, sich verschieben, oder wenigstens Staub bekommen. Man mache sich also einige bloß zum Beobachten bestimmte kleine Handschieber, nur mit einem, höchstens zwei Löchern versehen. Auch mache man sich derselben auf alle Fälle von verschiedenem dünneren und dickeren Papier, eben so wie die grossen.

Diese so wohl als jene müssen vor dem Gebrauch sorgfältig gereinigt werden. Obgleich man aller Vorsicht beim Aufleben der Gläser dennoch etwas Kleister in die Löcher getreten, so schabe man denselben mit einem flach geschnittenen stumpfen Hölzchen oder noch besser mit einem Salzbein, wie die Buchbinder brauchen ab. Ein Messer ist leicht zu scharf, und verursacht also Krätze im Glas. — Nun haucht man in die Löcher, drückt mit einem dünnen Stöckchen ein Pöppchen reinen weichen Leders in dieselben, dreht dies nach allen Seiten und Richtungen, puzt mit einem Pinsel noch einmal nach, und fährt damit

Damit so lange fort, bis alles recht helle und rein ist.

Ist dies geschehn, so kann man zum wirklichen Einfassen übergehn. Man legt deswegen unter jeden Schieber, den man anfüllen will, ein viereckigtes Stück Papier, worin man ihn wickelt kann, und auf welchem man eben die Buchstaben und Ziffern schreibt, womit auch der Schieber selbst bezeichnet ist, jedoch mit hinlänglichen Zwischenräumen, um den Namen eines jeden eingezlegten Objekts so gleich bei der gehörigen Ziffer zu bemerken.

Mit Hülfe der vorhin bemerkten Kleinern Handschieber betrachtet man nun erst jedes Objekt im Handmikroskop, und so hat man den Vortheil, daß man nun gleich aus diesem kleineren Schieber, deren man, wie vorhin bemerkt, mehrere Sorte hat, wissen kann, in welche Sorte von den größern Schiebern das Objekt am besten passe. Hat man nun einen dieser letztern angefüllt, so wickelt man ihn in das zu demselben gehörige Papier, damit er fest zu bleibe, und für Staub bewahrt werde, und so fahre man mit mehreren fort, bis der ganze Vorrath von Objekten eingefaßt ist.

Sind nun mehrere Schieber auf diese Art an-

gefüllt, so klebe man sie noch nicht gleich zu, sondern nun betrachte man diese ganze Sammlung erst im Sonnenmikroskop. Manches das vorhin durchsichtig war, ist es nach einiger Zeit nicht mehr, manches läßt im Handmikroskop einiges Licht durch, und in der Sonne gar nicht, manches ist im Handmikroskop auch durch die stärkste Linsen nicht deutlich genug zu beobachten, aber in der Sonne desto deutlicher. Nach dieser Revision mustert man seine Sammlung aus, wirft das unbrauchbare so fort aus jedem Schieber, in welchem es liegt, heraus, und die Lücken füllt man nächstens mit andern Objekten wieder aus. Hieraus erhellet nun noch ein anderer Vortheil des um jeden Schieber gewickelten Papiers, mit dem Verzeichniß seines Inhabte. Erst dann, wenn er gewiß voll ist, wird er in das summarische Objektenverzeichnis, wozu man sich ein eigenes kleines Büchlein von wenig Bogen macht, eingetragen, und nun werden auch zugleich die Schieberer zugleibt. Dies geschieht ebenfalls mit dem gewöhnlichen Buchbinderkleister, jedoch sehr vorsichtig, damit von diesem Kleister nichts an die Objekte oder in die Löcher austrete.

Außer den bisher beschriebenen papiernen Glas-schieber verschafft man sich auch noch ein Brettchen von der nehmlichen Länge, Breite und Dicke, wie jene. In diesem hölzernen Schieber schneit

det man ein oder mehrere Löcher, so groß als möglich, und zwar so, daß diese Löcher oben ganz offen sind, und nur einen halben Zirkel formiren, und folglich einem der gewöhnlichen Glasschieber ähnlich sehen, den man in der Mitte den langen Weg durchgespalten hätte. In diese Halböffnung befestigt man nun eine feine Nadel die mit ihrer Spitze grade aufwärts steht, und bis in die Mitte der Oefnung reicht. Dieses Instrumentchen dienet zur Festhaltung und Beobachtung lebendiger Thierchens, die man auf die Spitze dieser Nadel *) steckt, und die man in einem gewöhn-

*) Das lebendig Spiessen der unschuldigen und wehrlosen Geschöpfe ist freilich grausam, und zum bloßen Vergnügen rathe ich nicht dazu. Aber für die Lernbegierde und den Beobachtungsgeist sind Grausamkeiten übers Reich der Animalien notwendige Uebel, und was lernt man da nicht alles! Ich stieg an einem Freitag morgen um 10 Uhr einen großen Goldkäfer (den Puppenräuber, *carabus sycophanta* L.) des Mittwochs Morgens um 10 Uhr hatte er sich durchs Papier gefressen, und wirtschaftete frisch und munter in der Schachtel herum. Deshalb und um ihn vom längeren Hunger zu befreien, schnitt ich Kopf und Bruststück ab, und nahm ihm die Flügeldecken weg. Der Rumpf lebte noch bis den nächsten Freitag Mittag um 3 Uhr. Den Tag über lag er still, auffer wenn ich ihn anstieß. Aber des Abends, wo diese Thiere auf den Raub gehn, holperte der Rumpf über den Tisch herum — Welch ein tief eingepprägter Instinkt, und welch zähes Leben bei kleinen Thierchen, da große Thiere vom ersten Streich so fort getödtet werden! Welche Aufgabe über Mechanismus und Thierseelen! —

wöhnlichn Schieber nicht so von allen Seiten, noch in ihren freiesten Bewegung betrachten kann.

Viele Objekte erfordern, um sie zum Mikroskop zu präpariren, eine eigene und umständliche Behandlung, welche hier zu beschreiben, der Raum nicht gestattet. *) Ich verühre hier also nur einiges.

Um z. B. die Augen der Insekten, betrachten zu können, müssen sie mit einer kleinen scharfen und ausnehmend spitzen Scheere **) vom Kopf geschnitten und durchsichtig gemacht werden. Man hält sie nämlich mit der Pinzette eben unter die Oberfläche von reinem Wasser, nimmt einen kleinen aber etwas steifen Miniaturpinsel, und wäscht damit den Urath aus dem Auge, welches bald durchsichtig wird. Um es so viel bequemer wie der Pinzette anfassen zu können, läßt man beim Ausschneiden an einer Seite etwas von dem dasselbe umgebenden undurchsichtigen Hornwand — denn nur das dünne gewölbte Hornhäutchen über

*) Herr Junker wird hierüber bald ein eigenes ausführliches Werkchen herausgeben.

Ann. d. S.

**) Ich bediene mich dazu eines ganz feinen aus einem kleinen Stück einer Uhrfeder verfertigten vorne ganz scharf zugeschnittenen Messerchens.

Ann. d. S.

über dem Auge wird durchsichtig — oder wenn derselbe zu schmal ist, etwas von den angrenzenden Theilen daran sitzen, welches man nachher wegschneidet.

Un verschiedenen Theilen mancher Thiere sitzt die größte Kunst versteckt. Z. B. am Stachel der Bienen, Wespen, Hummeln u. s. w. das was man mit unbewafneten Augen sieht, ist eine spitze Scheide, die eben unter der Spitze einen Schlitze hat, woraus, indem das Thier einen Stich anbringen will, zwei am Ende mit Widerhaken versehene Lanzen hervorschießen, die in der Wunde so fest halten, daß der ganze Stachel aus dem Leibe des Insekts gerissen wird. Dergleichen Gegenstände müssen also erst aus einander gelegt werden, ehe sie im Mikroskop interessant sind. Man bezieht sie also vorher in einem Schieber, um zu erkennen, wo und wie die Entwicklung nötig sey. Alsdann faßt man sie mit der Pinzette und legt sie mit Hülfe einer feinen Nähnadel auseinander. Um bei dieser Operation besser sehen zu können, braucht man die Handloupe, dergleichen eine bei den vierlingten Junferschen Mikroskopen befindlich ist. Weil man aber bei solchen Operationen beide Hände nötig hat, so hat man freilich keine übrig, um die Loupe damit vors Auge zu halten. Man macht sich also eine Maschine, vermittelst deren die Loupe

Loupe in einer dem Auge angemessenen Entfernung und Richtung auf den Tisch festgestellt werden kann. Diese Maschine ist ganz simpel. Sie besteht aus einem Stück Blei, dem man am bequemsten die Form einer Halbkugel giebt, unten platt, und schwer genug ist, auf jeder Stelle fest und unverrückt stehen zu bleiben. An dieses Stück Blei wird ein längliches schmales Stück Blech befestigt, welches gleich beim Gießen geschehen kann. Dieses Blech hat an dem obern Ende, wo es also breiter seyn muß, eine runde Oefnung, in welche die Loupe umgekehrt, das heißt den breitem Trichter zu oberst paßt. Diesen Blechstreifen biegt man nun so, daß man die Loupe in der bequemsten Richtung — nicht horizontal sondern etwas abwärts oder vertikal — vors Auge befördert. Jedoch muß die Loupe in dieser Stellung nicht höher als ohngefähr eine Spanne lang über den Tisch hervorragen, um die Hand recht fest an den Tisch und doch auch nahe genug an die Loupe halten zu können. Nun legt man den Spiegel unter die Loupe auf den Tisch, jedoch mit einem Ende höher als mit dem andern, und zwar dem Stubenfenster grade gegenüber, um durch solche oblique Lage des Spiegels das Licht aufwärts auf das Objekt zu bringen. Nun hält man mit der einen Hand die Winzette mit dem Objekt, und mit der andern die Nadel unter der Loupe im Deutlichkeitspunkt,

und

und entwickelt oder zerlegt seinen Gegenstand, und bearbeitet ihn so, wie es die jedesmalige Absicht desselben erfordert.

Die Vergrößerung unter der Loupe ist bei manchen äußerst kleinen Objekten nicht immer hinlänglich. Man kann daher auf dem blechernen Streifen ausser der Oefnung vor der Loupe noch eine kleinere anbringen, um die eigentlichen Linsen hineinzusetzen. Auf diese Art hat man auch ein etwaiges Mittel, die Objekte auch auf der Oberfläche zu betrachten, welches tausend Schönheiten und Wunder darstellt, und eine eigene Sammlung veranlaßt, weil die Einfassung im Schieber eben nicht die bequemste hiezu ist, und nicht gestattet, ein Objekt von allen Seiten zu betrachten. Freie Objekte nehmen sich im Handmikroskop immer am schönsten aus. Aber zu diesem Zweck ist die Maschine noch nicht bequem genug. Es fehlt noch das Mittel, um freie Objekte unbeweglich ohne Hand im Deutlichkeitspunkt vor der Linse festzuhalten. Indessen wird sich das auch bald ausfindig machen lassen, und bis dahin bleibt dem Leser etwas zum Selbstdenken und Erfinden übrig, wo wir dann sehen wollen, wer das simpelste und bequemste Mittel angiebt. *) Ueberhaupt

*) Wohlan hier ist ein zur Probe, dessen ich mich mit gutem Erfolg bei meinem Mikroskop bediene: Man lasse sich beim Drechsler von Buchsbaumen Holz einen

Haupt theile ich gern meine Erfahrungen salvo meliori mit, und lasse mich gern und dankbar belehren von jedem, der noch bessere und mehrere Vorschläge thut.

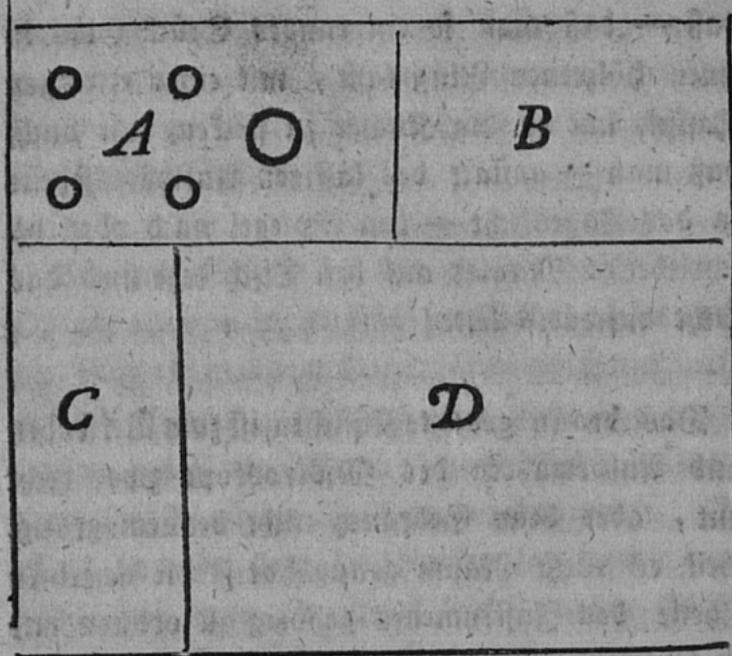
Um dem Gesicht bei den vorhin beschriebenen Operationen nicht zu sehr zu schaden, hält man die Pinzette mit dem Objekt über ein Stück leicht grünen Glases, wodurch das Licht von unten sanfter ins Auge fällt, und zugleich die bei manchem Objekt nöthige Resistenz gegeben wird. So ist es auch bei dem Handmikroskop immer dienlich, daß man ein Stück leicht grünen Glases unten vor den hölzernen Köcher hält, oder besser, daß

Ring inwendig mit einer Schraubenmutter versehen, verfertigen, worin die Linsen genau passen. An diesen Ring wird ein ebenfalls hölzerner gedrehter Stiel etwa sechs Zoll lang befestigt. Obungefähr anderthalb Zoll tief unter dem Ring ragt an dem Stiel ein kleiner Arm hervor, durch den eine Oefnung eines Pfeifenhahms dick geht. In diese Oefnung stellt man abwechselnd und nach Belieben, 1) Ein kleines Stäbchen von Holz, worauf eine Nadel befestigt ist, worauf man das Objekt anspiessen kann. 2) Ein anderes Stäbchen, woran oben eine spitze Zange befestigt ist, zwischen welcher man ebenfalls ein Objekt befestigen kann. Ich habe hiezu eine alte R. isfeder sacreficirt, welche etwas dünner und schmaler geschliffen recht eigen zu diesem Gebrauch gemacht zu seyn scheint, w. il man wegen des daran befindlichen Schraubchens die Oefnung der Zange nach Belieben enge oder weit stellen kann.

Anm. d. F.

daß — daß man so ein rundes Stück Glas in einen hölzernen Ring faßt, mit einer etwaigen Kapsel, um an den Röcher zu stecken, wie auch, daß man — anstatt des lästigen Aufwärtssehens in das Tageslicht — den Spiegel nach oben beschriebener Manier auf den Tisch lege und das Licht aufwärts leite.)

Das braun gebeizte Kästchen ist zum Versenden und Aufbewahren des Mikroskops zwar recht gut, aber beim Gebrauch nicht bequem genug, weil es nicht Raum genug hat, die einzelnen Theile des Instruments gehörig zu ordnen und zu sortiren. Es verdient also wohl, daß man sich ein netteres und gemächlicheres dafür machen läßt, in Form einer Schatulle, etwa 9 Zoll lang $7\frac{1}{2}$ breit und von proportionirter Höhe, inwendig mit zwei oder drei übereinander liegenden Boden versehen, je nachdem man unten eine oder zwei Schiebladen darin anbringen will. In der oberste Vertiefung gleich unter dem aufgehobenen Deckel legt man bloß den zum eigentlichen Sonnenmikroskop gehörigen Apparat, die Drehscheibe, die pappene Röhre, den Spiegel, den Bolzen und die Schrauben, darunter werden zwei Schiebladen etwas über einen Zoll tief angebracht. Die obere Lade theilt man in vier abgesonderte Fächer, ob, ohngefähr nach folgender Figur:



In das Fach A läßt man ein Brettchen etwas über einen halben Zoll dick befestigen, worin 4 kleine und ein größeres Loch angebracht, und mit weichem Leder ausgefüllert sind, worin man die vier Linsen und die Loupe hineinstellt, damit sie vor allem Staub bewahrt bleiben. Zu welchem Zweck man auch noch besonders ein genau schließendes Deckelchen über dieses Fach anbringen kann. In das nebenanschließende Fach B legt man die kleinen Hand- oder Beobachtungsschieber, den Pinsel zur Reinigung der Linsen, und die Pinzette. In das Fach C wird der hölzerne Köcher, und in das letztere Fach D alle mit Objekten angefüllte Schieber hinein gelegt.

In der untern Lade hebt man nun die vorräthige Glas- und Papierstreifen, die in Vorrath verfertigten aber noch nicht mit Objecten angefüllte Schieber und sonstige Geräthschaft auf — alles wohl verschlossen —

HD Gemine! welche Mühe und Kosten! werden hier manche — doch hoffentlich nur wenige sagen: Wenn dies auch wirklich mit Mühe und Kosten verbunden wäre, so übernimmt die Liebe zum Naturstudium sie gerne, und der Erfolg belohnt sie überflüssig. Indessen jede Anstalt lautet in der Beschreibung weitläufiger als sie in der That ist, zumal wenn man, wie hier der Fall ist, eine solche Beschreibung, da sie nicht für Kenner, sondern bloß für Dilettanten seyn soll, nicht gern zu viel voraussetzt, sondern jeden Umstand, den nicht jeder gleich weiß oder findet, oder wobei man die Mühe des Ueberlegens jemand ersparen will, deutlich angegeben, und lieber etwas überflüssiges sagen, als etwas nothwendiges auslassen will.

Kosten sind so wenig, daß sie in gar keinen Anschlag kommen; übrigens wird jeder, der sich nur zum ersten Anfang entschließt, bald finden, daß kein mühsames Denken, sondern nur Lust eine etwaige mechanische Anlage nötig, daß die damit verbundene Mühe gering und die erforderliche
Zeit

Zeit wenig sey. Nur eine Woche, und an jedem Tage derselben nur eine Stunde kostet es, um sich einen Vorrath von Schiefern auf einen ganzen Sommer zu machen. Objekten sammlet man sich gelegentlich und von ohngefähr genug, wenn man nur ein bißchen um sich her siehet. Nur die präparatorische Beobachtung derselben erfordert Gedult, und wer die nicht hat, nun — der hat keine Liebe zur Naturwissenschaft, der verkaufe oder verschenke je eher je lieber sein Mikroskop. Ich weiß es dem Herrn Junker nicht genug zu verdanken, daß er mich nach so vielen vergeblichen Vorhin für unzulängliche Gläser angewandten Kosten und nach langem Sehnen mit diesem unschätzbaren Instrument beglückt hat. O! was habe ich schon gesehen, wie vieles erlernt, was ich vorher nicht wußte, nicht glaubte, oder nicht recht verstand! Was werde ich nicht noch erfahren, nun ich einen solchen Schlüssel zum geheimen Cabinet der Natur habe — freilich nur für einige Fächer derselben, nur ein Mittel, ihren Schleier hier und da zu lüften, aber genug doch bis dahin, wo wir kein Mikroskop mehr brauchen, und sie mit unbewafnetem Auge ganz sehen werden. Wie groß war Gott mir sonst! wie viel größer ist er mir jetzt in den kleinsten Produkten seiner schöpferischen Allmacht, Weisheit und Güte. Diese lern ich nun für mich, aber auch um sie denen bekannt zu machen, die ich

NATUR

Natur und Schrift lehren soll. Für erstere ist noch so wenig Sinn unter denen, wo er doch vorzüglich seyn sollte; oft ist er da, wo man ihn nicht vermutet. Neulich machten Christen beim Sonnenmikroskop allerlei kindische Bemerkungen und Grimassen, wie beim Laternenspiel eines Saubarden; ein Jude aber stand im tiefen stillen Staunen, und gieng mit dem Ausruf weg: Das ist Gottes Allmacht.

—

VI.

Auszug aus einem Brief von D.

d. d. 6. Octobers 1792.

Ich bin so frey, Ihnen, mein Herr! einen Betrag für Ihre Unterhaltungen zuzuschicken, der, wie ich meyne, nicht ununterhaltend ist, und dem Sie hoffentlich einen Platz in Ihren Blättern gönnen werden. Ich wohnte am vorigen Donnerstag der Feier des 50jährigen Amts-, jubiläums des ersten reform. Predigers und Pastoren zu Solingen, Herrn J. J. Engels, bei, wo ich vieles, zu bemerken Gelegenheit hatte, welches auch wohl andern bekant zu werden verdient. Ueberhaupt ist's immer schon wichtig und merk-

merkwürdig, wenn nach 50 Amtsjahren ein Prediger sich noch in dem Besiz der Liebe und Achtung seiner Gemeinde befindet, wenn er die mit seinem Amt verbundene Geschäfte deren zu Solingen gewis viele sind, noch wahrnehmen kann.

Der Religionslehrer, der sich's in so einem Zeitraum stets angelegen seyn ließ, zum Besten seiner Gemeinde zu wirken, verdient's dann auch, daß dieselbe ihm öffentlich ihren Dank und ihre Freude bezeugen. Segnen muß ich deswegen die Gemeinde zu Solingen, die unter Anordnung ihrer geistlichen und weltlichen Vorgesetzten folgende Anstalten zur Feier des Jubelfestes ihres rechtschaffenen Predigers, der ihr von seinen Amtsjahren 43 und die andere 7 vorher der ev. reform. Gemeinde zu Eschweiler in dem Jülich'schen geweiht hatte, treffen ließ, nachdem man sich vorher durch eine förmliche Deputation seiner Einwilligung versichert hatte. Denn bekannt ist Er davor, daß Er geräuschvolle Vortehrungen sonst nicht liebt und die Freuden des Amtes, der Stille und Einsamkeit allen andern weit vorzieht. Dies Fest ward demnach auf den 4. Oktober's angesetzt, und der zeitliche Inspektor der Solinger Predigerklasse, Herr Pastor Bellingrath zu Saan, in Forma ersucht, alle dazu gehörigen Prediger einzuladen. Dies geschah — und auser diesen kamen noch mehrere nebst dem dortigen verbienst-

vollen

vollen ev. lutherischen Prediger, Herrn Löh, auf ausdrückliche Einladung hinzu, daß 16 Amtsbrüder den Jubilarius in Begleitung der Consistorial- und Magistratsdeputirten zur Kirche führten. Hier harrte schon das gedrängteste Auditorium. Aufm Chor waren Stühle für die Prediger gesetzt. Ein wohlgeordnetes Orchester auf der schönnet Orgel, trug nicht wenig dazu bei, den Eindruck der Feter zu verstärken. Zum Gesang hatte der Jubilarius sehr passend das 230. Lied: Auf! Christen! preißt mit mir den Herrn u. s. w. gewählt, wovon immer einige Verse zwischen den verschiedenen gehaltenen Reden gesungen wurden, worauf den jedesmal eine vortrefliche musikalische Composition folgte. Eine auf dem Chor veranfaltete Erhöhung besieg der Inspektor Herr Bellingrath. Auch hier entsprach er vollkommen der Erwartung, die man von ihm als einem sehr geschickten Redner allgemein hegte, in der Rede, die er über den auf besondere Veranlassung gewählten Nachruf Elisa's an den scheidenden Elias: Mein Vater! mein Vater! Wägen Israel und seine Reuter, (2 König. 2, 12.) hielt. Er segnete aufs neu den jubilirnden Lehrer affectvoll ein, und stimmte das Auditorium recht zu den diesem Tage angemessenen Gefühlen. Hierauf trat der Jubelgais auf die Kanzel und predigte mit der Stärke, Energie und Munterkeit eines jungen Mannes über Ps. 92, 14, 16 incl. 17. U. 2. Band. Wotter

Worte, die so passend sind, daß ich sie ganz her-
 setze: „ Die gepflanzt sind in dem Hause des
 Herrn, werden in den Vorhöfen unsres Gottes
 grünen. Und wenn sie gleich alt werden, werden
 sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch seyn; daß
 sie verkündigen, daß der Herr so fromm ist, mein
 Hort, und ist kein Unrecht an ihm.“ Man
 versicherte mich allgemein, daß man ihn in lan-
 ger Zeit mit der Kraft nicht habe predigen ge-
 hört — Nach gehaltener Predigt ward er wieder
 von dem Herrn Inspektor auf's Chor geführt,
 wo der einzige Sohn des Jubilarius der Here
 Pastor Engels zu Wald, ihn glückwünschend ent-
 pfing — und ihm ein allgemein bewundertes
 Denkmal der Liebe, Dankbarkeit und Hochach-
 tung errichtete. Er sprach über die Worte des
 24 Verses des 118. Psalms: Dies ist der Tag,
 den uns Gott gemacht hat. Den Epilog machte
 der jüngste Prediger zu Solingen, Herr Weinhaus,
 und redete mit vielem Nachdruck über 1 Ebr.
 5, 12, 13. Wir bitten euch aber, lieben Brüder!
 daß ihr erkennet die an euch arbeiten, u. s. w.
 Er legte der feiernden Gemeinde besonders nahe
 ans Herz die großen Wohlthaten, stets geschickte
 und gewissenhafte Prediger gehabt zu haben. Zum
 Schluß wurden die beiden letzten Verse aus dem
 345 Lied gesungen:

Ihr, die ihr Christi Namen nennt,
 Gebt unsrem Gott die Ehre!

Ihr die ihr Gottes Macht bekennet,

Gebt unsrem Gott die Ehre!

Die falschen Götzen sind nur Spott:

Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott!

Gebt unsrem Gott die Ehre.

So kommt denn vor sein Angesicht,

Und laßt sein Lob erklingen!

Bezahlet die gelobte Pflicht,

Und laßt uns fröhlich singen:

Der Herr hat alles wohl bedacht,

Und alles, alles recht gemacht!

Gebt unsrem Gott die Ehre.

Allgemeine Rührung war sichtbar — und Freude wässerte auch Männern die Augen. Nach der öffentlichen Gottesverehrung ward in einem der dortigen Gasthäuser an einer Tafel von 85 Becken gespeiset. Allen merkte man die innige Theilnahme an diesem Feste an. Auch eusirten verschiedene wolgerathene Gedichte. Unter andern ward ebenfalls nach Art eines Chronodistichons vorgezeigt:

IOHANNES IACOBVS ENGELS, DIVI EVANGELII IESV MINISTER IVBILARIVS, d. i. Johann Jakob Engels, des göttlichen Evangeliums Iesus jubilirender Lehrer.

Noch besonders wurde dieses Fest dadurch erhöht, daß die wackeren Männer aus dem geist-

und weltlichen Vorstände, welche sich die Veran-
staltungen bei demselben vorzüglich angelegen seyn
ließen, dafür gesorgt hatten, auch den Armen
einen frohen tag zu machen. Die Bewohner
des Armenhauses wurden nemlich aus milden
Beiträgen, Mittags und Abends reichlich gese-
set, und vornehmlich die Kränkenden und Alten
unter denselben mit Wein erquickt. — Wie sie
wol so vergnügt seyn mochten! —

Am Abend bemerkte man noch an dem Hause
des Herrn Philipps Kirschbaum eine ganz artige
Illumination. Man sah an dem Frontispiz mit
Uncialbuchstaben flammen: Solinger reformirte
Gemeine. Etwas darunter: In perpetuam me-
moriam Jubilæi meines geliebtesten Pastoris I. En-
gels. Zur Rechten stand: Mögte er doch kön-
nen verjüngt werden. Und zur Linken: Er hat
ja einen würdigen Sohn. Weiter las man an
beiden Seiten: Wir Rada, Wermelskircha, Hü-
keswage, Dellinga, Dhüna, Haana, Walda und
Schöllera — nehmen, liebe Schwester Solinga, *)
aufrichtigen Antheil an deinem heutigen Jubel.

Uebrigens muß ich das noch besonders bemer-
ken, daß an diesem festlichen Tage keine einzige
Un-

*) Rade vorm Wald, Wermelskirchen, Hükeswagen,
Delling, Dhünn, Haan, Wald, Schöllera und Solingen
sind die Gemeinden in der Solinger Classe.

Anordnung, so viel ich erfahren, begangen wurde. Die Feier mußte um desto mehr Sensation machen, da es meines Wissens in dem ganzen Bergischen Herzogthum, wenigstens bei der reformirten Confession, das erste Mal war, daß man dem Predigtamt diese Ehre erwies. Wer freuet sich nicht innigst darüber, wenn Prediger arbeiten und Predigerverdienste gewürdigt, geschätzt und anerkannt werden. Hofnung ist mir dazu gemacht, daß vielleicht die bei der Jubelfeier gehaltenen Reden und dadurch veranlaßten Gedichte zum Besten der Diakonie zu Solingen gedruckt werden dürften.

Ich habe die Ehre zu seyn u. s. w.]

VII.

Die edle Genügsamkeit.

In einer kleinen Stadt in Westphalen wohnte vor einigen Jahren ein armer Tagelöhner, der durch seinen Fleiß und seine heitere — frohe Laune eines jeden Aufmerksamkeit auf sich zog. Einemal arbeitete er unverdroffen in einem der dortigen Wirthshäuser, wo ein Reisender ihn ebenfalls in's Auge faßte. Er ließ sich mit ihm

in ein Gespräch ein — bezeugte ihm seine Freude über seine Zufriedenheit und fragte ihn, ob er wohl mit seinem kleinen Verdienst zukommen könnte? Wie erstaunte dieser aber, wie er von dem Arbeiter folgende Antwort erhielt; Nicht nur komm' ich mit meinem Tagelohn zu, sondern trag' auch dabey alte Schulden ab leihe Gelder auf Zinsen aus und verschwende noch oben drein.

Dem auf die Auslegung äufferst begierigen Reisenden gab der Mann diese Erklärung: Eine alte treue Mutter, die so viel für mich that, hab ich zu verpflegen und bezahl also alte Schulden. Drey gute Kinder hab' ich zu erziehen, von denen ich mir dereinst Unterstützung verspreche — und thue mithin Kapitalien auf Zinsen aus. Dagegen verwend' ich an einem ungerathenen Sohn mein Geld vergebens, und das ist also Verschwendung.

Der Reisende empfand inniges Vergnügen über diesen Mann, der mit seinen Aeußerungen die Wahrheit Documentirte, daß Zufriedenheit der größte Reichtum sey. Dies traf auch dadurch noch ein, daß die Genügsamkeit ihm den Weg zum Herzen des Fremden bahnte, der an diesen edlen Mann ein reiches Geschenk nicht am unrechten Ort verwendet glaubte. §

*§ Dieß Empfinden ist viel mehr in Vorlesungen gelehrt, denn es ist mir
 als das Größte und Wichtigste in der Welt. Aus dem Besten zu sein
 ist; es soll sich nicht nur in dem Besten, sondern in dem Besten
 sein, und das ist die Wahrheit.*

VIII.

Geld bringt Sorgen.

In dem N**schen wohnte ein begütheter Kaufmann an dem Hause eines armen Schusters, der mit seinem Frohsinn gegen den grämlichen Reichen ziemlich abstach. Jeden Tag fand die frühe Morgensonne ihn an seiner Arbeit. Frohe Gesänge erschollen aus seiner Werkstätte. Seine Hütte war ein Sitz der Einigkeit und Genügsamkeit. Der Reiche, in dem Menschengesühl nicht ganz erstorben war, entschloß sich, diesem Armen ein Kapitalchen vorzustrecken, die Materialien zu seinem Gewerbe sich besser anschaffen zu können und seine Einkünfte zu verstärken. Der Entschluß war lobenswerth. Er war ein braver Mann. Der dürftige Schuster erkannte auch den Werth der ihm zufließenden Wohlthat und segnete seinen großmüthigen Beschützer. Er nahm das Geld in Empfang und machte Plane, wie er's am besten verwenden könnte. Aber nun verstummte der Gesang. Der verdrießliche Reiche hatte nun auch einen verdrießlichen Nachbar. Aufmunterung hatte er sich von ihm versprochen. Aber düster war er und theilte Dürstheit mit. Endlich kam der so bereicherte Schustermeister und entledigte sich seiner Bürde, die ihn seiner heitere

Heitere Laune beraubte. Seitdem ich das Geld hab, sprach er, verspür ich eine gewaltige Veränderung bey mir. Ich kann nicht so heiter und vergnügt, wie sonst seyn. Ich habe gedacht, ob vielleicht mein Vermögen daran Schuld wär. Das leg ich nun nieder. Sie hatten's gut mit mir vor. Aber glücklich machen kan's mich nicht.

Diese Geschichte scheint mit eine vorzügliche Paralleln von der zu seyn, die unserm Bürger Anlaß gab, sein hochherziges Lied vom bravem Mann zu dichten. *und sie ist nicht mehr und*

*sonnig als ein
Lied von dem
Hagedorn'schen Bekannten fr =
Jesum der nun = IX.
Kaisersindor*

Rechtliche Reclamation.

In einer großen Zechgesellschaft machte man die Bemerkung, daß wol so viel Wein wüchse, daß ein jeder von Adams Söhnen seine Portion täglich bekommen könnte.

Ein armer und dürftiger Student trat just in den Cirkel der zechenden Berechner des Weinetrags und fragte ganz naiv: Ich möchte den doch wol kennen, der mir meinen Teil wegnimmt
und

und mich um diese Erquickung bringe? — Scherzhaft ist freilich diese Reclamation — kann aber doch zu vielen ziemlich ernsthaften Erwägungen Veranlassung geben. —

X.

Mittel die Maulwürfe zu vertreiben.

Der Gartenfreund ärgert sich nicht wenig, wenn er so oft, besonders nach einem erquickenden Sommerregen, seinen Garten, seine Blumenbette von den Maulwürfen durchwühlt und verdorben findet. Diese ungebetenen Gäste vertreiben zu können, würde manchem lieb seyn, der die edle Gartenfreuden zu schätzen weiß. Einer meiner bekanten — ein achtsamer Dekonom — hat mir versichert, daß er folgendes Mittel immer mit Nutzen gebraucht habe. Er nahm nemlich Berg oder Abfall vom Flachs, ballte solchen zusammen und netzte ihm mit Urhan. Diese zusammen geballte mit Urhan getränkte Bergklumpen legte er hier und da in die gewühlten Gänge der Maulwürfe, worauf sie sich nach und nach verloren.

So empfiehlt man auch in der nemlichen Rücksicht der Abfall von Fischen, Gräthen &c. — welche

welche in die Maulwurfshöhlen verteilt, die nemliche Wirkung nach der Versicherung vieler Landwirthe hervorbringen.

XI.

Wunderbare Krankheitsgeschichte.

Ein angesehenen Bürger in der Stadt Hattin- gen bekam vor einiger Zeit ein kleines rundes Gewächs in den Mund an der Seite der Zunge. Nach verlauf etlicher Wochen fieng es an grö- ßer zu werden und man machte ihm bange, es würde der Krebs daraus entstehen. In der Ver- stürzung eilt der Mann zu einem benachbarten geschickten Arzte, der ihm Trost und Mittel an die Hand giebt. Getrocknete Feigen darauf ge- legt erweichen die Geschwulst und als es einigen Tagen darauf losbrach, so fiel heraus? — eine knochenartige regulaire Verhärtung ganz in der Gestalt eines Füllhorns oder Cornu copiae, etwa einen Zoll lang, spitzig zulaufend und schnecken- förmig gewunden.

Der Mann bewahrt diese Seltenheit auf, die, so viel aus Schriften und mündlichen Erzählun- gen bekannt ist, wohl noch nie einem Arzte vorgekommen seyn möchte. *

* manuskript v. Swieten ^{12. Aug}
comment. in Boerhavi 1485.

Der Fall ist nicht so selten wie der Eingewachsene genannt. In manchen Fällen ist die Geschwulst ein Knochentumor, der sich in der Mundhöhle bildet. In anderen Fällen ist es ein Krebs, der sich in der Mundhöhle bildet. In manchen Fällen ist es ein Füllhorn, das sich in der Mundhöhle bildet. In anderen Fällen ist es ein Schneckenhorn, das sich in der Mundhöhle bildet. In manchen Fällen ist es ein Knochentumor, der sich in der Mundhöhle bildet. In anderen Fällen ist es ein Krebs, der sich in der Mundhöhle bildet. In manchen Fällen ist es ein Füllhorn, das sich in der Mundhöhle bildet. In anderen Fällen ist es ein Schneckenhorn, das sich in der Mundhöhle bildet.

den Scheunen lege man zwischen jede Schichte ober Lage, besonders an den Orten, wo die vollen Aehren aufzuliegen, kommen, ein Duzend oder mehrere dieser Königskerzen, und man kann sich gewiß versprechen, daß es die Mäuse unangestastet lassen, und auswandern. — Einem jeden Haus- und Landwirthe bleibt es sodann unbenommen, die ihm zugetriebenen, und ungetriebenen Gäste, durch gleiche Vorsorge, weiter zu schaffen, so daß, wenn sie nirgends ihre Rechnung finden, sie endlich ganz von dannen ziehen. — Es ist aber auch dieses, so unverständerliche Weise verachtete und vernachlässigte Gewächs, ein vortrefliches Mittel wider den Ausschlag bey Menschen und Vieh. Man sammelt einen großen Korb voll, schüttet solche in einem Kessel Wasser, läßt sie einige Stunden wohl zugedeckt stark kochen, und wäscht hernach mit diesem Wasser, wenn man es jedesmal laulicht hat werden lassen, den schadhafsten Ort täglich drey mal ab. —

Dieses Königskerzenwasser wurde im Kriege von 1755 in den preussischen Feldlazarethen, nach des Hrn. Rath Cothenius Vorschrift, mit vielem Nutzen bey Ausschlägen aller Art angewendet, und die Königskerze, in ganzen Fudern, vom Lande und von den Heerstraßen eingesammelt und aufgeschüttet. — Bey dem Pferde, bey Mind-
Schaaf

Schaafe und anderem Viehe kann man sogleich bey dem Abkochen eine halbe Meße Salz und einen guten Theil Asche dazu schütten, so wird das Mittel um ein vieles schärfer, und der Ausschlag heilet geschwinder ab.

XIII.

Merkwürdiges Testament,

des am 23sten Januar 1785 im 88sten Jahre seines Alters verstorbenen ältesten Advokaten zu Nürnberg, Herrn D. Jo. Ephr. Deneufville, der nie verheirathet, aber stets ein großer Freund von Katzen gewesen war.

(Ein wirkliches zu Nürnberg aufgehobenes Aktenstück.)

Meiner Köchin, Anna Kösin, verschaffe ich in meinem Testamente 25 fl. und das Bett, worin sie gegenwärtig schläft. Ich willige ihr auch ferner, alleine zinsfrey in meinem Hause zu wohnen und zu bleiben, den obern Gaden (Stoekwerk) zu besitzen, meine 6 Katzen in der Versorgung und Unterhaltung zu haben, wofür sie für jede die Woche 12 Kreuzer, und also für alle zusammen die Woche 1 fl. 12 kr. bekommen soll. Nächst-

dem

dem wird ihr alle Vierteljahr 4 fl. Holzgeld, so mit das Jahr 16 fl. gegeben, damit diese arme Thiere im Winter nicht erfrieren. Ferner soll ihr auch dafür, daß sie Wart, Sorgfalt und Pflege für die Kagen hat, damit keine verunglückt, auch das Haus außer denen verlassenen Gemächern in beständiger Sauber- und Reinlichkeit erhält, jährlich 12 fl. gegeben werden. Wann nun eine von ihnen freyirt, so hört auch das Kostgeld mit Ausgang derselben Woche für sie auf: wenn sie so lange ihr Leben behalten, welches aber wohl nicht zu vermuthen, weilen einige davon schon alt sind, so soll dieses 8 Jahre dauern, als bis dahin das Haus nicht verkauft werden darf. Nach deren Ablauf, oder noch ehe, der, wenn etwa nur noch eine oder zwey übrig wären, die Kostine, die allenfalls noch übrigett ein oder zwey Stück mit sich in ihrer Wohnung, Kost und Verpflegung nehmen, und für eine die Woche 24 Kreuzer, so lange sie leben, bekommen solle, wobey sie aber auf das Verbindliche zugesagt und versprochen, nicht nur besagte Kagen mit dreymaligem Essen des Tages, wie bis anher, zu versehen, sondern auch, wenn eine davon freyirt, nicht etwan eine andere fremde in das Haus thun, sondern es sogleich demjenigen Herrn, so ihr alle Woche den Gulden und 12 Kreuzer giebt, und 4 fl. vierteljährig auszahle, sammt den jährigen 12 fl. anzuzeigen, damit das

Kostgeld abgezogen wird, und durchaus keine Gefahrde darin zu begehen, oder an dem Hause etwas zu ruiniren oder zu verderben. Immaßen außerdem sie sogleich aus dem Hause geschafft, und diese ganze Verordnung nach Gutbefinden des Herren Exekutoris, oder wenn deren zween wären, deren beyden Herren Exekutorum, auf jemand andern verwendet werden soll; wie ich mir denn obnehin vorbehalte, dieses alles zu ändern, auch jemand andern zuzuwenden, oder gar aufzuheben, so lange ich lebe, sonst aber bekräftige dessen Inhalt mit eigener Hand und Petschaft, ersuche auch zum Ueberflusse meinen großgünstig hochgenelgtesten Herren Exekutorem hierüber also, wie über das ganze Testament, unbrüchlich zu halten. Wie ich denn auch der Jungfer Margaretha R. und Jungfer Kunigunda M. etwas in meinem Testament zuwende, zu dem Ende, daß sie zuweilen weil sie meine Kagen kennen, in mein Haus, so oft es ihnen gefällig, kommen, nach ihnen sehen, und wenn sie etwas ungleich, oder dieser Verordnung widriges wahrnehmen sollten, es sogleich dem, oder denen Herren so darüber gesetzt sind, anzeigen, und auf dessen Abstellung dringen sollen. Und wofern sich die Kofin dagegen sehen, oder löse Worte darüber austossen würde, sogleich jemand anders an ihre Stelle genommen werden soll.

Zur Sicherheit der Kassen, damit keine ohne Lieberlichkeit der Kassin verloren werden kann, soll Anstalt auf der obern Stiege gemacht werden, und weil in dem dritten Baden kein heimliches Gemach befindlich ist, muß sie sich eines Nachstuhls bedienen, welchen ich ihr hiezu auch schenke, und der Narath der Erfoderniß gemäß hinunter in die Miststäte getragen werden; welches auch, weil es nur eine Person ist, eine schlechte Inkommodität verursacht. Der Leibich soll meine Schuhe, Stiefeln und Pantoffeln, nebst 12 fl. an Geld, zu einem Andenken nach meinem Tode haben.

Nürnberg, den 20. Dec.

1784.

(L. S.)

J. C. de Neufville, Dr.

Für die Schule am Wald in der Gemeinde zu
Alpen sind ferner eingekommen.

Von einigen guten Freunden in

Duisburg

18 Rthl. 29 fl.

Von einem nicht ganz unbe-

kannten Freund N. N.

5 — 45 —

Nachricht von Neujahrswünschen so auf das Jahr 1793 mit neue auserlesene Versen verfertigt worden und um beigesezte Preissen zu haben seyn bei Franz Jakob Röder in Wesel.

Untenbenannte Neujahrswünsche, sind auf allerlei Stände und Personen, auch Familien- Gegenstände Gönner, Freunden u. Freundinnen, auch auf charakterischen Personen eingerichtet und neu verfertigt.

- 1) Neujahrswünschen auf Bogen abgedruckt, mit allerlei roth und schwarze Einfassung der Bogen zu 1 Gr. oder 3 sbr.
- 2) Strumpfänder von Atlas sehr fein gemahlt mit drauf passende Versen 14 Gr. od. 42 sbr.
- 3) Feine große Wünsche, gemahlte und geprägte zu 2 Gr. oder 6 sbr.
- 4) Allerlei Wünsche auf fein Glanzpapier in allerlei Farben, das Stück 1 Gr. oder 3 sbr.
- 5) dito Sorten kleine, 6 Pfen. oder 1½ sbr.
- 6) Verdeckte Wünsche mit aufstehende Reize, Blumen, auch fein gemahlte Kupferstiche zu 5 Gr. oder 15 sbr.
- 7) Ganz fein gemahlte und geprägte Wignette, mit seidenglanzpapierne Wünsche zu 1 Gr. 4 Pfen. oder 4 sbr.
- 8) Eine neue Art von seidene Bänder, mit Guirlande, Tropheem und sonst feine Malheren zu 7 Gr. oder 21 sbr.
- 9) Eben dieselben, statt seidenes Band auf feint seiden Glanzpapier von allerlei Farben, gedruckt auch fein gemahlt 2 Gr. oder 6 sbr.
- 10) Ganze feine kleine in Kupfer gestochene und sauber a la Wedgwood gemahlte Wünsche mit atlasne Verse zu 5 Gr. oder 15 sbr.
- 11) Eine große Sorte geprägte, auch gemahlte, und in Kupfer gestochene, mit atlasne Wünsche zu 4 Gr. oder 12 sbr.
- 12) Fein gemahlte und in Kupfer gestochene Wünsche allerlei neu modische Ideen und Desseins, mittlerer Größe 3 Gr. oder 9 sbr.

- 13) Verschiedene Sorten kleine Gemahlte, Geprägte und in Kupferstich mit atlagene Wünsche zu 2 Gr. oder 6 sfb.
- 14) Eine neue Art von durchbrochene Blumenkörbchens mit feine italiensische Blumen mit einem ausziehenden Wunsch zu 20 Gr. od. 1 Rtl. Cleb.
- 15) Eingedruckte Wünsche, in Kupferstiche und geprägte Zierrarben zu 1 Gr. oder 3 sfb.
- 16) Englische Contre, Länze mit Touren und Bignetten in Musik gesetzt, mit Wünsche zu 2 Gr. oder 6 sfb.
- 17) Damens Arbeitsbeutels von Taffent mit feiner Mahlerei 2 Rtlr. 2 Gr. oder 2 Rtlr. 30 sfb.
- 18) Porpoueri Kissen von Atlas, ganz fein gemahlt mit passende Wünsche zu 12 Gr. oder 36 sfb.
- 19) Dieselbige Sorte fein gestickt zu 14 Gr. od 42 sfb.
- 20) Eine neue Erfindung von Neujahrswünsche ganz von Atlas, mit Frangen eingefast und darauf feine Mahlerei zu 8 Gr. oder 24 sfb.
- 21) Seidene Schärfeuhänder und Modeschneppen mit extra feine Mahlerei mit und ohne Wunsch zu $1\frac{1}{2}$ auch $1\frac{1}{2}$ bis 2 Rtlr. und 3 Rtlr.
- 22) Fein gemahlte atlagene Briestaschen für Damens mit passende Wünsche zu 1 Rtlr. 4 Gr. oder 1 Rtlr. 24 sfb.
- 23) Fein geprägte und gemahlte Visite Karten, desgleichen Silhouette Einfassungen und Briefe, Converts zu verschiedene Preisen.
- 24) Illuminirte musikalische Wünsche in Klaviermusik gesetzt, mit schöne Gedichte, zu 4 Gr. oder 12 sfb.

Auch werden besondere Neujahrs- und Geburtstagswünschen nach allerley Art und Erfindungen, auf einige Gegenstände, besonders abgedruckt und verfertigt, so wie es ein jeder gerne haben will.

Niederrheinische

Unterhaltungen.

Eine gemeinnützige

Monatsschrift

fürs Jahr 1792.

Zwölftes Heft. November.

Wesel und Frankfurt

bei Sr. Jak. Röder und J. Joach. Kessler.

U n k ü n d i g u n g

der

Weselschen Monatsschrift

für das Jahr 1793.

In dem Wunsche vieler Leser der Niederrheinischen Unterhaltungen Genüge zu leisten, hat man sich entschlossen, dieses Journal mit dem gegenwärtigen siebenten Jahrgange zu schließen, und mit dem Jahre 1793 ein neues Journal, unter dem Titel: Weselsche Monatschrift

schrift ic., als eine Fortsetzung des vorigen,
auszugeben.

Da sich, auffer den bisherigen Herausgebern
der niederrheinischen Unterhaltungen, noch me-
rern andere Gelehrte anheischig gemacht haben
zu der neuen wesselschen Monatschrift Beiträge
zu liefern: so können wir den künftigen Lesern
derselben eine noch größere Mannigfaltigkeit des
Inhalts und mehr originale Aufsätze versprechen.

Im Ganzen wird der bisher beliebte und be-
kannte Plan der niederrheinischen Unterhaltungen
bei dem neuen Journale zum Grunde gelegt blei-
ben. Man wird in demselben fortfahren das
Publikum auf die angenehmste Art zu unterhal-
ten, zugleich aber auch auf die Bildung des Ver-
standes und Herzens Rücksicht zu nehmen, und
besonders solche Aufsätze zu liefern, die den El-
tern, Lehrern und Erziehern zur Bildung der
Jugend willkommen seyn werden.

Die Hauptgegenstände der in der wesselschen
Monatschrift zu liefernden gemeinnützigen Ab-
handlungen und Aufsätze werden demnach seyn:

1. Geschichte unsrer Zeit; oder Nachrichten
von merkwürdigen politischen und kirchlichen Be-
gebenheiten, und was sonst zum Wohl der
Menschheit aufbewahret zu werden verdient.

2. Nachrichten von neuen gemeinnützigen Pro-
dukten in Wissenschaften und Künsten zur Ver-
brei-

Niederrheinische Unterhaltungen

Eine gemeinnützige

Monatsschrift

fürs Jahr 1792.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DUISSELDORF

Zwölftes Heft. December.

I.

Beschluß der Fragmente
aus meinem Reisejournal im
Sommer 1791.

Schmeichelhaft müssen mir freilich die schon längst an mich ergangene Aufforderungen mehrerer Leser seyn, Ihnen die schon so lange versprochene Fortsetzung dieser Fragmente zu liefern. Tadeln darf ich auch den Setzer nicht, daß er dem letzten Abschnitt derselben im Monat Februar die Clausel angehängt hat: die Fortsetzung künftig. Er hatte allerdings ganz richtig gemuthmaßt, daß die Reise mit dem Besuch in Gnadau nicht ganz zu Ende gewesen seyn könne.

H. U. 2, Band. K In

In dieser Vermuthung müsse er dadurch noch mehr bestärkt werden, daß das Mspt dieses Reisejournal's nicht von Snabau, sondern von meinem Wohnort aus zur Druckerey war geschickt worden. Aber wissen konnte er dann doch nicht, ob mit jener Erzählung nicht die Fragmente in meinem Journal selbst zu Ende gewesen, oder ob dieselbe noch wol etwas enthalten könnten, das werth sey, dem Publikum mitgetheilt zu werden, oder nicht — Ich bin indessen durch dies Versprechen einer Fortsetzung in eine Art von Verlegenheit gesetzt worden, die hauptsächlich die Ursache der bisherigen langen Verzögerung gewesen ist. Denn offenherzig gestanden, mein Journal enthält außer dem, was davon bereits in den Unterhaltungen gedruckt ist, weiter nichts von einiger Erheblichkeit, als eine Anzeige der Magdeburger Revue, und meiner Reise nach Berlin, ein Paar Artikel, mit deren ausführlichen Beschreibung sich freilich, wenns Noth thät, noch leicht ein oder zwei Hefte der Unterhaltungen ausfüllen ließen, wobei sich aber so wohl in Ansehung des einen als des andern dieser beiden Gegenstände eine besondere Schwürigkeit hervor-thut. Denn was die Magdeburger Revue betrifft, so bietet sie allerdings einen reichhaltigen Stoff zu einer der interessantesten Schilderungen an — die persöhnliche Gegenwart des Königs mit seinem ansehnlichen Gefolge so vieler fürstlichen

lichen Personen, die theils als Zuschauer, theils als wirklichen Theilnehmer dieses prächtigen kriegerischen Schauspiels den Glanz desselben vermehrten — das ausgesuchte Heer von 7 Regimentern Infanterie und 4 Regimentern schwerer Cavalerie, das Ausrücken der Soldaten aus ihrem Lager, die plötzliche Formirung derselben zu einer schnurgraden Linie, die auf einmal gleich einer Mauer von unabsehlicher Länge da stand — die schöne Ordnung, die regelmäßige und mannigfaltige Wendungen und Bewegungen dieser tausenden von Menschen, die ohngeachtet ihrer Menge doch alle so gleichförmig, so auf den Augenblick übereinstimmend wirkten, als sey es nur ein Mann — Jetzt das rasselnde Feuer, das in fürtrefflicher Geschwindigkeit und doch in regelmäßiger Ordnung Knall auf Knall von allen Seiten gleichsam aus dieser lebendigen Mauer aus tausend Oefnungen hervorbrach — Und nun auf der andern Seite der Anblick vieler tausenden furchtbar gewafneten Männern auf ihren vor Muth schraubenden und vor Ungeduld stampfenden Rossen, die erst in kleinen unzähligen Reihen die eine nach der andern den König an Ihrer Spitze majestätisch daher zogen, und nun auf einmal eine einzige lange unübersehbare Reihe bildeten, welche nun auf den ersten Schall der schmetternden Trompete als eine einzige zusammenhängende Masse furchtbar loßbrach und gleich

einer dahinstürmenden Fluth, oder vielmehr gleich einem sichtbaren Sturmwind alles vor sich her niederzuwerfen drohete, wobei man unter dem Aufschlag der Kasse den Fußboden unter sich beben fühlte — Ein solches furchtbar prächtiges Schauspiel, das drey Tage lang und täglich in neuen veränderten Scenen vorgestellt ward, könnte freilich einer Sachkundigen und geübten Feder den reichhaltigsten Stoff zu einer der interessantesten Schilderungen anbieten; Allein da unter den vielen Künsten und Wissenschaften, die mich in meiner Jugend meine Eltern nicht haben lernen lassen, auch besonders die Taktik mit gehört, so kan ich von der Magdeburger Revue nichts anders sagen, als daß ich derselben mit Bewunderung und einem schaudervollen Vergnügen beigewohnt und mir einen Begriff davon zu machen gelernt habe, wie ein Preussisches Heer ein an der Zahl größeres dennoch überwinden könne, und daß übrigens die deutsche Uebersetzung des ausländischen Wortes Revue durch Musterung obgleich es fast allgemein angenommen ist mir nicht so gut gefällt, und der Sache nicht so sehr angemessen scheint, als das von dem Herrn Generalleut. von Schlieffen besser und schicklicher gewählte Wort: Heerschau, welches nach meinem Urtheil den eigentlichen Begriff der Sache völlig erschöpft, zum Beweise berufe ich mich auf die eigentliche, auch noch immer in unsrer Provinz ge-

gebräuchlicher Bedeutung des Wortes Schau, welches in der Zusammensetzung mit andern Wörtern nicht ein bloßes Besehen sondern eine wirkliche Untersuchung und Beurtheilung anzeigt, und so dem einmal recipirten Wort: Revue (Revisio) entspricht, wie z. B. das Wort Deichschau beweiset, welches wie bekannt eine Untersuchung der Deiche oder Dämme bezeichnet. *)

Vom

*) Die Bemerkung, welche der Herr General von Schlieffen in seiner Nachricht von einigen Häusern des Geschlechts der von Schlieffen re. Cassel 1784, bei dem Gebrauch des Wort Heerschau macht, verdient hier, zumal bei der in unsren Zeiten aufs neue mit so vielem Eifer angefangenen Reinigung der Deutschen Sprache von fremden Wörtern, eine Stelle: „Man erlaube uns, sagte er, hier eine Truppenbesichtigung nicht wie der Ausländer, sondern gleich unsren Vätern mit Heerschau zu benennen; denn wir zweifeln, daß dafür ein eigentlicheres Name zu finden sey, als der, womit diese sie belegten, ob schon die Mode ihn längst verbannt hat. Passende Ausdrücke sollten billig in keiner Sprache abkommen, noch weniger aus der unsrigen durch fremde Wörter, wenn eben so gute einheimische vorhanden sind, verdrängt werden. Sie ist zu reich an Eigenthum, als daß ihr das gränzenlose Rauben der englischen anstehe, oder sie desselben in eben dem Maas bedürfte, und wäre dem Urheber dieses Aufsatzes vergönnt, ein deutscher Schriftsteller, färmlich einer der geleseenen zu seyn, so würde er es für Pflicht achten, durch Beispiele nicht minder als durch Ermahnung seine Landsleute von entbehrlichem Vorgehen abzurathen.“

Von meiner Reise nach Berlin könnte ich nun freilich etwas ausführlicheres melden, und es dürfte wol hier nicht, wie bei der Magdeburger Herrschaft, der Fall eintreten, daß die Leser: statt einer Beschreibung derselben sich bloß mit einer gramaticalischen Bemerkung begnügen müßten. Indessen thut sich hier eine andere Schwürigkeit hervor. Es ist nemlich schon so viel über Berlin geschrieben, es sind davon bereits so viele Reise, und andere Beschreibungen vorhanden, und insbesonder giebt die bekannte Typographie des Herrn Nicolai hierüber so vollständige und ausführliche Auskunft, daß mir wenig oder nichts neues davon zu sagen übrig bleibt.

Um nun auch dieser Schwürigkeit, so gut sichs thun läßt, abzuhelfen, und wenigstens meinen Lesern keine obnehin bekannte Sachen aufzuzischen, muß ich sie bitten, hier keine eigentliche Beschreibung der Stadt Berlin und ihrer Merkwürdigkeiten zu erwarten, sondern sich mit einer kurzen Erzählung dessen, was mir diese Reise interessant gemacht, und mit einigen Bemerkungen über einzelne mir vorgekommene Gegenstände zu begnügen.

Die Reise von Magdeburg nach Berlin über Tiesar und Potsdam machte ich in Gesellschaft dreyer Kaufleute aus Magdeburg in einer Mieth-

kutsche.

kutsche, die wir gemeinschaftlich in diesem Ort angenommen hatten. Diese Art zu reisen hat ihr gutes, aber auch ihre merkliche Unbequemlichkeiten. Man ist mehr sein eigener Herr, man ist nicht so genau an bestimmten Stunden des Abfahrens und des Verweilens gebunden, und man hat einen weit bequemeren Wagen, als wenn man sich der Post bedient, die selbst, wenn man auch Extrapost nimmt, und nicht einen eigenen Reisewagen mit sich führt, einem kein anderes Fuhrwerk, als einen gewöhnlichen Leiterwagen giebt. Indessen hat auch ein solcher Miethwagen wiederum seine großen Unbequemlichkeiten: Da man nemlich nicht mit den Pferden wechselt, und der größte Theil des Weges zumal auf der letztern Hälfte ausnehmend sandig ist, so kömmt man nur sehr langsam vom Fleck, so wie wir dann auch wirklich bei drittehalben Tag über diesem Weg, der doch nur 18 Meilen beträgt, zubrachten, und welchen, wie ich hier im Vorbeigehn anmerke, der König bei Gelegenheit der Magdeburger Heerschau in so kurzer Zeit zurück gelegt hatte, daß er noch des Nachts zu Potsdam geschlafen hatte, und doch schon um neun Uhr des Vormittags im Lager bei Magdeburg eintraf.

Noch eine andere Unbequemlichkeit, die mit der von uns gewählten Art zu reisen verbunden und besonders mir, der ich nicht hierauf gerechnet hatte,

hatte, sehr lästig war, bestand darin, daß unser Kutscher, der nach dem mit ihm getroffener Accord sich und seine Pferde selbst beköstigen mußte überall in solchen Herbergen einkehrte, wo es am wolfeilsten zehren war. Dies waren meist schlechte Bauernhütten, wo zwar Heu und Haber für die Pferde, aber für die Menschen außer einem schlechten Brantwein und einem sauren ungenießbaren Bier durchaus nichts zu haben war: An dem Hause, wo wir das erstemal Mittag halten sollten, konnte ich nicht einmal einen Caffe, den ich mir in Ermangelung alles andern ausbat, eben so wenig als ein Butterbrod bekommen. Meine Reisegefährten, die hierauf vorbereitet waren, und einen Koffer mit kalter Küche bei sich führten, verwunderten sich sehr, daß ich mich nicht auf gleiche Art versorgt hatte, und wollten es kaum glauben, als ich ihnen versicherte, daß wir in unsern westphälischen und rheinländischen Gegenden dergleichen Vorsorge nicht nötig hätten, weil unsre Landstraßen nicht nur häufig genug mit guten Wirthshäusern besetzt, sondern auch wenig so schlechte Bauernhäuser anzutreffen seyn, in denen ein Reisender bei Verspätung, oder Verfehlung eines Wirthshauses nicht für Geld und gute Worte wenigstens so viel sollte bekommen können, um seinen Hunger und Durst zu stillen. Wären indessen meine Reisegefährten nicht so höflich gewesen, mich an ihrem Vorrath Antheil

Theil nehmen zu lassen, so würde ich mit einem durchaus leeren Magen bis Potsdam haben reisen müssen, weil es den ganzen Weg über nicht viel besser gieng als an dem ersten Wirthshaus denn obgleich mehrere Städte, als Brandenburg, Ziesar und Potsdam auf unsrem Wege lagen, wo wir hinlänglich für unsre Bedürfnisse hätten sorgen können, und welche ich doch auch gern bei dieser Gelegenheit besuchen hätte, so führte uns doch unser Kutscher nach seinen einmal angenommenen ökonomischen Grundsätzen geschickt um diese Städte herum, so daß wir Brandenburg nicht einmal zu Gesicht bekamen, und unsre beiden Nachtquartiere jedesmal in einem gemelnen Wirthshaus außer der erst und letztgenannten Stadt nehmen mußten.

Erst den dritten Tag unsrer Reise trafen wir in Berlin ein. Der Eintritt in diese prächtige Königsstadt ist für jeden Fremden überraschend. So groß auch die Vorstellung war, die ich mir voraus davon gemacht hatte, so ward dieselbe doch durch das, was ich wirklich fand, weit übertroffen. Gewöhnlich denkt man beim Eintritt ins Thor einer noch nicht gesehene Stadt, auf irgend eine einzelne Straße zu treffen, die man sich, je nachdem die Idee, die man von der Stadt selbst hat, beschaffen ist, mehr oder minder ansehnlich vorstellt. Allein hier wird man
- auf

auf eine angenehme Art überrascht, da man gleich beim Eintritt durch das Thor sich auf einmal auf einem überaus großen, ansehnlichen regelmäßigen mit den schönsten und prächtigsten Gebäuden eingefassten Platz, einem großen Marktplatz gleich befindet, der an dem einen Thor ein Rendeel, an dem andern ein viereck, an dem dritten ein Achteck bildet, und von welchem man auf einmal die schönste und mannigfaltigste Aussicht in mehrere schöne schnurgrade Straßen hat.

Diese große geraume Plätze dienen nicht bloß zur Zierde, sondern haben auch den wesentlichen Nutzen, daß das beständig in großer Menge aus und einpassirende Fuhrwerk einander nicht hindert und in Verwirrung geräth, wie doch bei dem nothwendigen Verweilen eines jeden einzelnen Wagens an der Wohnung des Thorschreibers unvermeidlich wäre.

So angenehm nun auch der Eindruck bei dem ersten Anblick und Eintritt in diese schöne Stadt war, so wurde er doch auch gleich zur Stelle durch einen andern minder angenehmen geschwächt, der von dem Zwang herrührte, den uns die Accisebedienten auflegten. Raun hatten nemlich meine Reisegefährten beim Thorexamen angezeigt, daß sie Kaufleute seyn, als uns be deutet wurde: wir müssen zum Pächhose fahren,

um uns dort visitiren zu lassen. Unser mit Anerbietung eines guten Trinkgeldes begleitetes Begehren, daß solches hier am Thor, wo doch mehrere Visitators zugegen waren, geschehen möchte, wurde rundaus abgeschlagen. Auch meine Vorstellung, daß man wenigstens in Ansehung meiner, der ich kein Kaufmann sey, eine Ausnahme machen und entweder meinen Coffer hier durchsehen oder nur einen Visitator nach meinem Logis mitgeben möchte, wurde ebenfalls aus dem Grunde verworfen, weil ich nicht allein, sondern in Gesellschaft von Kaufleuten angekommen sey.

Wir mußten uns also insgesamt bequemen; den weiten Weg nach dem Packhof hin anzutreten, wobei wir genöthigt waren, grade so langsam zu fahren, als es dem uns von der Thorswache mitgegebenen, mit Ober- und Untergewehr versehenen Soldaten gefiel, seine Schritte einzurichten, und dem wir vorne wegen des nur schmalen Rutscherfuges und hinten wegen unsres Gepäcks keinen Sitz auf den Wagen zur etwaigen Beschleunigung unsrer Fahrt einräumen konnten.

Diese Langsamkeit unsrer Fahrt gewährte mir indessen den Vortheil, die schönen Straßen, die wir durchzogen, die Mannigfaltigkeit der ansehnlichen

jichen Gebäude zu beiden Seiten und so viele andre merkwürdigen Gegenstände mit Muße zu betrachten.

Man kann sich von dem schönen Anblick, der mir diesen ganzen langen Weg über gewährt wurde, einiger maassen einen Begriff machen, wenn man sich eine schnurgrade Straße von angenehmer Länge und Breite vorstellt, die zu beiden Seiten durchaus mit den größten und schönsten Häusern von vier bis fünf Stockwerken besetzt ist, deren jedes eine eigene vollkommen regelmäßige und mit dem schönsten Geschmack verzierte größtentheils aus hartem Stein massiv aufgeführte Fassade hat, deren die eine immer anders ist, als die nebensiehende, so daß man nie zwey derselben erblickt, die einander ganz ähnlich wären. Sehr häufig sieht man Häuser, deren zwey, drey und oft vier zusammen genommen nur eine einzige große Fassade gemein haben, und also von außen einen einzigen prächtigen Pallast bilden. Man denke sich nun ferner eine solche einzelne Straße wiederum von mehreren andern durchkreuzt, die alle von ähnlicher Beschaffenheit, und deren einige von unabschbarer Länge sind, wie denn die einzige Friedrichstraße über eine gute Stunde Wegs lang ist. Nun denke man sich ferner die häufigen Abwechselungen, auf die man allenthalben

trift — Bald einen schönen geraumen Platz, deren der eine mit einzelnen oder mehreren prächtigen Gebäuden besetzt, der andere mit regelmäßig gepflanzten Bäumen, Statuen oder auf andere Art verziert ist, bald eine Straße, die zu beiden Seiten mit einer doppelten Allee schöner Bäumen eingefast ist, wie z. B. unter den Linden, bald wiederum eine andere, deren mehrere sind, durch welche die Spree, oder ein Arm derselben mit großen und kleinen Schiffen beladen hinfließt, und welche wiederum mit andern durch schöne und kunstreich verzierte Brücken verbunden sind, um endlich die vielen öffentlichen Gebäude, die theils durch ihre Pracht, und die daran meist in dem edelsten Geschmack verschwendete Kunst, theils durch ihre colossalische Größe sich auszeichnen, so hat man einen etwaigen Begriff von dem inneren Ansehen dieser schönen Stadt.

Als wir nach einer langen Fahrt endlich am Packhofe anlangten, wolte man uns nicht hereinlassen. Die Ursache war die Menge des schon vorhandenen theils geladenen theils leeren Wagens, wovon verschiedene, wie man uns sagte schon über eine Stunde gewartet hatten, und deren Fuhrleute einer vor dem andern zuerst herein wolte. Durch das noch immer geschlossene Sitterthor rief man denselben zu, das Thor sollte nicht ebr geöffnet werden, bis man sich

sich über diesen Umstand vertragen hätte, damit über dem Gedränge kein Unglück entstünde. Jetzt erhob sich ein gewaltiger Sauf, welcher der erste seyn sollte, worauf sich der eine auf sein schon so lange gedaurtes Warten, der andere auf seine dringende Eil, der dritte auf die Vorzüglichkeit seiner Fracht, berief, wobei aber unser Kutscher darauf bestand, daß er vor allen andern der Vorzug haben müste, weil wir Reisende seyn, die nach ihrem Logis verlangten, worin er zugleich mächtig von unsrer Schildwache unterstützt wurde, als welche wieder nach ihrem Posten verlangte. Schlimm war es, daß bei diesem Streit kein eigentlicher Schiedsrichter vorhanden war, dem sich die Partbeyen unterwerfen mußten. Unser Kutscher hatte sich indessen während des Streits vor und nach so geschickt zwischen den andern Wagens durch so nahe ans Thor hingedrängt, daß er bei der Eröffnung desselben wenigstens einer der ersten war. Unser Soldat, ein muthiger Pommeraner machte endlich durch einen kräftigen Nachtspruch dem Streit ein Ende; Er nahm ein Paar der unsrem Wagen zunächst stehenden Pferde beim Kopf, und lenkte sie nach einer andern Richtung und drohte zugleich, sich mit vprgehaltenem Bajonet den Pferden des Wagens in den Weg zu stellen, der sich unterstehen würde, uns vorfahren zu wollen. Er that dieß auch wirklich als nun das Thor endlich

lich eröffnet wurde, und nun ein benachbarter Fuhrmann auf seine Pferde peitschte, um uns den Vorrang abzugewinnen, welches, da unser Kutscher das nemliche that, ein fürchterliches Zusammentreffen würde verursacht haben, wenn nicht unser Pommer Wort gehalten, und sich jenem mit Entschlossenheit entgegengestellt hätte.

Nun waren wir zwar endlich im Packhof, und ohngeachtet der unzähligen Menge der hier anwesenden Accisebedienten waren doch der Geschäfte und des Gewüßs so viel, daß wir noch eine gute halbe Stunde warten mußten, ehe wir bedient und abgefertigt wurden. Kurz der ganze Aufenthalt währte doch so lange, daß ob es gleich erst zehn Uhr Vormittags war, als wir in Berlin kamen, wir doch erst nach zwölf Uhr in dem Gasthof anlangten, den ich mir, nahe bei dem Posthause, weil dieses ohngefehr mitten in der Stadt gelegen ist, zum Logis gewählt hatte.

Den Nachmittag nach meiner Ankunft so wie den größten Theil des folgenden Tages brachte ich damit zu, Besuche zu machen und mir Bekanntschaften zu erwerben. Um mich überall in einem so großen Ort hinzufinden, bediente ich mich eines Lohnlakaien, bisweilen auch einer Miethkutsche, doch der letztern nur bei regnigter Witterung, weil die Fußwandlungen mir mehr Gelegenheit

verschaffen, mich allenthalben umsehen, und bei den häufig vorkommenden bemerkenswürdigen Gegenständen meine Neugierde besser befriedigen zu können. So groß und weitläufig auch dieser Ort ist, so hält es doch gar nicht schwer, sich bald darin zu orientiren. Schon des nächstfolgenden Tages konnte ich meinen Lohnlakaien entbehren und mich ohne denselben überall hinfinden, wohin ich nur wollte. Das Mittel hierzu, das sich auch jeder Fremder gleich nach seiner Ankunft an diesem Ort anschafft, und welches auch mir unvergleichliche Dienste leistete, ist ein in Kupfer gestochener sehr deutlicher Grundriß oder Plan von Berlin, und ein Adresskalender. In letzterm darf man nur den Namen des Mannes, den man besuchen will, auffuchen, und so findet man, die Gegend der Stadt, die Straße und das Haus worin er wohnt, deutlich angegeben, diese Gegend und Straße, sieht man nun in den Plan, auf welchem sie ganz deutlich mit ihren Benennungen verzeichnet steht, auf, bemerkt zugleich auf dem Plan denjenigen Fleck der Stadt, wo man selbst sich befindet, und sieht nun zu, welche Richtung man zu nehmen hat, um an den vorgesezten Ort hinzugelangen. Hat man die gesuchte Straße und die bestimmte Gegend in derselben erreicht, so ist das Haus, wohin man gehen will, bald herausgefunden weil auf einem jeden der Name des Eigenthümers oder

Des Bewohners mit großen Buchstaben verzeichnet steht. Diese Art sich zurecht zu finden, ist in Berlin so allgemein, daß man fast an allen Ecken der Straßen und auf öffentlichen Plätzen Leute mit dem Plan in der Hand stehen sieht, die auf diesem Papier den Weg suchen, den sie zu gehn haben.

Meine Zeit während meines Aufenthalts in Berlin war regelmäßig vertheilt; Einen Theil derselben widmete ich der Besichtigung der öffentlichen Merkwürdigkeiten, und den andern dem gesellschaftlichen Umgang mit den vorzüglich guten Menschen, deren Bekanntschaft ich hier gemacht hatte, und von denen ich mit ausnehmend zuvorkommender Höflichkeit und Gastfreundlichkeit zu allen ihren Circeln und geselligen Vergnügen zugezogen ward, so daß sich der Kreis meiner Bekanntschaften täglich erweiterte, welches mir nicht allein den Aufenthalt in Berlin sehr angenehm machte, sondern, mir auch zu dem Zweck, das vorzüglichste von den öffentlichen und besondern Merkwürdigkeiten dieses Orts so viel besser kennen zu lernen und leichter besuchen zu können, ungemein gut zu statten kam. Der eine meiner neuen Bekannten begleitete mich hierhin, der andere dorthin, und so geschah's, daß ich in den wenigen acht Tagen die ich hier verweilte, mehreres und besser zu sehen bekam.

N. U. 2. Band. D als

als andere Fremden oft in verdoppelt längerer Zeit nicht können. Auf diese Art erhielt ich Gelegenheit, welche sonst nicht leicht einem Fremden verstattet wird, das prächtige berühmte Zeughaus, welches schon von aussen als Gebäude betrachtet, ein sehenswürdiges Meisterstück der Baukunst ist, und durch die herrlichen Statuen die mit Verschwendung an demselben angebracht sind, die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich zieht, auch von innen zu betrachten, und mit ehrfurchtsvollen Grausen die zahllose Menge der hier befindlichen fürchterlich mannigfaltigen Werkzeuge des Kriegs zu bewundern. Einen weit sanftern und angenehmern Eindruck machte die übrigens nicht minder zahlreiche Sammlung der verschiedenen Werke des menschlichen Geistes in der Königlichen Bibliothek, die unmittelbar auf die Besichtigung des Zeughauses von mir besucht ward. Von der Menge der hier befindlichen zum Theil aber auch sehr gemeinen und unbedeutenden Bücher kann man sich eine ohngefähre Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß ausser der schon beträchtlichen Sammlung, woraus ursprünglich dieser Bücherschatz bestand, ausser den verschiedenen ganzen Privatbibliotheken, die vor und nach dazu gekommen sind, und ausser der Menge einzelner Werke, die Jahr aus Jahr ein aus dem dazu angewiesenen nicht unbeträchtlichen Fond neu angekauft werden, von jedem so wohl

Wohl der kleinsten und unbedeutendsten Broschüre, als von jedem großen und ansehnlichen Werk, kurz von allen Schriften ohne Ausnahme, die in den preussischen Staaten gedruckt werden, ein Exemplar zur Königlichen Bibliothek abgeliefert werden muß.

Das der Bibliothek gegenüberliegende Opera-haus, ein collossalisches Gebäude, die zwischen beiden gelegenen Hedwigskirche, eine vollkommene Rotonde, nach der Form des Pantheons in Rom gebaut, die Porzellanfabrik, die Akademie, verschiedene öffentliche Plätze und die an denselben aufgestellte Statuen und so viele andere Denkmale der Kunst, des Geschmacks und der Pracht u. s. w. verdienen ebenfalls die vorzügliche Aufmerksamkeit eines jeden Reisenden.

Eine Befriedigung der Neugierde besonders in Beschauung merkwürdiger Kunstfachen hätte ich nie eine gelegnere Zeit treffen können, als eben jetzt, weil meine Anwesenheit gerade in diejenige Zeit traf, in welcher die in dem Lauf des Jahrs von den Mitgliedern und Schülern der Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften, wie auch von verschiedenen Dilettanten und andern Künstlern angefertigte Kunstwerke in den Zimmern der Akademie öffentlich ausgestellt waren, und zu bestimmten Stunden Vor und

Nachmittags von jedermann konnten besehen werden. Von Zeichnungen, Malereyen, Bildhauerarbeiten, Modellen, Wachsboffirungen, architektonischen Darstellungen, mechanischen Kunstfachen u. dgl. fand sich hier in den verschiedenen Sälen der Akademie eine Sammlung von 148 Nummern, unter denen manche Nummer befindlich war, die nicht etwa bloß ein einzelnes Stück, sondern oft eine ganze Sammlung mehrerer Stücke von einem Meister bezeichnete und zusammenfaßte.

Was mich vorzüglich hiebei interessirte, war eine in dem ersten Saal aufgestellte vollständige Sammlung aller auf die bekannte Aufforderung des jetzigen Königs vor und nach eingereichten Zeichnungen und Modelle zur Anfertigung einer Statue des hochseligen Königs Friedrichs des Einzigen.

Da dieses Monument, welches nach dem Verlangen und der eigenen Angabe Sr. jetztregierenden Majestät den verewigten Monarchen zu Pferde, mit Lorbeern gekrönt und übrigens in römischen Kostüm vorstellen soll, seit der ersten durch den Minister von Heinitz ausgestellten Bekanntmachung desselben die allgemeine Aufmerksamkeit des Publikums rege gemacht hat, so glaube ich, wird den Lesern ein kurzes Verzeich-

nis

niz der so sehr verschiedenen und mannigfaltigen zum Theil sehr sinnreichen Erfindungen so vieler Meister über einen und denselben wichtigen und überdem so allgemein geschätzten Gegenstand nicht unangenehm seyn. Ich theile dasselbe also hier nach eben der Ordnung mit, wie die einzelnen Zeichnungen und Modelle der Reihe nach aufgestellt waren.

No 1. Von dem Director Kode.

Die Figur des Königs zu Pferde mit Piedestall in Zeichnung.

Hiebei waren noch folgende an dem Piedestall in Basrelief anzubringende Figuren befindlich.

Fig. 1 und 2. Die Eroberung Schlesiens. Dies ist also vorgestellt: Die Göttin des Herzogthums Schlesiens überreicht der Göttin des Königreich Preußens die Herzogliche Krone.

Fig. 3. Der Krieg von 1756 bis 1763 wider sechs Könige geführt, auf folgende Art vorgestellt. Die Kriegsgöttin hat mit ihrem Schilde sechs Pfeile aufgefangen.

Fig 4. Die Verbesserung des Ackerbaues und die Verbesserung der Städte. — Eine Göttin hält in der einen Hand Garben und in der andern eine Mauerkrone.

Fig. 5. Westpreussen kömmt ohne Schwerdt,
streich

streich zu Ostpreussen. — Eine Göttin verbindet zwei Schilde mit einem friedlichen Delzweig.

Fig. 6. Die Verbesserung der Künste und aller Manufacturen — Die Göttin hält die Werkzeuge hiervon in ihren Händen, theils liegen sie zu ihren Füßen.

Fig. 7. Der deutsche Fürstenbund, durch den bayerischen Feldzug veranlaßt — Die Göttin hält ein Bund Pfelle, welches mit einem Delzweige verbunden ist.

Fig. 8. Die Gesetzgebung — Die Göttin hält in der einen Hand die Gesetztafeln, in der andern die Waagschaale.

Fig. 9. Die Wohlthaten zum Besten des Landes. — Die milde Göttin ist im Begriff, aus ihrem Füllhorn ihren Ueberfluß mitzutheilen.

No. 2. Vom Vicedirector Chodowicki. Eine Figur des Königs zu Pferde in Zeichnung ohne Piedestall.

No. 3. Vom Rector Meil dem jüngern. Der König zu Pferde in römischer Kleidung. Noch einmal derselbe in Kleidung der ältern Deutschen.

No. 4. Vom Rector Frisch. Entwurf zu dem Denkmal des Höchstseeligen Königs.

Da die Vorstellung des Königs in römischer Kleidung schon allegorisch ist, so würde das alte
Deutsche

deutsche Kostüm aus den Zeiten eines Hermanns solches ebenfalls seyn, und die Allegorie hierdurch einen nähern Bezug auf ein deutsches Volk erhalten, zumal da die altdeutsche Häusler-Tracht, den einfachen Rittern jener Zeit gemäß, sich von der römischen nur durch eine mehrere Bedeckung der Hände und Füße, wegen der Bewohnung eines härtern Klimas kan unterschleiden haben. — Nach diesem Begriff ist der König hier vorgestellt. Eine Löwenhaut bedeckt seine Schultern, sein Haupt ziert das Diadem, und ist übrigens unbewaffnet.

Zur rechten Seite des Fußgestelles sitzt das Vaterland als eine Matrone, die sich auf das Preussische Wapen stützt; in ihrem Schooße liegt ein Füllhorn, welches Mauerkronen und Gaben der Ceres enthält. Diese Figur nach dem König aufblickend, drückt Gefühle der Dankbarkeit aus.

Auf der andern Seite eine Minerva ohne Panze, aber die Aegide neben sich: durch den Sphinx auf dem Helm und die bei ihr befindliche Eule wird sie hier das Sinnbild der Weisheit, welche dem König den Lorbeer- und Eichenkranz darreichet, als die bekannte Sieges- und Bürgerkrone.

An der andern Seite des Fußgestelles steht auf einer Tafel: Friedrich der Zweite. Und unter derselben der Adler, welcher das in der Scheide steckende Schwert, den Zeypter und die Wage (als das Sinnbild der Beurtheilung und Gerechtigkeit) in seinen Griffen hält.

An der hintern Seite ebenfalls auf einer Tafel: Lebte 75 Jahre — Regierte 40 Jahre. Unter dieser Tafel sitzt der Genius der Geschichte, kenntlich durch ein bei ihm liegendes aufgerolltes Buch, worauf Tacitus steht, der erste Geschichtschreiber, welcher Rom mit den Deutschen näher bekannt machte. Der Genius schreibt in einem offenen Buche, welches er vor sich hat. Die Worte nieder: Bildete sein Volk.

No. 5. Vom Rector Weil dem ältern. Modell zu dem Monument des König zu Pferde ohne Piedestall.

No. 6. Vom Hofrath und Gallerie - Inspector Puhlmann. Figur des Königs zu Pferde einmal mit, und einmal ohne Piedestall.

No. 7. Vom Hofbildhauer und Rector Schadow. Ein Entwurf zu dem Monument Friedrichs des Großen von Wachs. Auf der Vorderseite des Piedestalls sieht man den Mars, die
For

Fortuna und Minerva, an beiden Seiten gehen triumphirend seine siegende Heerschaaren, die gefesselte Völker führen; auf der hintern Seite folgt Ueberfluß, Ruhm und Sieg.

No. 8. Vom Professor Carstens.

Ein Modell zu der Statue des höchstseeligen Königs in Gyps, mit Postament. „Ich habe mir (sind Herrn Carstens beigefügte eigene Worte) „hieben vorgelegt, erstens den Willen Sr. „Majestät, so wie derselbe in der Publikation „des Herrn Staatsministers von Heinitz an- „gezeigt worden, aufs Pünktlichste zu befolgen, „und dabei zweitens so viel von der persöhnlichen „Ähnlichkeit und den charakterischen Eigen- „thümlichkeiten dieses Helden auszudrücken, daß „er auch in seiner antiken Umkleidung dennoch „kennlich sey, ohne doch dadurch die Größe „und Reinheit der Formen, die in einem Mo- „nument dieser Art als wesentlich erfordert wer- „den, hindan zu setzen.“

„Ein Piedestall zu obigem Modell, ebenfalls „in Gyps vom Architekt, Herrn Joh. Christian „Genelli angegeben, gleichmäßig nach der Idee „der Publikation, in Granit auszuführen, wel- „chemnach der Erfinder gesucht, sein Modell, „wie es die zur Ausführung bestimmte Materie „und die Größe des Gegenstandes selbst erfor- „dern

„ dern , auß so simpeln und großen Theilen zu
„ sammenzufügen , als es die Natur der Sache
„ nur immer erlaubte. “

No. 9. Vom Professor Bettkober, Mitglied
der Akademie.

a. Ein Modell zu einer Statue des Königs
Friderichs des Zweiten zu Pferde, in römischer
Kleidung.

b. Ein einzelner Kopf in Lebensgröße, zu eben-
gedachten Stück, das Porträts wegen.

No. 10. Von Sillner Mitglied der Akademie;
Die Figur des Königs zu Pferd mit Piedestall,
in Zeichnung.

No. 11. Von Cunningham, Mitglied der Aka-
demie.

Der König zu Pferde in Römischer Tracht; mit
Postament; eine Zeichnung.

No. 12. Von Melzer
Versuch zu einem Modell des unsterblichen Frie-
drichs des Zweiten zu Pferde, in römischer Klei-
dung

No. 13. Vom Bildhauer Wohlar in Potsdam
Die Figur des Königs zu Pferde, modellirt, ohne
Postament.

No. 15.

No. 14. Vom Bildhauer Eckstein in Potsdam
Figur des Königs zu Pferde mit Piedestall in
Zeichnung.

Noch einmal dieselbige Figur modellirt ohne
Piedestament.

No 15. Vom Bildbauer Kenz;
Figur des Königs modellirt, zu Pferde, ohne
Piedestament.

No. 16. Von Matthias
Figur des Königs zu Pferde, in Zeichnung; ohne
Piedestall.

No. 17. Von einem Ungenannten
Der König als Jupiter; mit Piedestament und
Inschripte. Eine Zeichnung.

Noch war ohne Nummer hinzugekommen
Eine Zeichnung zur Statue Friedrichs des Zwey-
ten von dem Oberhofbauamtscondukteur Gertz in
Rom.

Der König in der Toga zu Pferde, von vorne
von der Seite und von hinten zu sehen; zwischen
zwey antiken Säulen, auf deren einer die krie-
gerischen Thaten, auf der andern seine Thaten
im Frieden vorgestellt sind.

Unter

Unter so vielen Zeichnungen und Figuren, die alle einen und denselben Gegenstand vorstellen, und sämtlich von großen Meistern gemacht sind, eine Wahl zu treffen und entscheidend dem einen ausschließlich vor allen übrigen den Vorzug zuzusprechen, muß selbst für einen Kenner eine schwere Aufgabe seyn. Indessen nach meinem Gefühl zu urtheilen gefiel mir No. 4. am besten, theils wegen der Idee des deutschen Kostüms, theils wegen der vorzüglich schön gewählten Stellung des Pferdes, welches hier nicht so wie bei den meisten übrigen als ein gradezu fortschreitendes Pferd, sondern vielmehr in dem Moment vorgestellt ist, in welchem ein Pferd alle Bewegungen zum Fortschreiten macht, aber von seinem Reuter noch auf einige Augenblicke — eben als ob er auf der Stelle wo er sich grade jetzt befindet, noch etwas anzuordnen hätte, aufgehalten wird — Eine Stellung, wie sie sich meinem Gefühl nach am besten für eine Statue equester schickt, als bei welcher die es sey nun im Schritt, Trott oder Gallop fortschreitende Figur eines Pferdes, das doch nie von der Stelle kömmt, einen etwas widersprechenden Anblick macht.

• Uebrigens muß ich noch bei allen diesen Figuren bemerken, daß wenn man den Kopf des Königs einzeln betrachtete, man bei jedem die genaueste

naueste und treffendste Aehnlichkeit nicht verkennen konnte, und doch wenn man jede Figur im ganzen ansah, mußte man viel Einbildungskraft zu Hülfe nehmen, um darin die Gestalt Friedrichs des Einzigen zu erkennen. Fast jedermann stimmte überein, daß dieses von dem fremden Ansehn der Römischen Kleidung herrühre, weswegen auch der allgemeine Wunsch des Publikums in Berlin dahin gieng, daß diese Idee abgeändert und der König grade so möchte vorgestellt werden, wie er gewöhnlich gekleidet war. Dieser Wunsch war so lebhaft, daß schon von einer Subscription stark geredet wurde, in welcher man dem König diesen Wunsch ehrerbietigst vortragen wollte. Ob dieses zu stande gekommen ist, oder ob irgend eins von vorhin verzeichneten Modellen mit oder ohne Abänderung gewählt worden, habe ich noch nicht erfahren.

Eine Beschreibung oder auch nur ein Verzeichnis der übrigen hier aufgestellt gewesenen Kunstwerke würde die Leser eben so sehr als mich selbst ermüden; Eine gleiche und noch mannigfaltiger abwechselnde Unterhaltung als man in einer solchen Bildergallerie findet, gewähret einem in Berlin auch der Besuch in der Porzellanfabrik. Man weiß nicht ob man hier mehr die Menge und Kunst der ungemein mannigfaltigen und schönen Formen, oder der herrlichen
Mahle,

Mahlereyen bewundern soll. In beiden trifft man alles an, was die geschmackvollste Erfindungskraft vereinigt mit dem höchsten Grad der Kunst nur hervorzubringen vermag. Es sind nicht bloß Gefäße aller möglichen Gattung zum Gebrauch und zur Pracht welche diese Fabrik liefert, sondern sie verfertigt auch ganz eigentliche in das Gebiet der Mahlerey oder Bildhauerkunst gehörige Kunstsachen, worunter z. B. mir am Vorzüglichsten gefallen haben die fürstlichen Büsten verschiedener berühmten Männer, deren Köpfe mit der treffendsten Aehnlichkeit gearbeitet und mit geschmackvollen Piedestalls versehen waren. Diese Büsten sind schneeweiß von Bismit das heißt, einem Porcellan gearbeitet, welches nur zweymal ins Feuer kömmt, und sich dadurch von dem eigentlichen Porcellan unterscheidet, daß es nicht wie dieses, einen so starken Glanz bekömmt, sondern durch dies mindere Brennen die Beschaffenheit erlangt, daß es einem fein aber matt polirten Marmor vollkommen ähnlich sieht.

Eine sehr angenehme Unterhaltung ward mir durch einen Besuch zu Theil, den ich bei Herrn Unger, der besonders wegen seiner vorzüglich schönen Druckerei berühmt ist, ablegte, um seine ebenfalls meisterhaft eingerichtete Schriftgießerey zu besuchen. Mit der höflichsten Willfährigkeit zeigte und erklärte er mir die ganze Einrichtung

und

und jeden Handgriff dieser so ungemein nützlichen und in Rücksicht auf Erfindung und Zusammensetzung so sehr sinnreichen Kunst, von der es indessen schwer ist, ohne Hülfe von Zeichnungen eine deutliche Beschreibung zu geben, welche übrigens meist mechanisch betrieben, wobei aber doch von Seiten eines jeden Arbeiters eine äußerst sorgfältige Aufmerksamkeit und Accurateſſe erfordert wird. Das eigentliche Gießen der Lettern ist hiebei wol die geringste oder wenigstens die leichteste Arbeit, hingegen die nachherige Bearbeitung der bereits gegossenen Lettern, die auf den flachen Seiten erst auf einem feinen Sandstein geschliffen, und dann viele hundert auf einmal in einer eisernen Form zusammengestellt, erst auf dem Fuß, demnächst auf dem Kopf zu beiden Seiten der Buchstabenfigur mit einem künstlich eingerichteten Hobel abgehobelt werden, damit sie alle ohne Unterschied eine durchaus vollkommen gleiche Höhe erhalten, ist diejenige Arbeit, die wohl die vorzüglichste Accurateſſe erfordert, der eigentlichen Verfertigung der Matrizen (oder Formen, in welche die Lettern gegossen werden) nicht zu erwähnen, als welche Herr Unger fertig von Herrn Didot in Paris kommen läßt, und so also die wahren berühmten Didotsche Lettern verfertigt. Ohngeachtet der vielen Geschäfte, welche Herr Unger, der zugleich Mitglied des Senats der Königlichen Akademie der bildenden Künste

Künste ist, bei seiner Aufsicht über die Schriftgießerei, über seine sehr weitläufige Druckerei und bei seinem ebenfalls beträchtlichen Verlag zu besorgen hat, beschäftigt sich derselbe dennoch überdem mit manchen andern nützlichen Nebenarbeiten und Erfindungen, besonders mit der Holzschnidekunst und deren mehrerer Vervollkommenung und Verfeinerung, wovon er mir zwei von seiner Hand gefertigte Proben zu einem mir sehr schätzbaren Andenken mitgab. Die eine ist ein ungemein wohlgerathener Versuch, die Holzschnidekunst, die sonst nur zu Buchdruckerstöcken und andern ähnlichen kleinen Figuren gebraucht wird, zur Abbildung und Vervielfältigung größerer vollständiger Zeichnungen und ganzer Gemälde, so wie die Kupferstecherkunst anzuwenden. Das zu dieser Absicht gewählte Gemälde ist eine Zeichnung von dem Hrn Director Node bei anderthalb Fuß hoch und fünfviertel Fuß breit, und stellt die Weiber von Weinsberg vor, wie sie, jede ihren Mann auf dem Nacken tragend, dem Kaiser Conrad aus dem Thor der Stadt entgegen ziehen.

Das andere Probestück ist eine Landkarte etwas über einen halben Fuß groß ins Gebirge, vom Oppelschen Kreise zum schlesischen Atlas gehörig, von Hrn Soymann gezeichnet, und von Herrn Unger in Holz geschnitten. Die Figuren auf
dieser

Dieser Karte, die Buchstaben, die Bezeichnung der Gränzen, der Wälder, der Berge, der Dörfer u. s. w. kurz alles, was auf einer Karte angegeben werden kann, ist auf dieser so deutlich und dabei so sauber und fein ausgedruckt, daß man sie schwerlich von einer in Kupfer gestochenen Karte unterscheiden wird.

Rühmlich und gewiß aller Beherzigung und Unterstützung werth ist die Absicht, wozu Herr Unger dieses Probestück verfertigt hat. Es soll nemlich dasselbe ein anschaulicher Belag zu dem von ihm ausgefundenen und gleichfalls im Druck herausgegebenen Vorschlag seyn, wie nemlich Landkarten auf eine sehr wohlfeile Art können gemeinnütziger gemacht werden. Herr Unger legt hiebei folgende wahre Sätze zum Grunde: „Eine Kupferplatte liefert höchstens etwas über fünf tausend Abdrücke, da von einem Holzschnitte wenigstens zweimal hunderttausend gemacht werden können, und zwar in einer gewöhnlichen Buchdruckerpresse. Der Kupferdrucker kann täglich höchstens 150 Abdrücke machen, der Buchdrucker aber 12 bis 1500.“

„Das Holzschneiden erfordert zwar mehr Zeit als das Kupferstechen, jedoch nicht völlig doppelt so viel. Indessen hat die Holzschnittekunst bei großen Karten auch wiederum den Vorzug,

daß man die Arbeit, ohne der Schönheit und Correctheit des ganzen zu Schaden (wenn man nemlich die zu einer einzigen Karte gehörige Platten aus mehreren Stücken zusammensetzt, welches bei Kupferplatten nicht angeht) an vier bis sechs verschiedene Künstler vertheilen kann; und durch diese Methode würde eine Karte in Holz weit eher, als eine in Kupfer zu Stande zu bringen seyn. #

Auf diese Sätze gründet Herr Unger nun bei in seiner Abhandlung ausführlicher vorgetragenen Vorschlag, jungen Leuten Anweisung zu der Kunst, in Holz zu schneiden, zu ertheilen, wäre es auch nur in dem Fach der Landkarten, und auf diese Art die Nürnberger und andre theurere Karten, zum Gebrauch für Schulen, unbedeutend zu machen, und an deren Statt ungleich wolfeilere liefern zu können.

Die Arbeit des Holzschneidens selbst scheint auch nichts weniger als schwer; Hr Unger zeigte mir nicht nur die Platte, womit jene kleinere Karte abgedruckt worden war, sondern auch noch eine größere, die bereits angefangen aber noch nicht vollendet war, wobei er so gefällig war, in meiner Gegenwart ein wenig fortzuarbeiten, um mich so wohl mit den Instrumenten als Handgriffen bekannt zu machen. Die Platte selbst ist

ein ohngefähr einem Zoll dickes, durchaus glatt gehobeltes Brett von Buchsbaum- oder Birnbaumholz. Dieses wird vorab mit einem feinen dünnen Firnis überzogen, damit die Dinte, womit die Zeichnung aufgetragen wird, nicht ausfließe. Je feiner, sauberer und netter nun diese Zeichnung geräth, wozu man sich der ostindischen Dinte, des sogenannten Tisches bedient, desto schöner geräth auch der Holzschnitt, als dessen ganze Behandlung nach vollendeter Zeichnung darin besteht, daß mit Hülfe sehr feiner Messerchens alles Holzwerk auf der Oberfläche, zwischen den schwarzen Strichen der Zeichnung sanft weggeschritten wird, so daß man am Ende nichts auf der Oberfläche als die bloße schwarze Zeichnung stehen bleibt, alles übrige ist alsdann vertieft. Die Messerchen, deren man sich dazu bedient, kann sich jeder, so wie Herr Unger auch thut, selbst verfertigen. Er nimmt nemlich dazu ganz kleine, ohngefähr einen Viertelzoll lange abgebrochene Stücke von feinen Uhrfedern, die mit dem einen Ende mit Hülfe von gewöhnlichem Siegellack an eine Schreibfeder befestigt und mit dem andern Ende auf einem feinen Schleiffstein, desgleichen sich die Balbiere bedienen, scharf, spitz oder rund abgeschliffen werden. Einige dieser Messerchen sind breiter andere schmaler, einige spitzig, andere stumpf und rund abgeschliffen, um überall, auch wo die Striche der Zeichnung auch

noch so nahe zusammenlaufen, hinkommen können. Die Befestigung dieser Messer mit Hülfe des Siegellacks an einen so schwachen Stiehl als eine Schreibfeder ist, ist überflüssig stark genug, und man darf bei der Arbeit nicht fürchten, daß sie abspringen werden, weil man obnehin nicht tief einschneiden noch beim Schneiden so viel Kraft anwenden darf, als zum Abspringen des Messers von seinem Stiehl erforderlich wäre. Die Hauptsache, worauf es bei dieser Arbeit ankommt, ist ein gutes Gesicht, und eine unermüdete Gedult.

Von dem türkischen Gesandten muß ich auch doch noch etwas sagen; der wenigstens damals in Berlin so sehr den Stof zu den Neuigkeiten des Tages darreichen mußte, daß man es ordentlich demjenigen, der nichts davon zu erzählen wüßte, abstreiten könnte, zu der Zeit in Berlin gewesen zu seyn. Da derselbe so wohl von Fremden, als von Berlinern häufig Besuche annahm und nicht leicht jemand, der ordentlich ausfahre, abgewiesen wurde, so ließ ich mich auch einmal hinfahren. Ich kam zwar einige Minuten zu spät, weil er kurz zuvor ausgegangen war. Indessen hatte der Wachthabende Officier die Gefälligkeit, mich überall in seinem Palais, herumzuführen, wobei ich überhaupt zur Bereicherung der Länder- und Völkerkunde die allge-

mein

meine Bemerkung zu machen Anlaß bekam, daß die Türken und Holländer, so sehr sie auch in Ansehung der Liebe zum Tobakrauchen übereinstimmend denken mögen, dennoch in Ansehung der Keuschheit sehr verschiedene Begriffe haben, und weit von einander abweichen. Auf der Treppe saßen auf verschiedenen Stufen die Bedienten des Gesandten, so unbeweglich, daß wenn man nicht aus dem Tobaksrauch, den sie aus ihren langen Röhren von sich bliesen, auf lebendige Geschöpfe einen Schluß hätte machen müssen, man sie für bekleidete Statuen angesehen hätte.

In dem ersten Zimmer, wohin ich geführt ward, saßen die sämtlichen Hausoffizianten, theils auf niedrigen Sophas, theils auf Matrazen, die über dem Boden ausgebreitet waren, ebenfalls so unbeweglich, wie jene auf der Treppe. Sie erwiderten meinen Gruß beim Eintritt mit einer kaum merklichen Bewegung des Kopfs und der Hand, und saßen nun wieder so steif und unverrückt in einer und der nemlichen Stellung, als ob sie dahin gepflanzt wären. Nur zwei derselben saßen auf ordentlichen Stühlen und spielten Schach auf einem sehr schmutzigen Brett, mit ganz groben und plump aus Holz geschnitzten Steinen. So bedachtsam und bis zur Trägheit langsam die Türken sonst zu seyn pflegen, so sehr vermiste ich doch hier, wo sie doch schicklich an-

gebracht gewesen wäre, diese Bedachtsamkeit. Im Gegentheil erfolgte hier Zug auf Zug mit solcher Schnelligkeit, daß so sehr ich auch alle meine Aufmerksamkeit anstrengte, nicht im Stande war, das Spiel zu übersehen. Ich redete den einen und den andern an, aber da sie eben so wenig der deutschen und französischen, als ich der arabischen Sprache kundig waren, so war unsere Unterredung sehr einsylbig, und am Ende derselben verließen wir uns einander eben so flug, als wir zu Anfang derselben gewesen waren.

Da wir uns von hier in die Küche begaben, so muß ich doch auch etwas von der türkischen Kochkunst anführen. Vor einem Feuer, über welchem man einen Ochsen hätte braten können, stand ein großer bärtiger Türke mit einer großen eisernen Kuchenpfanne, welche er ganz mit großen Stückern von baarem Fett (Hammelfett, wie es schien) angefüllt hatte, welches über dem mächtigsten Feuer mit solcher Heftigkeit briet, und kreischte, daß der Ton davon dem stärksten Platzregen gleich kam, und der dampfende Geruch mir fast den Athem benahm. Neben sich hatte er ein großes Gefäß mit rohem frisch verlesenem Gemüse (es waren ganze Spinatblätter) stehen. Nun goß er auf einmal die ganze Pfanne mit dem siedenden Fettklumpen auf das rohe und nasse Gemüse, und knete es unter schrecklichem Zischen dieser

sonderbaren Masse mit einem starken hölzernen Kochlöffel zusammen — Von diesem höllischen Gerichte, sagte mir der Officier, der mich herumführte, muß ich heute Mittag fressen, obgleich schon der bloße Anblick desselben mir ein Sodbrennen verursacht, denn der Herr Gesandte nimt es sehr übel wenn man auch nur eins seiner Gerichte vorbeigehen läßt, ohne sie wenigstens zu kosten; indessen wird man doch durch viele andere, besonders aus Reis verfertigte Gerichte schadlos gehalten, den sie auf mancherlei Art, sehr wohlschmeckend zu bereiten wissen. —

Täglich erzählte man sich zu der Zeit in Berlin von dem Herrn Gesandten oder seinem Gefolge neue Anekdoten, wovon ich, um doch eine Probe von türkischem Wisz zu geben, einige ausheben wil. Der vom Hofe dem Gesandten zugegebene Gesellschafts Cavallier stellte ihm einmal vor; es sey unschicklich und das berliner Publikum stoße sich daran, daß Se Roslenschen Exzellenz ihre Wäsche, um sie zu trocknen, so öffentlich zur Schau zum Fenster hinaus hängen ließen, worauf der Gesandte, der schon bei seinem ehemaligen Aufenthalt als Legationssecretär bei dem vorigen Gesandten Ahmet Effendi etwas Deutsch gelernt hatte, in gebrochenen Worten erwiderte: Muß doch trocknen. Der Cavaller that ihm hierauf den Vorschlag, die nach hinten ausgehende

hende Fenster des Palais dazu zu benutzen, was es Niemanden in die Augen falle, worauf er ihn mit der Antwort abfertigte: So befehl du, daß hinter die Sonne scheine.

Zweyen Damen, die den Gesandten besuchten, überreichte er, wie er gewöhnlich zu thun pflegte mit eigener Hand einiges Backwerk, hier indessen mit dem auffallenden Unterscheid, daß die eine ein weit größeres Stück als die andere erhielt. Jene sahe diese über diesen anscheinenden Vorzug mit einem triumphirenden Lächeln an, worauf letztere den Gesandten gradezu um die Ursache befragte, und sich beklagte, er müsse ihr wohl weniger gewogen seyn als ihrer Freundin, weil er dieser ein so viel größeres Stück gereicht hätte, worauf er ganz trocken antwortete: Nicht darum, aber Du hast ein klein Mund, must ein klein Stück haben — die da, ein groß Mund, muß auch ein groß Stück haben.

Vielleicht erwartet man, daß ich auch nun zum Schluß dieses Journals nach Gewohnheit der Reisebeschreiber auch etwas über den Charakter der Berliner sage; allein das Urtheil eines Reisenden, der sich nur acht Tage an einem so großen Ort aufhielt, könnte doch nicht anders als sehr einseitig ausfallen. Ueberhaupt können alle dergleichen allgemeine Urtheile über den Charakter

ter eines ganzen Volks oder eines so großen und gemischten Haufens als die Bewohner einer so volkreichen Hauptstadt ausmachen, immer nur zum Theil wahr seyn.

Es sind doch immer nur einzelne Classen von Menschen und Gesellschaften, die ein Reisender an einem solchen Ort, und wenn er sich auch noch so lange daselbst aufhält, zu beobachten Gelegenheit hat, und von diesen einzelnen wenigen Gesellschaften wäre es doch sehr trüglich, auf den allgemeinen Charakter der ganzen Menge in einer so großen Stadt einen Schluß machen wollen. So trüglich ist wenigstens das Urtheil eines gewissen sehr berühmten Mannes, der Berlin als den eigentlichen Sitz des Naturalismus, Deismus und selbst der Atheismus schildert, und in Rücksicht auf Moralität, Tugend, Zucht und Ehrbarkeit ein nicht viel günstigeres Urtheil fällt. Ich bin freilich Vergleichungsweise nur in wenigen und zwar ausgesuchten, aber mitunter doch auch in manchen großen und gemischten Gesellschaften gewesen; allein auch bei den heitersten witzigsten Scherzen, bei den muntersten Ergießungen einer fröhlichen Laune wurde doch alles, was die feinste und sittsamste Wohlständigkeit nur immer fordern mag, auf das strengste beobachtet. Selbst, sagte man mir, gehöre eine solche feine Aufmerksamkeit auf das, was man

De

Dezenz; nenne, mit zum guten Ton und zur guten Lebensart; derjenige, der es wagen wollte, öffentlich den Freigeist zu spielen, würde sich lächerlich, und den der Ehrbarkeit und Sittsamkeit verletzte, sich verächtlich machen — Ein Beweis, daß man doch auch in Berlin — ohngeachtet der Verderbtheit und Lasterhaftigkeit, die dort eben so wohl als in andern großen, und selbst manchen kleinen Städten gefunden werden mag — noch Achtung für Tugend und Ehrbarkeit hat und daß das Gefühl dafür noch nicht allgemein — wie jener berühmte Mann meinet, der aber, weil er krank war, Berlin bloß in seinem Zimmer beobachtete — ausgestorben ist. Auch in Ansehung der Religiosität, in sofern wenigstens die Liebe zum Gottesdienst und der fleißige Besuch der Kirche gewiß kein Zeichen von freigeistlicher Deismus u. s. w. ist, muß ich als Augenzeuge den Berlinern ein gutes Zeugnis geben. Ich fand die Kirchen, deren doch sehr viele in Berlin sind, immer weit häufiger angefüllt als das Schauspielhaus, deren doch auffer dem Opernhaus das aber im Sommer nicht gebraucht wird, nur ein einziges ist. In diesem fand ich noch immer leeren Platz, aber als ich in der Nicolaikirche den Oberconsistorialrath Köllner predigen hörte, waren nicht allein alle Sitze und Bänke, sondern selbst alle Gänge so mit Zuhörern vollgeproppft, daß ich kaum noch einen Raum finden konnte,

konnte, um die Predigt stehend anzuhören. Eine gleiche zahlreiche Versammlung fand ich meist in allen Kirchen, die ich besuchte. — Auffallend war es mir, was ich bei dieser Gelegenheit mit anmerkte, den Prediger in einem weissen Messgewand gleich einem katholischen Priester auftreten und die Kerzen auf den Kronleuchtern der Kirche brennen zu sehen, welches, wie mir auf meine Nachfrage gesagt wurde, jedesmal an Communionstage (es war grade Pfingsten) zu geschehen pflegt, wobei sich mir, ich weiß nicht wie, der Gedanke aufdrängte, daß der Gebrauch, auch jetzt noch am hellen Mittag Kerzen anzuzünden, eine Art Aufklärung sey, die ich in Berlin, außer allenfals in der Hedwigskirche nicht gesucht hätte.

Wenn ich übrigens noch etwas von dem Charakter der Berliner — versteht sich, derjenigen, die ich kennen lernte — sagen soll, so muß ich insbesondere ihre zuvorkommende Gefälligkeit, Höflichkeit und Gastfreiheit gegen Fremde rühmen. Ich war im eigentlichen Verstand ganz fremd an diesem Ort, ich kannte persöhnlich keine lebendige Seele, hatte auch keine schriftliche Adressen oder Empfehlungsschreiben an irgend jemand bei mir, und doch fand ich in allen den Häusern, in denen ich Zutritt suchte, und bei allen den würdigen Männern, deren Bekanntschaft ich wünschte,

nicht

nicht nur die gefälligste und freundschaftlichste Aufnahme, sondern eben diese Männer — und warum sollte ich hier nicht ihre Namen nennen? und die Empfindungen des Danks und der Hochschätzung, die sie mir eingeffößt, auf diese Art nicht auch öffentlich gestehn? — Diese Männer, Ein Sack, Spalding, Lüdke, Nikolai, Vos, Gillet, Sander, beiferten sich, mir meinen Aufenthalt so lange ich in Berlin war, recht angenehm zu machen, und hießen mich, ihre Familien diese Zeit über als meine eigene ansehen.

Bei einem so fürtreflichen ausgesuchten Umgang und bei den sonst so mannigfaltigen Unterhaltungen an einem an Merkwürdigkeiten so reichen Ort verfloßen mir die acht Tage meines Aufenthalts in Berlin, so angenehm und geschwind, als ob es nur ein einziger Tag gewesen wäre. Damit aber den Lesern die Beschreibung nicht länger dünke, als mir der Aufenthalt selbst, so ist es Zeit, daß ich hiemit schließe und also nur noch sage, daß ich meine Rückreise über Potsdam nahm, wo ich mich gleichfalls noch einen ganzen Tag verweilte, um Friedrichs Grab, sein Sanssouci mit seinen schönen Garten und alle übrigen dortigen Merkwürdigkeiten — wovon man gleichfalls in Nicolais Beschreibung der Königl. Residenzstätte 2c. die ausführlichste Schilderung findet — selbst in Augenschein zu nehmen

nehmen, worauf ich glücklich nach Magdeburg in die Arme der Meinigen zurückkehrte, und bald darauf mit ihnen die Rückreise nach Hause antrat, von der aber in meinem Journal nichts merkwürdiges aufgezeichnet steht, weswegen ich mich also hiemit dem geneigten Andenken meiner Leser mit Bezeugung meines Danks für die Geduld, womit Sie mich bisher auf diese Reise begleitet, so wie für den nachsichtsvollen Beifall, womit sie meine sonstigen Aufsätze in diesen nun geendigten Blättern aufgenommen haben, bestens empfehle.

T — ch.

II.

Der blinde Bettler!

Nach dem Französischen.

Ein glänzender Wisky hielt vor der Thüre des Grafen von R — welcher der würdige Minister eines großen Fürsten war. Ein junger Priester der Gerechtigkeit, schön, lächelnd, göttlich frisiert, steigt heraus, hüpfte mit leichtem Fuße die Treppe hinauf und stürzte sich mitten unter einen Zirkel von Damen in den Besuchsaal. Sie stehen auf und rufen in einem empfindsamen Tone:

Ach

Ach es ist unser lieber Neuborn, die Seele unsers Kränzchens! Wo kommen sie her? Vermuthlich von der Regierung? „Sie haben recht, meine schöne Damen! Themis hat mir die Augenblicke geraubt, die ich der Freundschaft weihen wollte. Die liebe Göttin ist von Natur sehr ernsthaft, und ich muß gestehen daß sie mich heute bis zum Sterben enthuirt hat.“ — Gab es keinen unterhaltenden Prozeß? — „Keinen. Doch ja. Man referirte die Klagschrift eines siebenzigjährigen Greises, dem sein Sohn ein kleines Erbe von zweihundert Thalern abstreiten will.

— Vermuthlich ist dieser Sohn in schlechten Umständen? — „Im Gegentheil er ist ein Erbsus; aber ein undankbarer, hartenherziger Unhold. Es nun es giebt dieser Leute so viel in der Welt!“ — Schrecklich! entsetzlich! — „Wenn sie ihn gesehen hätten diesen ehrlichen Vater, er würde Ihnen Thränen ausgepreßt haben. Er hat sich für seinen Sohn arm gemacht und dies ist nun sein Dank!“ — Ich liebe Ihre Wärme, Neuborn, sagte der Minister. Es freut mich daß Ihnen das Schicksal des Alten zu Herzen geht. — „Lassen Sie uns von dieser unlustigen Materie abbrechen, und eine Parthie Virebi machen,“ unterbrach ihn die schöne Präsidentin. „wir haben Sie mit Ungeduld erwartet.“ —

Ueber die Erscheinung ihres jungen Gesellschafters
ent

entzückt, setzten sich nun alle an den Spieltisch. Neuborn thronte mitten unter ihnen, ganze Wogen Goldes strömten aus seiner Börse, und das Spiel hub an. Kaum war es im Gange, so lies eine raube, mistönende Stimme im Hofe sich hören. Man horcht. Es ist ein Blinder, der das Lied des treuen Blondel herköllert und jeder Strophe die Ritornelle anhängt: „Gebt einem armen Blinden ein Almosen um Gotteswillen.“ Sein Gesang war so pathetisch, so sonderbar, daß die lauschenden Damen ihre Verwunderung nicht verbergen konnten. „Ach hören Sie doch, Herr Graf. Es ist zum Erstaunen, es ist ganz originell. Der Mann muß auch eine ganz eigene Physiognomie haben. Lassen Sie ihn doch heraufrufen, er muß uns sein Lied wiederholen, es wird zum Todlachen seyn.“ Aus Gefälligkeit für das Frauzimmer befahl der Graf einem seiner Bedienten den Blinden herauf zu holen. Der gute Alte erschien, und da er nicht sah, so konnte ihn nichts verblenden oder irre machen. Er krazte mit einem durch Apoll verwünschten Fiedelbogen seine Romanze und begleitete den Gesang mit so seltsamen Fragen, daß die Damen ein lautes Gelächter aufschlugen. Als er fertig war, näherte sich ihm der Graf, und fragte ihn in einem freundschaftlichen Tone: „Guter Mann! send ihr schon lange blind?“ — Noch nicht lange, mein lieber gnädiger Herr, ich war ehedem reich,
ich

ich war glücklich. — „Was hattet ihr für einen Stand? “ — Den edelsten, den nützlichsten, ich war ein Ackermann. — „Was hat euch denn so herunter gebracht?“ — Ein Sohn, ein treulosser Sohn, den ich liebte, und der nun seinen alten Vater verachtet, nachdem er ihn an den Bettelstab gebracht hat. — „Das Ungeheuer! Hat er Vermögen?“ — Ich habe das Meinige an ihn gewandt; die Erziehung, die ich ihm gab, hat ihm ein einträgliches Amt, mächtige Gönner, ja so gar den Adel erworben. — „Und er vernichtet euch?“ — Dieses ist ihm nicht genug. Müde mich zu sehen, müde sich zu schämen, nicht etwa seines Verbrechens, sondern meines Elendes, das doch sein Werk ist, hat er mich vor drei Jahren einsperren lassen; dreißig Monate schmachtete ich in einem Hospital, wo ich das Gesicht verlor. . . . Ach Gott, wenn ich daran denke! . . . Kummer, Elend, Krankheit, alles nagte an mein Leben; das Grab war meine letzte, einzige Hoffnung, doch auch diese Ruhestätte verschloß sich unter meinem Fuße; ich erholte mich wieder, und mußte bald darauf das Armenhaus verlassen, weil ich nicht mehr arbeiten konnte, und mein kümmerliches Kostgeld unrichtig bezahlt wurde. Ich ward ein Bettler, allein ich gebe nur des Nachts meinem Brode nach, aus Furcht des Tages erkannt und von meinem grausamen Sohne zum andernmal eingesezt zu werden. — Diese Worte, die der

Alte kaum aussprechen konnte, drangen allen Damen ans Herz, und ihr zierlicher Spielgefelle, der weit blässer und gerührter ausfab als die übrigen, schien mit einem tödtlichen Verdrusse zu kämpfen. Der Graf der seine Betäubung wahrnahm, sagte ihm ganz bestürzt: „Wie? es wird Ihnen übel, mein lieber Neuborn?“ — Neuborn? rief der Blinde. Ja er ist's. — „Wer?“ — Mein Sohn, dieses ist sein jetziger Name. — Ha Vater! rief endlich Neuborn voll Verzweiflung, wie konntet ihr... Er redete nicht aus, und eilte wütend aus dem Saale, wo er jedermann im tiefsten Erstaunen zurück ließ... Der arme Blinde zerfloß in Thränen, und konnte mit genauer Noth die gebrochenen Worte stammeln: „Ach gnädiger Herr, ich bin verloren! Er war hier, er hat mich gekannt, ich bin verloren.“ — Nein mein guter Alter, erwiderte der gerührte Graf. Ihr seyd nicht verloren. Ich nehme euch unter meinem Schutz. Das Ungeheuer! Er sprach so eben von Undank. Er!... Ueber diesen Neben bemerkte der Graf auf dem Spieltische Neuborns Geldbörse, die er hatte liegen lassen. Er nahm sie, es waren zwanzig Ducaten darin. Er legte noch fünfzehn hinzu, die Neuborn eben gewonnen hatte, und indem er das Gold dem Blinden zustellte sagte er: „Hier unglücklicher Mann, hier ist etwas auf Abschlag der Wohlthaten, die Euer unwürdiger Sohn von

Euch empfangen hat. Nehmt diese Börse, und dankt der Vorsehung die Euch in mein Haus führte. Euer Lied hat Euch wohl nie so viel eingetragen als heute. . . ." Der Blinde mußte im gräßlichen Pallaſte schlafen. Den folgenden Tag erzählte der Minister diese Begebenheit dem Fürsten. Dieser nahm sich des unglücklichen Vaters an, und bald mußte der grausame Neuhorn, seines Amtes beraubt und überall verspottet, seine Schande in einer entfernten Provinz verbergen. Allein die Gewissensbisse folgten ihm nach, sie nagten ihm am Herzen und verkürzten sein Leben, daß er mit dem schändlichsten aller Laster, dem Undank, besleckt hat.

Pfeffel,

III.

Friedrich der Zweite vor der Schlacht bei Rossbach.

Alles was ich dem unvergeßlichen König, auf welchen die Ehren stolz seyn können, aufreiben kann, interessirt mich, wenn's anders von glaubwürdigen Zeugen bestätigt wird. So denk ich, muß es auch einem jeden andern Verehrer dieses Einzigen gehen. Es sind dann doch immer

mer Züge zur Ausmalung seines Bildes. Der künftige Charakteristiker kann solche Anekdoten benutzen, denn noch fand dieser König keinen seiner ganz würdigen Biografen. —

Man weiß es, daß in dem thatenvollen Krieg von 7 Jahren, das Glück der Waffen außerordentlich wandelbar war. Bald setzte Friedrich II. den Fuß seinen Feinden auf den Nacken und bald fand er sich auch in der Klemme. Dies letztere war auch der Fall vor dem in der Rubrik genannten glücklichen Treffen, welches in seinen Folgen so wichtig war und dem eingeengten König Luft machte. — Einer meiner Freunde, der die Leipziger Messe besucht, und überhaupt in Sachsen kein Fremdling ist, erzählte mir neulich aus dem Munde eines edlen Greises, bei welchem er in der Gegend von Rosbach eingekehrt war, folgenden auf diese Affaire Beziehung habenden Umstand. Mein Freund soll selbst referiren:

Auf einer meiner letztern Reisen durch Sachsen fand ich in einem Gasthaus an der Wand eines Zimmers folgende Note: „Place du repos de Frederic II. dans la nuit avant la bataille près de Rosbach le 5. Novembre 1757.“ D. i. Ruhestätte Friedrichs I. in der Nacht vor der Schlacht bei Rosbach den 5. November 1757. Ich verweilte bei diesem Denkmal und ließ es mir von

dem Greifen, einem enthusiastischen Verehrer des großen Königs, erklären. „Ich war, sprach er, so glücklich, zu der eben bemerkten Zeit den König bei mir in meinem Hause zu sehen. Ganz abgemattet und ermüdet von den Strapazen, arbeitend unter Kriegsforgen — gieng er in dieses Zimmer. Die gewöhnliche Heiterkeit schien ihn verlassen zu haben. Man konnte es ihm anmerken, daß er große Gedanken dachte — große Pläne wälzte. Er entfernte sein Gefolge von sich und ruhte hier einige Stunden aus. Hier auf erschien er wieder ganz aufgemuntert und heiter. Man sah ihm seine gewohnte Festigkeit an. Nach dem gelieferten Treffen kam der König wieder in mein Haus. Auf dieser Wand sah ich diese Zeilen, bei welchen ich oft stehen bleib und den großen König bewundere.“ So weit der Greis.

Unter allen hervorstehenden Zügen Friedrichs des II. staun ich am meisten über seine Geseztheit und Entschlossenheit in Gefahren. Das veräth immer eine große Seele, die viele Resourcen in sich hat. Ich will den Leser nur noch auf ein einziges Beispiel aufmerksam machen, welches uns der vortrefliche Herr Inspector Köster in Magdeburg in seiner Schrift: Bruchstück aus meinem Campagnen Leben (den Ueberfall bei Zochkirch betreffend) anführt. Nach dem ebenerwähnt-

währnten Ueberfall war der König gewis in einer mislichen Lage. Auf der Anhöhe bei Bauzen sammelte er die Trümmer seiner Armee, der man zwar die Kanonen — aber nicht den Streitmuth hatte nehmen können. Hier stand er auf einem Hügel, gelehnt auf seinen Krückenstock. *) Seine Officiere schlossen um ihn einen Kreis. Ganz fühlte er seinen Verlust. Aber nach etwaiger Sammlung und getroffenen Dispositionen richtete er sich wieder auf, und Hofnung, Durchsicht verklärte sein Angesicht.

Er wich dem Unglück nicht — both ihm viel, mehr die Stirne. **)

IV.

Die Magd beim Pulverfaß.

Ein Pulverhändler in einer großen Stadt in N* schickte seine Magd mit einer kleinen Unschlittkerze auf den Speicher, wo aus Versehen ein

*) Herrliches Sujet zu einem Kupferstich gab dieser Vorfall. Man würde diesem gut ausgeführten Stück Abnehmer genug versprechen können.

**) Tu ne cede malis; sed contra gudentior ito.

ein Pulverfaß unzugedeckt geblieben war. Diese glaubte, es wär Rübſamen, womit ihr Herr auch handelte, und ſtellte unbesorgt ihr Licht darin, während daß ſie ihre Geſchäfte oben verrichtete. In der Eil vergaß ſie das Licht mitzunehmen und ließ ſelbiges in der gefährlichen Lage ſtehen. Wie ſie herunter kam, merkte ihr Herr, daß ſie das Licht nicht mitbrachte. Er vernahm von ihr, daß ſie's in das Faß mit Saamen geſtellt hätte. Wie ein Blitz fuhr's ihm durch die Seele: Vielleicht wird ſo dein Haus geſprengt und ſelbſt haſt du's dir zuzuschreiben. Den begangenen Fehler machte er indessen dadurch gut und entgieng die fernere traurigen Folgen, daß er, ohne ſich die Beſtürzung anmerken zu laſſen, die Magd wieder hinauf ſchickte, um das Licht zu holen. Sie that's ohn etwas zu befürchten — ohne die große Gefahr zu ahnden, der ſie entgegen gieng. Glücklicher brachte ſie das Licht mit herunter, welches noch nicht gezündet hatte.

So hängt das Schwerdt oft an einem Haar über unſerm Haupt und trifft uns dennoch nicht.

V.

Unvorsichtigkeit beim Scheibenschießer.

Die Mutter eines Furchtsamen und Vorsichtigen pflegt nicht zu weinen.

So sagt man im Sprüchwort. Und gewiß wolgeordnete Vorsichtigkeit kann man nicht genug empfehlen.

In einer gewissen Stadt im — — schoß man vor einiger Zeit nach der Scheibe, wobei man aber vergaß, die Bahn weit genug von dem Wege zu verlegen und das Fliegen der Kugeln zu verhindern. Der Prediger des Orts gieng seinen gewöhnlichen Weg spazieren — beschäftigt mit Selbstgesprächen und Betrachtungen. Huch! — Da rauscht eine Kugel am Kopf vorbei, die leicht seinen Tagen hätte ein Ende machen können. Sie schadete ihm aber nicht, und er gab einen neuen Beweis, daß Gottes Schild uns manchmal in nahen und ungesesehenen Gefahren mächtig decket.

Ueberhaupt kann die Vorsichtigkeit beym Schießgewehr nicht genug empfohlen werden. Ein gewisser Gelehrter hatte einmal einen Officier
bei

Bei sich, mit welchem er sich auf seinem Studierzimmer über verschiedene Gegenstände unterhielt. Auch hieng da eine Jagdflinte. Man nahm sie herunter keiner vermuthete, daß sie geladen war. Der Officier schlug an und zielte dahin, wo der Besitzer derselben gemeiniglich zu schreiben und zu studieren pflegte. Die Flinte war geladen — gieng los und nahm einen großen Theil der Wand mit. Wie sehr war der Gelehrte hier in Gefahr. Denn allem Anschein nach hätte der Officier wenn er auch da geseßen war, doch dahin gezielt, weil sie Freunde waren und keinen Schuß im Gewehr vermutheten. Wie viel Beispiele von den traurigen Folgen des unvorsichtigen Gebrauchs des Schießgewehrs sind nicht vorhanden? wie mancher verlor dadurch sein Auge oder nahm sonst Schaden? Möchte man sich doch durch solche Unfälle warnen lassen! —

VI.

Die eigennützigte Freigebigkeit.

Ein Knabe in R. hatte von seinen Eltern oft gehört, daß Wohlthätigkeit gegen Dürftige nie unbelohnt bleibe und daß man den Ertrag der Almosen doppelt und dreifach zurück zu erwarten hätte.

hätte. Der Knabe verstand dies ganz buchstäblich und nahm sich vor, die Wahrheit davon baldmöglichst zu experimentiren. Bei dem Almosen-sammeln gab er seinen ganzen Besizthum zum Behuf der Armen in der Meinung weg, daß das Kapital mit reichlichen Zinsen wieder einkehren würde. Er vermuthete des Morgens die Taschen gefüllt — Wie sich das nicht ereignete, kam er schluchzend zu seinen Eltern und warf ihnen die Falschheit und Unrichtigkeit ihrer Zusagen und Angaben vor, wovon er sich nun hinreichend überzeugt hätte. Wiedergefunden hätte er nichts. Er würde sich wohl vor weitere Ausgaben zu hüten wissen.

Wie dieser Knabe machens auch viele Alten. Ihre Freigebigkeit leidet gleich Noth, wenn sie den Saamen nicht alsobald aufgehen sehen. Sie wollen dem Herrn nichts leihen — nichts creditiren. Ueberhaupt bedenkt man nicht, daß es in dem wohlthätigen Plan der Vorsicht auch liegt, daß die guten Folgen guter Handlungen nicht immer so nahe in einander greifen. In mancher Rücksicht ist solches heilsam und unserm Eifer im Guten förderlich. —

VII.

Beruhigung mit eigener Hingabe:

Man hört oft von Leidenden, daß ihre Tröster sie bloß mit Worten abspeisen und deswegen zu den leidigen Trobströßern gehören. Den Vorwurf verdienen die aber nicht, die gern Hand an's Werk legen, die misliche Lage ihres Bruders zu verbessern — Die sich's etwas kosten lassen.

Der bekannte Hofprediger Fronoret in Berlin hatt' außerordentlich viele Mühe, seine Predigten zu memoriren. Er mußte sie gleichsam in's Gedächtnis schieben. Und dann fiel ihm der Vortrag doch noch immer sehr schwer. In dem 70ten Jahr seines Lebens hatt' er einmal das Unglück, stecken zu bleiben. Dieser Umstand brachte den alten Mann, dessen anderweitigen Verdienste entschrieben waren, so herunter, daß er seine Gemeinde um Verzeihung bat und aus Niedergeschlagenheit die Kanzel scheute. Beaufobre der Ältere suchte ihn zu trösten und darüber zu beruhigen. Alle Gründe wollten nicht verfangen. Endlich sprach er zu seinem leidenden Kollegen: Wüßt' ich, daß es zu ihrer Beruhigung und Ermunterung gereichte, so wollt ich am nächsten

Sonntag

Sonntag ihnen zu Liebe vor der ganzen Gemein-
de auch einmal verstummen, um mit ihnen die-
ses Loos zu theilen. Das war doch vieles für
einen bekümmerten Freund angeboten! —

VIII.

An das neue Jahr.

Willkommen, jüngster Sohn der alternden Zeit,
Neues Jahr!

Willkommen auf unsern Gränzen.

Suchst du im Elend Schmachende? —

Sie werden jedem deiner Tritte

Zu Schaaren begegnen:

Tröste sie!

Suchst du die Fröhlichen? —

Wo der Blick weinender Unschuld sich wegwendet,

Dort wirst du sie finden:

Warne sie!!

Suchst du, die sich auflehnen

Wider den Herrn und seinen Gesalbten?

Ach; sie belagern den Erdkreis:

Stürze sie!!!

Suchst

Suchst du, die nach dem Herrn noch fragen?
Ach; sie gehn einsam in den
Wüsten des Lebens,
Suchen Weide und finden sie nicht:
Sammle sie!

Suchst du Germaniens Schmuck?
Die Krone des Landes? —
Such im Getümmel des Feldes,
Unter klirrenden Waffen:
Dort wirst du Ihn finden,
Den Sanften, den Edlen, den Frommen,
Friedrich Wilhelm — —
Den Herrn seiner Knechte,
Den Knecht seines Herrn!
Führ' Ihn zurück!!!

Krone mit Palmen den Sieger,
Und — daß keiner deiner Brüder
Aus Ihn, den Vielgeliebten,
Wieder raubt!!

Bis die vergängliche Palme,
Gewunden im Staube,
Entgegenwelkt — der unvergänglichen Krone
Ew'ger Belohnung!!!

Wilhelmine Brumbey geb. Martini.

Inhalt

des Sechsten Jahrgangs

der Niederrheinischen Unterhaltungen.

Januar. 1. Vorschläge zur Abstellung einiger Mißbräuche und Beschwerden des geselligen Lebens. 2. Noch einige Fragmente aus meinem Reisejournal im Sommer 1791 an M****. 3. Unarchiemäßiges Betragen der Franzosen auch ausserhalb Frankreich. 4. Wichtige Anzeige. Das von dem Herrn Doctor Moneta bekannt gemachte Mittel, wider den Biß toller Hunde, betreffend. 5. Aus der Grafschaft Mark, d. 14. N. 1791. 6. Miscellaneen.

Februar. 1. Aus der Grafschaft Mark, 1c. Forts. 2. Fortgesetzte Fragmente aus meinem Reisejournal 1c. 3. Ueber die Priesterehe. 4. Ueber Epikur. Für einige Leser der nachgelassenen Schriften Friedrichs II. 5. Ländliche Gedächtnißfeier des J. J. Rousseau zu Montmorency. 6. An Grimaldi.

März. 1. Abschaffung der Duelle. 2. Beispiele eines ausserordentlichen Gedächtnisses. 3. Noch ein Paar Inquisitionsgeschichten. 4. Leben, Meinungen und Thaten des jetzigen Kaisers von Marokko. 5. Ueber heutigen Freiheitsdrang. Ein Paar Parodien auf das bekannte Rheinweinkelied von Almus: Bekränz mit Laub 1c. 6. Wetterbeobachtung 7. Beitrag zur Toleranz.

April. 1. Leben, Meinungen und Thaten des jetzigen Kaisers von Marokko. Fortsetzung. 2. Anekdoten die französische Revolution betreffend. 3. Der beherzte Freigeist. 4. Der reiche Bettler. 5. Merkwürdige Warnung vor der Trunkenheit. 6. Ode auf den Tod des Kaisers Leopold II. 7. Anrede an des

Inhalt.

Kronprinzen Königl. Hoheit im Kammergericht zu Berlin.

May. 1. Anekdoten und Bemerkungen aus der Naturbeschreibung der Thiere. 2. Noch etwas und wahrscheinlich das Letzte von dem Vermächtnisfabrikant Masius. 3. Einige bewährte Hausmittel. 4. Etwas von Domingo. 5. Nützlicher Vorschlag und Anweisung ein Pferd für die Hälfte der sonst gewöhnlichen Kosten zu füttern. 6. Verfertigungsart eines durch vorzügliche Güte auszeichnenden Poliments zur Glanzvergoldung. 7. Ein neues Zuckerersparendes Surrogat des Caffee. 8. Bekanntmachung eines Hauspflasters von außerordentlicher und bewundernswürdiger Heilkräft. 9. Fortsetzung der Anekdoten, die französische Revolution betreffend. 10. Altdeutsche Redlichkeit. 11. Noch einige Nachrichten das Junkersche Sonnenmikroskop betreffend. 12. Oeffentliche Anstalten.

Juny. 1. Die Königsmörder. 2. Beispiele der Standhaftigkeit und der Liebe zum Vaterlande. 3. Großmüthige Menschenliebe eines Armen. 4. Schilderung eines gutmüthigen Völkchens in Afrika. 5. Ein Paar Anekdoten, von dem Kaiserl. Bibliothekar Düval. 7. Auszug aus den Bekenntnissen des Grafen von C***. 8. Ein Paar Sinngedichte. 9. Einfälle. (U. d. Französ.) 10. Churfürstliche Königl. Verordnung den Traueraufwand betreffend.

July. 1. Arion, oder der gerettete Musikus. 2. Beispiele des lebhaftesten Witzes und der schnellsten Fassungskraft bei Kindern. 3. Auszug eines Briefes von L. d. 5. Junn. 4. Der Wunderdocter. 5. Die Gebrüder Hardi in Pöln. 6. Reichthum, wo man ihn nicht sucht. 7. Nachricht von einer

Inhalt.

gemeinnützigen und wohlthätigen Anstalt.
8. Toleranznachricht. 9. Öffentliche An-
stalten 10. Schriftstellerei in Deutschland.
11. Ein Quib pro Duo. 12. Anekdote.
13. Vom Nutzen des Safts vom Uhorn-
baum. 14. Auffallende schöne Wirkung ei-
ner öffentlichen Schulprüfung in Rußland.
15. Miscellaneen. 16. Wie die Nähnadeln
verfertigt werden. 17. Schriftstellerprobe.
18. Kryptographie.

August. 1. Belehrungen über die Verfertigung
guter Barometer und Thermometer und
deren Gebrauch im gem. Leben. von Müller.
2. Die Königsmörder. von N—d—r. 3.
Frohleichnamtsfest und Erleuchtung der
Peterkirche am Peterstage in Rom. 4.
Möchten doch alle Großen so denken. 5.
Cartoffelgrüße zu machen. 6. Einen für
das Wasser undurchdringlichen Kutt zu
verfertigen. 7. An die Herren Herausge-
ber der N. U. 8. Auflösung der kryptogra-
phischen Aufgabe im vorigen Hest.

September. 1. Ein Traum. 2. Zur Beherzi-
gung für jedermann. 3. Der Blut- oder
Goldfink. 4. Einige Anekdoten a d 7jäh-
rigen Kriege. 5. Merkwürdige Probe von
der Treue Friedrichs II. in dem Halten
seines gegebenen Wortes. 6. Edle Herz-
haftigkeit. 7. Sparsamkeit am rechten Ort.
7. Edle Raue. 9. Kriegsgefang eines
preuß. Grenadiers. 10. Gesundheit bei
der Feier des Geburtstags Seiner König-
lichen Majestät. 11. Wichtige Rüge des
versteckten Stolzes. 12. Eine freimüthige
Antwort. 13. Noch eine Probe von Kryp-
tographie.

Oktober. 1. Liebe ist oft die Triebfeder der glän-
zendsten und rührendsten Handlungen. 2.
Ein merkwürdiger Traum. 3. Poetische

Inhalt:

Aufsätze. 4. Die Sinne täuschen. 5. Umleitung zum bequemern und vervielfältigtem Gebrauch des Junkerschen Sonnenmikroskops. 6. Auszug eines Briefs von D. d. 6. Okt. 1792. 7. Die edle Genügsamkeit. 8. Geld bringt Sorgen. 9. Nachtheiliche Reclamation. 10. Mittel die Maulwürfe zu vertreiben. 11. Wunderbare Krankheitsgeschichte. 12. Anwendung der Königsbirnen im Haus- und Wirtschaftswesen. 13. Merkwürdiges Testament.

November. 1. Der betrogene Mauthner. 2. Müsserhafte Arbeitsamkeit und Berufsstreue. 3. Treffende Antwort eines Rationnenen. 4. Edle und große Seelen wo man sie oft nicht erwartet. 5. Merkwürdiges Alter eines Falken. 6. Nachricht von einem außerordentlichen Virtuosen auf dem allereinfachsten Instrument. 7. Vorschlag statt der Seife mit Kartoffeln zu waschen. 8. Die graue Stute ist das bessere Pferd. 9. Beitrag zur Geschichte der Kriegsfolgen. 10. Fayette. 11. Ueber Neckers Abhandlung von der vollziehenden Gewalt in großen Staaten. 12. Von Materialien, die sich von selbst entzünden, und Feuerbrünste veranlassen können. 13. Gemeinhüßige Nachrichten.

December. 1. Beschluß der Fragmente aus meinem Reisejournal im Sommer 1791. 2. Der blinde Bettler. Nach dem Französisch. 3. Friedrich der II vor der Schlacht bei Rossbach. 4. Die Magd beim Pulverfaß. 5. Unvorsichtigkeit beim Scheibenschießen. 6. Die eigennüßige Freigebigkeit. 7. Beruhigung mit eigener Hingabe. 8. An das neue Jahr.

TIFFEN® Gray Scale

© The Tiffen Company, 2007

R	G	B	W	G	K	C	Y	M

A	1	2	3	4	5	6	M	8	9	10	11	12	13	14	15	B	17	18	19
---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----	----	----	---	----	----	----

5. Ut
fältigster
amitros
n D. d.
stantit.
liche Ne
würte zu
theitsge
13. Werk
hner. 2.
aufstreu
numenen
n sie oft
Alter ei
nem auf
allereins
lag stark
hen. 8.
sed. 9.
gefolgen
Abhand
t in gro
hen, die
verbrün
schützige
aus mei
91. 2.
Französis
lacht bei
alverfab
schützen
7. Veru
An das

